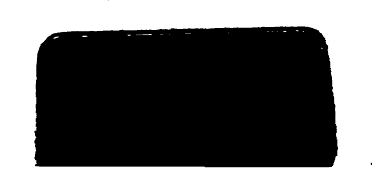




Schelling als Persönlichkeit

Briefe, Reden, Aufsätze.

Herausgegeben von

Otto Braun

Fritz Eckardt Verlag Leipzig 190



Schelling als Persönlichkeit.






SCHELLING.

Schelling

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Schelling
als Persönlichkeit
Briefe, Reden, Aufsätze.

Herausgegeben von
Otto Braun

Fritz Eckardt Verlag Leipzig 1908.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Sr. Exzellenz

Herrn Staatsminister Dr. Herman v. Schelling

in aufrichtiger Ergebenheit
und Dankbarkeit

gewidmet.

Vorwort.

Das Interesse an der spekulativen Philosophie und speziell an Schelling ist in den letzten Jahren bedeutend gestiegen. Die Schelling-Auswahl in dem Verlage dieser Schrift hat dem Denker neue Freunde gewonnen und ich selbst habe mich in mehreren größeren Arbeiten[1] und kleineren Artikeln bemüht, die tiefsinnigen Gedanken des Philosophen der Zeit zuzuführen. Dabei ergab sich mir, daß es zu der uns heute oft fremdartig anmutenden Lehre des Denkers eines Führers bedarf und daß wir diesen Führer in dem Studium der geistigen Persönlichkeit Schellings haben. Dieses Geisteswesen spricht sich aber unmittelbar — außer in den Werken — in den Briefen aus, die wir zahlreich von dem Denker besitzen, trotzdem in diese gewiß auch die Rücksicht auf den Adressaten hineinwirkt. Neben den größern Werken stehen dann noch die kleinern Aufsätze und Gelegenheitsreden, in denen Schelling offen seine Absichten und seine Lebensauffassung zum Ausdruck bringt. So habe ich denn im folgenden versucht, das Wichtigste aus Briefen, Reden und Aufsätzen auszuwählen, das uns das Wesen der Persönlichkeit erschließt. Damit wurde gleichzeitig eine gewisse Ergänzung zu der größern Auswahlausgabe geschaffen. Die Briefe an Schelling sollen ebenfalls seiner Kennzeichnung dienen.

Außer der umfassenden Briefsammlung „Aus Schellings Leben", in Briefen, 3 Bände, Leipzig 1869, kamen zur Auswahl noch die Sammlungen in Betracht:

Fichtes und Schellings philosophischer Briefwechsel, herausgegeben von J. H. Fichte und K. Fr. A. Schelling, Stuttgart und Augsburg 1856.

---

[1] „Schellings geistige Wandlungen in den Jahren 1800—1810", Quelle & Meyer, 1906. „Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" (Ausgabe) ibid. „Hinauf zum Idealismus" bei Fritz Eckardt, 1908.

König Maximilian II. von Bayern und Schelling. Briefwechsel herausgegeben von Trost und Leist. Stuttgart 1890. (Mit gütiger Erlaubnis der Cottaschen Verlagsbuchhandlung.)

Briefe von Schelling entnahm ich fernerhin den Werken:

Sulpiz Boisserée, Stuttgart 1862.

Goethe und die Romantik. Schriften der Goethe-Gesellschaft. 13. Band. (Mit gütiger Erlaubnis des Vorstandes.)

Briefe an Schelling enthalten:

Rosenkranz, „Hegels Leben"; Hegels sämtliche Werke, Supplementband.

Caroline, Briefe, herausgegeben von G. Waitz, Leipzig 1871.

Ch. C. J. Freiherr von Bunsen, aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe von Nippold, Leipzig 1871.

Diesen schon gedruckten Briefen kann ich drei bisher noch unbekannte anfügen. Exzellenz Staatsminister Dr. H. v. Schelling, der jüngste Sohn des Denkers, hat die große Güte gehabt, mir den handschriftlichen Nachlaß des Philosophen zur Bearbeitung anzuvertrauen. Dem Nachlaß sind die drei Briefe entnommen. Um den Reichtum an ungedruckten Briefen auszuschöpfen, erweist sich eine philologisch-wissenschaftliche Ausgabe als notwendig. — Als bescheidenen Dank für das mir bewiesene Vertrauen sei diese Auswahl Sr. Exzellenz ganz ergebenst zugeeignet.

Auslassungen von mir innerhalb der Briefe sind mit Punkten . . . angedeutet. —

Viele Wege führen zu dem tatkräftigen Idealismus, dem die Tiefe unserer Zeit zutreibt. Durch Schelling führt jedenfalls auch einer und nicht der schlechteste! Schelling kann begeistern, auch heute noch; ich hoffe, daß diese anspruchslose Ausgabe dazu beitragen kann. Sie ist nicht für solche berechtigt, die über Schelling selbst wissenschaftlich arbeiten wollen. Sie richtet sich vornehmlich an alle die, welche nach einer geistigen Vertiefung ihres Wesens, nach einer echt idealistischen Lebensanschauung trachten. Möge sie manchem bei seinem Streben behilflich sein!

Hamburg, im Oktober 1908.

O. Braun.

Umgeben rings von hoher Berge Kette,
Durch die der Rhein als Jüngling fließt,
Fandst du, geliebter Vater, jene Stätte,
Die dich als Sterblicher beschließt.

Doch höher als der Alpen Zinnen ragen
Erhob sich dein Gedankenflug,
Und weiter als des Stromes Fluten tragen,
Ging deines Herzens großer Zug.

Dir war der seltne Doppelblick zu eigen,
Natur als Geist, Geist als Natur zu sehn.
Bis einst der Rhein versiegt, die Berge weichen,
Wird deines Namens Ruhm bestehn.

(Von Schellings ältestem Sohne auf den Tod des Vaters am 20. August 1854 in Ragaz.)



Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Briefe.

Briefe von Schelling an

Briefe an Schelling von

Einleitung.

(Schelling als Persönlichkeit.)

Das tiefste Geheimnis des Menschenwesens ist die Persönlichkeit — ein Geheimnis jedenfalls für die zergliedernde und an Begriffe gefesselte Wissenschaft. Für unser Gemüt, für unsern innern Sinn ist sie eigentlich das Klarste, was es gibt: unmittelbar empfinden wir einem großen Menschen gegenüber den „Zauber der Persönlichkeit"; namentlich wenn wir im Leben ihm begegnen. Doch auch aus den Werken und sonstigen erhaltenen Lebensäußerungen spricht einen unmittelbar das an, was wir im höchsten Sinne „persönlich" nennen. Und doch können wir es nicht fassen, nicht klar in Begriffe umsetzen — wie all das Größte, das es im menschlichen Kreise gibt: Gott, Liebe, Freiheit. Das Heiligste läßt sich wohl deutlich und stark empfinden, es hat im Gefühl seine Realität — aber es läßt sich nicht mit dürren Begriffen einschnüren, um es jedem Menschen fertig darzubieten, den es danach verlangt. „Das Höchste kann man, eben weil es unaussprechlich ist, nur symbolisch sagen" (Friedrich Schlegel). So ist denn die berufenste Künderin alles Unfaßbaren die Kunst, die so unmittelbar das Tiefste dem Menschen vor die Seele zu stellen vermag.

Aber können wir uns bei ihr beruhigen? Die Geistesgeschichte der Menschheit lehrt, daß wir es nicht können! Für die Lebensbetätigung ist Klarheit notwendig, klare Erkenntnis des Lebenszieles und der Mittel, es zu erreichen. Das kann und soll die Kunst nicht geben, sie wendet sich an Empfindung und Gefühl, nicht an den Verstand. So werden die Menschen, die sich nur von künstlerischen Wallungen leiten lassen, schwach und verschwommen, sie verlieren die notwendige Lebensenergie, das klare Wollen, das Streben nach gesetztem Ziel[1]. Alle nur „künstlerische Kultur" verweichlicht, wenn ihr nicht die stählende Arbeit der Wissen-

[1] Ich rede hier nicht von dem künstlerischen Genius, sondern von den Durchschnittsmenschen, die so gern für „ästhetische Kultur" schwärmen.

schaft zur Seite steht. Wir können die Klarheit der Begriffe nicht entbehren, denn nur durch sie bekommen wir die Macht in unsere Gewalt, werden wir Herren über das All. Wohl geht manches verloren von den unaussprechlich feinen Beziehungen namentlich der geistigen Dinge, wenn wir versuchen, sie zu „begreifen". Aber der ganze Reichtum des Kosmos erschließt sich erst dem Menschenhirn, wenn wir das einzelne fixieren können, da wir eben nicht das ganze All in einer Anschauung zu erleben vermögen, wie nur der unendliche Verstand Gottes es kann.

So gilt auch der Erforschung des Wesens der Persönlichkeit gegenüber: wir müssen versuchen, zu klarer Begriffserkenntnis vorzudringen. Wir können uns nicht damit begnügen, daß im Drama Persönlichkeiten vor uns hingestellt werden, obgleich der Dichter ja den Vorteil hat, durch die Handlungen die Persönlichkeiten zu charakterisieren, gerade so, wie sie uns im Leben gegenübertreten. Die Wissenschaft hat es dabei viel schwerer: sie kann immer nur tastend aus den äußeren Verzweigungen der Lebensbetätigung auf den einheitlichen Kern schließen, alle Schilderung von geistiger Eigenart hat etwas Hypothetisches. Die einzige Garantie für die Richtigkeit einer solchen Hypothese bietet der Nachweis, daß durch sie die tatsächlichen Äußerungen der Persönlichkeit erklärt werden und daß sich ein einheitliches Bild ergibt.

So müssen wir denn auch bei Schelling versuchen, den einheitlichen Grund seiner Geistesart zu finden. Es empfiehlt sich dabei, zunächst eine Scheidung zwischen intellektueller und charakterlicher Beanlagung zu konstituieren, um erst am Schluß auf den natürlich gegebenen Zusammenhang beider hinzuweisen.

Die Eigenart des Intellektes spricht sich klar in den Werken des Denkers aus. Der Inhalt von Schellings sehr zahlreichen Schriften hat in jeder Beziehung sich im Laufe seines langen Lebens (1775—1854) stark verändert. Gleich aber ist der allgemeine Geist geblieben, der sie durchweht, und der sich in der Methode seines Forschens deutlich ausspricht. Überall strebt Schelling danach, die allgemeinen Zusammenhänge hinter dem einzelnen zu entdecken. Dazu dient ihm die „intellektuelle Anschauung". Das intuitive Erfassen von Zusammenhängen war die Grundmethode jener Zeit, von Goethe in der Naturforschung geübt, von Winckelmann

und Herder schon angewendet, von den Schlegel, W. v. Humboldt, Grimm weiter ausgebildet. Mit der intellektuellen Anschauung glaubt Schelling aus der Tiefe des eigenen Ich heraus über die Weltentstehung urteilen zu können, denn diese ganze Welt war ja nach Fichte, dem Schelling hier folgte, eine Setzung des Ich. So kam Schelling zu der Grundmethode aller Spekulation: der Konstruktion a priori. Aber — und das ist für ihn charakteristisch — schon in seinem „Entwurf eines Systems der Naturphilosophie“ (1799) sagt er: „Wofern nicht aus der höchsten Voraussetzung alle Naturerscheinungen sich ableiten lassen, wenn im ganzen Zusammenhange der Natur eine einzige Erscheinung ist, die nicht nach jenem Prinzip notwendig ist, oder ihm gar widerspricht, so ist die Voraussetzung eben dadurch schon als falsch erklärt, und hört von diesem Augenblick an auf, als Prinzip zu gelten.“ Trotz seiner Spekulation stellt er die Erfahrung als Richter über die Konstruktion. So erklärt er klar und deutlich: „Wir wissen nicht nur dieses oder jenes, sondern wir wissen ursprünglich überhaupt nichts als durch Erfahrung, und insofern besteht unser ganzes Wissen aus Erfahrungssätzen. Zu Sätzen a priori werden diese Sätze nur dadurch, daß man sich ihrer als notwendige bewußt wird.“ (Entwurf usw.) So findet sich in Schellings Methode eine eigentümliche Mischung von Induktion und Deduktion. Eine solche ist klar ausgesprochen in den Münchner Vorlesungen über den philosophischen Empirismus (1827 niedergeschrieben). Dieser Empirismus besteht nämlich darin, daß die Philosophie durch bloße Betrachtung und Zergliederung des Erkenntnisprozesses und seiner Bedingungen zu den höchsten Begriffen aufsteigt und dann wieder von ihnen zur Wirklichkeit hinabführt. Diese eigentlich überflüssige Deduktion gibt Schelling im Prinzip nie auf, denn sie nur kann das Ideal der „absoluten“ Erkenntnis befriedigen, an dem auch er unablässig gehangen hat — wie seine ganze Zeit. So erkennt dieser Denker schon die Wichtigkeit der Induktion, aber er läßt sie noch nicht zu voller Entfaltung kommen, sondern schränkt sie auf innere, psychologische Erfahrung und auf Kontrolle der Konstruktion ein. Damit bildet er eine Übergangserscheinung zu unserer Zeit, in der wir ja erkannt haben, daß wir lediglich auf Induktion angewiesen sind.[1]

[1] Vgl. die Ausgabe durch A. Drews von Schellings Münchner Vorlesungen, Philosoph. Bibliothek 104.

Diese Doppelheit der Methode weist uns schon auf eine gewisse Duplizität der intellektuellen Beanlagung hin. Schelling wollte Erfahrung und Spekulation, er wollte Schauen und Denken, eine Einigung von Idee und Erfahrung. Diese Fassung des Schellingschen Strebens führt uns von selbst zu Goethe hin, dessen Geistesart wir deshalb zum näheren Verständnis des Denkers herbeiziehen müssen.

Auch Goethe erklärt: „Es ist gleich schädlich, ausschließlich der Erfahrung als unbedingt der Idee zu gehorchen" (Geschichte der botanischen Studien). Aber er erkannte auch, daß an diesem Gegensatze sich ein Kampf entzündet, „der durch keinen Frieden und durch keine Entscheidung geschlossen werden kann" (Zur Farbenlehre, didaktischer Teil XI, § 181).

Schelling ist es nie gelungen, den Streit zu schlichten, viel eher Goethe selbst in seinen genialen naturwissenschaftlichen Entdeckungen. Bei Schelling aber finden wir in allen Werken ein Überwuchern der Spekulation, aus welchem Grunde ja heute noch dieser Denker so verachtet ist. Er beugt die Erfahrung zugunsten des freischwebenden Gedankens, ja er füllt die Lücken der empirischen Kenntnisse mit kühnen Konstruktionen aus. Noch heute ist ja in Jena die Anekdote bekannt, daß Schelling seine erste Vorlesung über Naturphilosophie manchmal tagelang aussetzen mußte, weil ihm das empirische Material fehlte. Was sich nicht hineinfügen wollte in den einheitlichen Gedankenstrom, wurde kühn ergänzt. Wieder können wir Goethes Urteil darüber heranziehen; am 27. Juni 1798 schreibt er an den Minister Voigt: Das Buch „von der Weltseele" erregt den Wunsch, „daß der Verfasser sich mit dem Detail der Erfahrung immer mehr und mehr bekannt machen möge". Nach dem ersten Besuche Mai 1798 schreibt er an Voigt: „Es ist ein sehr klarer, energischer und nach der neuesten Mode organisierter Kopf." Aufs stärkste fühlte sich Goethe zu Schelling hingezogen, nachdem Schiller ihn erst auf den jungen Schwaben aufmerksam gemacht hatte; er teilte ja mit ihm die Stellung des poetisierten Spinozismus, die in der Welt einen einheitlichen Organismus erkennt, und hatte sich gerade damals von der Dichtung zur Naturforschung wieder gewandt. Aus diesem Einigkeitsgefühl heraus empfahl Goethe energisch Schellings Berufung nach Jena: „Die Tätigkeit des Jenaischen Kreises würde durch die Gegenwart eines so wackeren Gliedes vermehrt

werden, und ich würde bei meiner Arbeit durch ihn sehr gefördert sein." Als die „Zeitschrift für spekulative Physik" von Schelling erschienen war, schrieb er dem Denker: „Seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturforschung losreißen... mußte, habe ich selten hierher oder dorthin einen Zug verspürt; zu ihrer Lehre ist er entschieden. Ich wünsche eine völlige Vereinigung . . ." Aber die persönlichen Beziehungen wollen doch nicht die erhoffte Innigkeit annehmen, trotzdem Goethe dem Denker viel teilnehmender entgegenkam, wie den Brüdern Schlegel etwa, Goethe fühlt sich nicht so gefördert, als er erwartet hatte, ebensowenig wie Schiller. Bald erkannte er den Grund dafür. So schreibt er am 19. Februar 1802 an Schiller: „Mit Schelling habe ich einen sehr guten Abend zugebracht. Die große Klarheit, bei der großen Tiefe, ist immer sehr erfreulich. Ich würde ihn öfters sehen, wenn ich nicht noch auf poetische Momente hoffte, und die Philosophie zerstört bei mir die Poesie, und das wohl deshalb, weil sie mich ins Objekt treibt. Indem ich mich nie rein spekulativ verhalten kann, sondern gleich zu jedem Satze eine Anschauung suchen muß, und deshalb gleich in die Natur hinausfliehe." Schelling blieb ihm zu spekulativ, während Goethe gegenständlich dachte. So fühlte er sich angezogen und doch wieder abgestoßen von dem Schöpfer der Naturphilosophie. Am besten drückt diese Doppelstellung sein Urteil über Schellings Streitschrift gegen Jakobi aus: „Ein Buch, welches mich erschreckt, betrübt und wieder auferbaut hat, ist von Schelling gegen Jakobi." (An Knebel, 25. III. 1812.) Als zum zweiten Male die Berufung Schellings nach Jena 1816 in Frage stand, sprach er sich gegen sie aus. Trotzdem bewahrt er dem Denker warme Anerkennung, 20 Briefe sind noch nach Schellings Fortgang von Jena 1803 gewechselt worden, und Goethe sagte noch 1831 zu Eckermann über Schellings Rede an die Studenten in München: „Die Rede ist durch und durch gut, und man freut sich einmal wieder über das vorzügliche Talent, das wir lange kannten und verehrten."

Goethes Verhältnis zu dem Denker ist von größter Wichtigkeit für unsere Schilderung der geistigen Beanlagung. Was wir nach der Doppelseitigkeit seiner Methode schon vermuteten, bestätigt sich hier: Anschauung (Induktion) und Spekulation (Deduktion) sind bei ihm eigentümlich gemischt und zwar überwiegt bei seiner intellektuellen Betätigung das spekulative Element. Überall werden wir die aufge-

zeigte Doppelbeanlagung auffinden. Zweifellos ist Schelling stark dichterisch beanlagt.[1] Innig waren seine Beziehungen zur Romantik, manche poetische Versuche haben wir von ihm, darunter das sehr gelungene Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens (vgl. unten S. 74 ff.) und den Dialog Bruno, poetisch ist überhaupt seine Sprache. Die Kunst spielt namentlich in seinem ersten System aus den Jahren 1800 bis 1803 die bedeutendste Rolle. Und doch war er kein Dichter! Sehr richtig beurteilt ihn J. D. Gries, der Übersetzer des Tasso: „Der Schwung seines Geistes ist höchst poetisch, wenn er gleich nicht das ist, was man einen Dichter nennt."

Jedenfalls schloß sich Schelling nicht von der bunten Welt ab, wie es ein Spinoza etwa getan. Er zollte sogar dem Weltgetriebe in seinem Verhältnis zu Caroline Schlegel einen Tribut, der ihn als echten Sohn des romantischen Zeitalters erscheinen läßt. Dadurch werden wir zu den Charaktereigenschaften hingeführt. Schelling war zum Teil ein Dichter, es trieb ihn stets in die Welt hinein, er wollte auch auf sie wirken.

Die öffentliche Rede war dazu das gegebene Mittel neben der Publikation zahlreicher Schriften. Schelling besaß in hohem Grade die Gabe, begeisternd und hinreißend auf seine Zuhörer zu wirken; das ist uns von allen Seiten bezeugt. Nur eine von vielen Stellen sei zitiert. Schubert, Schellings späterer Freund, über den ich unten noch näheres berichten werde, schildert des Denkers Wirken in Jena 1801 in seiner Selbstbiographie: „Wer zu meiner Zeit in Jena in einer späteren Stunde des Nachmittags über den Marktplatz ging, der konnte da einem Zusammenlaufe der Studierenden begegnen, der so zahlreich als zu keiner anderen Stunde des Tages war ... Man sah da Jünglinge aus den verschiedensten Landsmannschaften zusammen, mit den Theologen zugleich Juristen und Mediziner, unter ihnen auch gereiftere Männer, welche den Lauf der akademischen Studien längst zurückgelegt hatten, oder von anderem Stande waren als dem der Gelehrten. Nur die Fremdlinge konnten fragen: Was gibt es hier? Jeder, der nur seit wenigen Tagen an der Universität gelebt hatte, der wußte es: jetzt

[1]) Hier ist auch an seine Naturliebe zu denken, vgl. unten die Briefe S. 52 ff.

ist die Stunde, in welcher Schelling seine Naturphilosophie liest . . . In seinem lebendigen Worte lag eine hinnehmende Kraft, welcher . . . keine der jungen Seelen sich erwehren konnte. Es möchte schwer sein, einem Leser unserer Zeit, der nicht, wie ich, jugendlich teilnehmender Hörer war, es begreiflich zu machen, wie es mir, wenn Schelling zu uns sprach, öfters so zumute wurde, als ob ich Dante, den Seher einer nur dem geweihten Auge geöffneten Jenseitswelt, läse und hörte. Der mächtige Inhalt, der in seiner, wie mit mathematischer Schärfe in Lapidarstil abgemessenen Rede lag, erschien mir wie ein gebundener Prometheus, dessen Bande zu lösen und aus dessen Hand das unverlöschende Feuer zu empfangen, die Aufgabe des verstehenden Geistes ist."

Auch im persönlichen Verkehr wirkte Schellings Gespräch veredelnd, wie auch Schubert aus Erlangen berichtet, wo er der nächste Nachbar des Philosophen war. Begeistert feiert Graf von Platen den Lehrer im Sonett, ebenso Puchta und Minckwitz. In Berlin stürmten die Studenten den Hörsaal bei Schellings Antrittsrede und in München vermochte seine Ansprache die aufgeregten Studenten zu beschwichtigen (vgl. unten S. 213).

Mit innerstem Herzen hing er an dem Berufe eines akademischen Lehrers, ging nach Erlangen, um ihn wieder auszuüben, und war in dem Gedanken glücklich, in Jena 1816 zum zweiten Male „für ganz Deutschland etwas Entscheidendes zu tun und ein wohltätiges Licht anzustecken". Und als 1840 Bunsen im Auftrage des Königs von Preußen sich an ihn wendet, um ihn für Berlin zu gewinnen, da fühlt er sich durch höhere Fügung berufen, noch einmal mit seinem Wort in die Zeit einzugreifen[1] (vgl. unten die Briefe S. 225), denn als seine Religion bezeichnet er: Darstellung des Göttlichen in Wissenschaft, Leben und Kunst und Verbreitung der Allanschauung und Befestigung derselben in den Gemütern der Menschen. Ergreifend, durchdringend, faßlich wie der Reformator will er zum Volke reden, nicht nur für Wissenschaft und Schule will er wirken. Er erstrebt eine Vergeistigung der Menschheit in weitestem

[1] Wie ich aus einem Briefe des Nachlasses an Herman v. Schelling ersehe, plante er sogar für den letzten Winter seines Lebens 1853/54 noch einmal Vorlesungen, weil er nur so seine „Philosophie der Mythologie" zu vollenden hoffte.

Umfange: „Polemik tut not, aber ganz andere, die mit Blitzen vom Himmel, mit Donnern der Begeisterung niederwirft, mit sanftem Wehen eines göttlichen Geistes die gesunden Keime belebt". Wir spüren den Hauch des begeisterten Idealismus, wie er das ganze Wesen dieses Mannes durchstrahlt: er glaubt mit aller Kraft seiner großen Seele an die Macht der Idee, in ihm ist sie zum Charakter geworden (Fichte), er hat die glühende Liebe zur Idee im Herzen. Aus all seinen Werken spricht dieser Idealismus, so namentlich aus seinen „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums".[1] In seinen Reden und Briefen ist er allerorten zu spüren — und das ist es, was diesen Denker für unsere Zeit so wertvoll macht. Heute fehlt uns diese Liebe zum Geistigen — Schelling kann uns zu ihr führen!

Von Tatkraft ist Schellings ganzes Wesen geschwellt. Jeden Augenblick, jede Kraft und jeden Nerv will er der Ausführung seines geistigen Strebens widmen (1806 an Windischmann), zuwider ist ihm das „auf Flaum Gehen", sein Widerporst schildert ihn gut:

„Kann es fürwahr nicht länger ertragen,
Muß wieder einmal um mich schlagen."

Als „Granit" erschien er Caroline, nach dem Eindruck, den er auf sie machte, als sie mit ihm nach der ersten Aufführung des Wallenstein im Wagen von Weimar nach Jena fuhr, ein Mensch, gemacht um Mauern einzurennen. Trotzdem dürfen wir ihn uns nicht als wilden Draufgänger und Revolutionär denken. Er überlegte stets erst und prüfte die Verhältnisse, ehe er seine Energie einsetzte; so bei dem Zusammenstoß mit der bayrischen Regierung (vgl. die Briefe unten S. 98) und bei der Angelegenheit der Herausgabe von Platens Schriften. Auch Einflüssen anderer war er bei all seiner Energie nicht unzugänglich; so haben seine romantischen Freunde und namentlich Caroline sicher ihn zu manchem bestimmt. Aber schließlich war er es doch immer selbst, der seine Persönlichkeit für die Sache in die Schanze schlug. Wenn er auch öfters „schwerbeweglich" war, wie Bunsen ihn einmal nennt, so ist das jedenfalls doch nur von Vorteil für seine Entschließungen gewesen und hat

[1] Vgl. meine Ausgabe derselben bei Quelle & Meyer, Leipzig 1906.

ihn vor manchem Fehltritt bewahrt. Es sind aber auch rasche Entschlüsse in seinem Leben nicht selten, so seine plötzliche Vermählung mit Pauline Gotter (vgl. unten S. 184). Von Leidenschaft und Energie zeugt seine Liebe zu Caroline ebenso wie sein Brief an Pauline nach der Verlobung (unten S. 181). Ja, seine Leidenschaftlichkeit reißt ihn manchmal zur Schroffheit selbst gegen erprobte Freunde fort; so wirft er Windischmann in äußerst gereiztem Tone seine abweichenden Meinung in den „Ideen der Physik" vor und empfindet überhaupt jeden Angriff auf seine Lehre persönlich. Ihm war es mit der Wahrheit heiligster Ernst. Dasselbe zeigte sich in seinem Kampf gegen die neue bayrische Schulordnung.

Neben dieser Leidenschaftlichkeit stehen aber auch Züge von Weichheit und innerer Herzensgüte. Sie zeigen sich in dem Verhältnis zu seinen Eltern und Verwandten, in der steten Sorge um die Brüder und namentlich in der Liebe zu seinen Kindern. Mehrere Briefe werden uns das zeigen; hier sei nur noch eine Erzählung Schuberts angegeben: „Zuweilen kam ich zu ihm, wenn etwa soeben ein Fremder bei ihm war, welcher ... der besonderen Beachtung wert erschien. Das Gespräch zwischen den beiden Männern erging sich in solche Höhen und Tiefen des Denkens, daß nur ein gereifter, männlich erstarkter Verstand seinem Verlaufe folgen konnte. Der Fremde schied und die Kinder kamen, von der Mutter geführt und getragen, zu Schelling hinein. Wo war jetzt noch in seinem ganzen Wesen ... auch nur eine Spur zu sehen von dem hochgebildeten, von der Fülle der tiefsinnigsten Rede überfließenden Philosophen? Dieser war mit dem Fremden hinausgegangen, und nur der liebende Vater war geblieben, der mit seinen Kindern und mit den Kleinsten von ihnen am meisten so ganz in ihrer Weise sprach, und tat, daß man erkennen mußte, in ihm sei die eigene Kindheit noch nicht veraltet, sie sei ihm noch ganz in den Reizen ihrer Unschuld geblieben. Und da unter seinen Kindern schien er sich am wohlsten und heimatlichsten zu fühlen" (vgl. die Briefe S. 254).

Innere Herzensgüte war diesem Mann eigen, so konnte er auch in den kleinsten Verhältnissen die Tiefe seines Wesens betätigen. Nach außen hin wahrte er dabei immer Würde und Selbstbewußtsein, er wußte, daß er groß werden würde, und war schon 1797 überzeugt, daß der Lehrstuhl für Logik

und Methaphysik in Tübingen eine zu kleine Existenz für ihn wäre (vgl. unten S. 71). Auch Goethe gegenüber trat er mit vollem Selbstbewußtsein auf und nahm dessen Freundschaft wie selbstverständlich hin, während andere, wie die Romantiker, glücklich waren, hin und wieder ein freundliches Wort von dem Herrn Geheimrat zu erhalten. Schelling glaubte sich mit seiner Naturphilosophie Goethe gleichstehend (vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft 13).

Jetzt sind wir imstande, auch die Einheit von Intellekt und Charakter bei Schelling zu erkennen. Der Philosoph ist eine durchaus glückliche Natur gewesen, es klafft in seiner Seele kein schmerzlicher Riß, furchtbare Verwicklungen der eigenen inneren Kräfte sind ihm fern geblieben. Seine geistige Anlage führte ihn zur Anschauung der Welt, und sein Charakter trieb ihn zur Betätigung in ihr. Aber auch die Einsamkeit war ihm nicht zuwider, wenn er ihrer zur Arbeit bedurfte. Namentlich in seiner Jugend liebte er das bunte Leben und auch sein Denken stand ganz in dieser romantischen Bewegung darin. So gehört das Verhältnis zu Caroline auch zu seiner Persönlichkeit, die dichterisch-schwärmende Seite seines Wesens kommt hier zum Ausdruck. Echt romantisch ist der Wechsel seiner Liebesleidenschaft: erst Auguste Böhmer, die Tochter Carolinens aus erster Ehe, dann nach deren Tode die Mutter und endlich Pauline. Glühend ist jedesmal die Hingabe, der Schmerz über den Tod der Geliebten wirft ihn nieder, aber kurz nachher flammt die neue Leidenschaft auf. So ist sein Leben nicht von so strenger Einheit wie das eines Luther oder Fichte — und dasselbe ist ja von seinem Denken zu sagen! Bekannt sind ja Schellings geistige Wandlungen: er war immer im Suchen. Er produzierte leicht und ließ — wenigstens bis zu Carolinens Tod — die Werke selten ausreifen. Sein Schaffen hat etwas Aphoristisches an sich: viele Gedanken werden nur so hingeworfen, werden nicht weiter verfolgt, nicht durchgeführt. Geniale Gedankenblitze standen diesem Denker ungezählt zur Verfügung — daher auch die starke Wirkung seiner Rede. Aber es fehlte öfters an der strengen Selbstzucht und harten Arbeit, wie sie in den Werken eines Hegel etwa zu finden ist. Eine solche Persönlichkeit aber mußte auch erst auftreten, um in ihrer Leidenschaftlichkeit und übersprudelnden Genialität mit allem alten Wust aufzuräumen; erst nach ihm konnte die strenge Logik

und Gelehrsamkeit eines Hegel ein wirklich einheitliches System entwerfen.

Einer zweiten Einheitlichkeit mehr exoterischer Art sei noch Erwähnung getan: der Harmonie des inneren Wesens mit der äußeren Erscheinung des Philosophen. Alle Zeugnisse jener Zeit schildern den Eindruck Schellings im Ganzen gleich: überall erschien er als „Granit", „geistreicher Trotz" strahlte aus seinem Gesicht. Kraft, Macht und Stärke gingen von ihm aus, alles Kleinliche und Schwächliche schien vor ihm zu verwehen. So berichtet Steffens, der Schüler Schellings und spätere Professor in Halle und Breslau, daß in seinem Auftreten etwas sehr Bestimmtes, ja Trotziges lag. Viele fühlten sich durch ihn an Napoleon erinnert. Dorothea Veit fand sein Äußeres kräftig, trotzig, edel und roh; nach ihrer Meinung paßte er nicht auf das Katheder, sondern hätte französischer General werden sollen. Der Engländer Robinson schildert seine Physiognomie als die eines weißen Negers: krauses Haar, platte Nase und dicke Lippen. Eine Zeichnung aus seinen jüngeren Jahren gibt tatsächlich einen solchen Eindruck, während später seine Züge weniger stark wurden (vgl. die Büste aus dem Jahre 1809 zu Beginn dieses Buches). Sein kraftstrotzendes Wesen imponierte den Studenten; er verkündete ja auch vom Katheder — im Gegensatz zu Fichte: „Wer nicht kühn bei Gelegenheit sein Leben aufs Spiel zu setzen und mit ihm wie mit einem Kreisel umzugehen wagt, der ist ohne Frage ein solcher, der von Natur unfähig ist, es zu genießen, oder es nicht in seiner vollsten Kraft besitzt." So riß er die Jugend begeistert hin und wußte seine Hörer stets durch seine Genialität zu bannen, wenn ihm auch das tiefe ethische Pathos eines Fichte fehlte.

Ich konnte hier ja nur anregen und die Grundlinien des Geisteswesens zeichnen; die Briefe und Reden mögen das einzelne ergänzen und aus sich selbst ein lebendigeres Bild geben, als es die Nachzeichnung erreichen kann.

I. Jugend und Jena.

(1775—1803).

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling wurde am 27. Januar 1775 morgens 3 Uhr zu Leonberg in Württemberg geboren, als ältester Sohn des derzeitigen Diakonus Joseph Friedrich Schelling und seiner Gattin Gottliebin Marie, geb. Cleß. Die Vorfahren beider Eltern waren sämtlich Pfarrer. Vater und Mutter waren beseelt von echter, altschwäbischer Frömmigkeit, die an die Herrenhutische Religiosität gemahnt, in der Schleiermacher aufwuchs. Der Vater war eine durchaus nüchterne Natur, die sich am wohlsten bei kritisch-gelehrter Sprachforschung fühlte; er war besonders bewandert in orientalischer Literatur. Von Aussehen war er mittlerer Größe — eine Gelehrtenerscheinung. Die Mutter war ein einfacher und gerader Charakter. Ihr glich ihr Fritz am meisten, er hatte auch ihre blauen Augen. 1777 wurde Schellings Vater Prediger und Klosterprofessor in Bebenhausen bei Tübingen. Hier erhielt der Sohn den ersten Unterricht, auch im Lateinischen seit seinem 8. Jahre. 1785 kam er auf die lateinische Schule in Nürtingen, Oktober 1786 nahm ihn der Vater nach Bebenhausen zurück, da er in Nürtingen nichts mehr lernen konnte. Alle seine Lehrer sind einig darin, daß der Knabe ungeheuer begabt war. Es ist noch eine „Geschichte des Klosters Bebenhausen" von ihm erhalten, in der sich Gelehrsamkeit und Kindlichkeit mischen; sie stammt aus seinem 13. oder 14. Jahre. Warmes Naturgefühl bricht schon hier durch; so ruft er begeistert von einer Waldwanderung aus: „Für-

wahr, auch wilde Natur ist schön! Oft pries ich über diese wildschönen Örter Gott, den Schöpfer!“

Oktober 1790 trat Schelling in das Tübinger Stift, 3 Jahre zu früh nach der gesetzlichen Bestimmung. Hier trieb er neben orientalischen Sprachen Philosophie und Theologie, gewann seine Freunde Pfister, Hegel und Hölderlin und schwärmte für die französische Revolution. Es entstanden schon eine Reihe gelehrter Aufsätze, 1793 veröffentlichte er „über Mythen, historische Sagen und Philosopheme der ältesten Welt“. Was sich später entfaltete, wurde in dieser Zeit schon errungen: der historisch-kritische Standpunkt in der Theologie, die Erkenntnis von der Bedeutung des Mythos und der Standpunkt der Wissenschaftslehre Fichtes. So tief hatte er diesen erfaßt, daß Hölderlin ihm sagte, nachdem er Fichte in Jena gehört hatte: „Sei nur ruhig, du bist gerade so weit als Fichte, ich habe ihn ja gehört.“

Es folgen Jahre des Sturmes und Dranges. 1795 wird Schelling Hofmeister der jungen Barone v. Riedesel und reist mit ihnen von Stuttgart über Heilbronn, Heidelberg, Darmstadt, Weimar und Jena nach Leipzig. Lebhafte Eindrücke empfing dabei sein offener Geist, er hat sie lebendig in seinem Tagebuche an die Eltern berichtet (Auswahl unten S. 51). Wichtige Bekanntschaften wurden geschlossen, so mit Schütz und Schiller — Goethe lag ihm damals noch fern. In Leipzig, wo er die Studien der jungen Barone leitete, fand er Zeit zu eigenen Arbeiten. In dieser Periode geschah die Loslösung auch von der Fichteschen Philosophie, er drang zur spekulativen Naturlehre vor[1]. Hier entstanden unter anderm die berühmten Schriften „Ideen zur Philosophie der Natur“ und „Von der Weltseele“. Durch beide erregte er Fichtes und Goethes große Aufmerksamkeit und

[1] Die Hegelsche Konstruktion, daß Schelling die notwendige Fortsetzung Fichtes in seiner Lehre gab, ist unrichtig: Schelling steht Kant in manchen Dingen näher als Fichte und weicht nach einer anderen Seite wie Fichte von dem Altmeister ab. (Vgl. Medicus' Rezension der neuen Schelling-Ausgabe in Kantstudien XIII, 3.)

im Juli 1798 erhielt er, erst 23 Jahre alt, seinen Ruf nach Jena.

Auf der Reise dorthin, im August 1798, traf er mit dem ganzen Kreise der Romantik in Dresden zusammen und lernte hier schon Caroline Schlegel, seine spätere Gattin, kennen. Bis 1803 wirkte der Denker mit größtem Erfolge in Jena, 1799 ging Fichte infolge des Atheismusstreites fort, 1801 traf Hegel ein. Da er durch die Vorlesungen und durch die Aufmerksamkeit des ganzen Zeitalters auf sich gezwungen war, seine Ideen in übereilter Weise auszuführen und große Werke abzuschließen, so haben seine Arbeiten etwas Unfertiges an sich. Trotzdem sind sie von größter Bedeutung und oft von künstlerischer Vollendung. Jedenfalls bedeuten seine systematischen Arbeiten den Durchbruch eines neuen Geistes, der sich poetisch in dem „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens“ ausspricht. Im „System des transzendentalen Idealismus“ (1800) führt Schelling die theoretischen Anschauungen der Romantik auf die Höhe und vereinigt sie zu einem Weltbilde, in dem die Kunst die höchste Stelle einnimmt (vgl. meine Arbeit „Schellings geistige Wandlungen in den Jahren 1800—1810“, Leipzig 1906). In den nächsten Jahren wandelt sich Schellings Anschauung zum Neospinozismus, die „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ (1803) zeigen am abgeklärtesten diese Ansicht.

Sehr mannigfach sind die persönlichen Beziehungen in dieser Zeit. Es sei nur erwähnt, daß ihn eine innige Liebe mit Auguste Böhmer, der Tochter Carolinens aus erster Ehe, verband. Am 12. Juli 1800 starb sie auf einer Reise ganz plötzlich. Man brachte es fertig, Schelling selbst schuld an ihrem Tode zu geben, da er sie zum Teil behandelt hatte. Wahrster und tiefster Schmerz wirft Schelling in Bamberg aufs Krankenbett. Aber nicht lange, da überträgt sich die Liebe zur Tochter auf die Mutter. Ein reger und inniger Briefwechsel entspinnt sich. Im April 1801 kommt Caroline, jetzt Gattin A. W. Schlegels, nach Jena zurück und nun ist Schelling ihr ständiger Be-

gleiter. Unter Goethes Mithilfe wird im Mai 1803 die Scheidung der Schlegelschen Ehe ausgesprochen und am 26. Juni traut Schellings Vater den Sohn.

Neben diesen Ereignissen gehen die Streitigkeiten mit der Jenaischen Literatur-Zeitung her, die dem Denker seinen Ruhm neidete. Schelling führte mit Schlegel zusammen einen erbitterten Kampf mit ihr: Pamphlete auf beiden Seiten jagten einander. Auch Schelling blieb dabei nicht sachlich, sondern sein früh genährter Ehrgeiz zeigte sich offen in diesen unerquicklichen Kämpfen.

Über die Adressaten der Briefe aus dieser Zeit ist hier wenig zu sagen, nur einige Worte über J. Ch. v. Pfister. Geboren am 11. März 1772 in Pleidelsheim (Württemberg) schloß er auf dem Stift mit dem Philosophen Freundschaft. Er widmete sich der Geschichtsforschung, beeinflußt durch Joh. v. Müller. Seine Arbeiten verlieren sich oft in Sammlungen von Material, so seine „Geschichte der Deutschen" (1830—35). Kleinere Werke über württembergische Geschichte sind besser. Er besaß politisch-kirchlichen Einfluß als Generalsuperintendent in Tübingen; er starb in Stuttgart am 30. September 1835.

Schelling an Fichte[1].

Tübingen, den 26. Sept. 1794.

Euer Wohlgeboren

bin ich so frei, anliegende kleine Schrift[2] zu überschicken, nicht als ob ich glaubte, daß Sie Ihrer Aufmerksamkeit vor andern besonders wert wäre, sondern weil ich gerne diese Veranlassung ergreife, Ihnen für den Unterricht, der auch mir durch Ihre bewunderten Schriften zuteil geworden ist, den reinsten, innigsten Dank, und die Versicherung meiner unbedingtesten Hochachtung darzubringen. Vielleicht hat die anliegende Schrift sogar einiges Recht, Euer Wohlgeboren überreicht zu werden, dadurch erhalten, daß sie vorzüglich in bezug auf Ihre letzte Schrift, die der philosophischen Welt neue, große Aussichten eröffnet hat[3], geschrieben, und zum Teil wirklich durch sie veranlaßt ist.

Einiges blieb mir in dieser Schrift bis jetzt noch dunkel, mehreres andere aber, und namentlich das, was der Hauptgedanke derselben zu sein scheint, ist mir, wenn ich mich nicht ganz trüge, deutlicher geworden. Wäre für einen Anfänger, der es erst beweisen muß, daß er des besonderen Unterrichts der Philosophen wert sein könnte, die Bitte nicht allzu unbescheiden, sich bisweilen da, wo er durch allzu große Schwierigkeiten aufgehalten wird, mir einen belehrenden Wink von jenen Männern erbitten zu dürfen — wäre, sage ich, diese Bitte nicht allzu

[1] Aus „Fichtes und Schellings philosophischem Briefwechsel". Stuttgart und Augsburg 1856, S. 1ff.

[2] „Über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt."

[3] „Über den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie."

unbescheiden, wie gerne würde ich die bei Ihnen, verehrtester Mann, wagen! — Doch ich weiß, daß ich hierauf keine Ansprüche habe, und daß ich selbst die Freiheit, mit der ich mich hier an Sie gewendet habe, und welche die Schranken jugendlicher Schüchternheit allzusehr zu übersteigen scheint, nur mit meinem Gefühl von Dankbarkeit, und mit der unauslöschlichen Hochachtung entschuldigen kann, mit der ich die Ehre habe, zu sein

Euer Wohlgeboren gehorsamster Diener

F. Schelling.

Schelling an Hegel.

Tübingen am heil. Dreikönigsabend 1795[1].

Du erinnerst Dich also doch noch Deiner alten Freunde? Beinahe glaubte ich mich und uns alle von Dir vergessen. Überhaupt scheinen unsre alte Bekannte uns nimmer zu kennen. Renz ist in unserer Nähe; wir sehen und hören nichts von ihm, und — Hölderlin — ich vergeb es seiner Laune, daß er unsrer noch nie gedacht hat. Hier meine Hand, alter Freund! Wir wollen uns nimmer fremd werden! Ich glaube sogar, wir könnten uns indes neu geworden sein: desto besser zum neuen Anfang!

Willst Du wissen, wie es bei uns steht? — Lieber Gott, es ist ein αὐχμός eingefallen, der dem alten Unkraut bald wieder aufhelfen wird. Wer wird es ausjäten? Wir erwarteten alles von der Philosophie und glaubten, daß der Stoß, den sie auch den Tübinger Geistern beigebracht hatte, nicht sobald wieder ermatten würde. Es ist leider so! Der philosophische Geist hat hier bereits seinen Meridian erreicht — vielleicht daß er noch eine Zeitlang in der Höhe kreist, um dann mit akzeleriertem Falle unterzugehen. Zwar gibt es jetzt hier der Kantianer die Menge — aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hat sich die Philosophie Lob bereitet — aber nach vieler Mühe haben nun endlich unsere Philosophen den

[1] Antwort auf Hegels Brief vom 24. Dezember 1794 bei Rosenkranz, Hegels Leben S. 64.

Punkt gefunden, wie weit man (da es nun einmal ohne die leidige Philosophie nimmer fort will) mit dieser Wissenschaft gehen dürfe. Auf diesem Punkt haben sie sich festgesetzt, angesiedelt und Hütten gebaut, in denen es gut wohnen ist und wofür sie Gott den Herrn preisen! — Und wer wird sie noch in diesem Jahrhundert daraus vertreiben? Wo sie einmal fest sind, da bringe sie der — — weg! — Eigentlich zu sagen, haben sie einige Ingredienzien des K.schen Systems herausgenommen (von der Oberfläche versteht sich), woraus nun tanquam ex machina so kräftige philosophische Brühen über quemcunque locum theologicum verfertigt werden, daß die Theologie, welche schon hektisch zu werden anfing, nun bald gesünder, als jemals, einhertreten wird. Alle möglichen Dogmen sind nun schon zu Postulaten der praktischen Vernunft gestempelt und, wo theoretisch-historische Beweise nimmer ausreichen, da zerhaut die praktische (tübingische) Vernunft den Knoten. Es ist Wonne, den Triumph dieser philosophischen Helden mit anzusehen. Die Zeiten der philosophischen Trübsal, von denen geschrieben steht, sind nun vorüber! — Wenn ein großer Mann erscheint und einen neuen meteorischen Gang, weit über die Köpfe der bisherigen Menschen weg, vorschlägt, wie angst und bange wird es da dem großen Haufen der gemäßigten, wohlgeregelten Menschen, die die Mittelstraße wandeln, und welche Not ist es, bis sie endlich im Schweiß ihres Angesichts zwischen dem neuen exzentrischen und dem alten bequemen und abgetretenen Wege eine neue Mittelstraße gefunden haben, auf der ein rechtlicher Mann in Fried und Ruhe einträchtig mit andern Parteien wandeln kann. Diese Mittelstraße ist nun gefunden! Nun Friede und Ruhe und sanfter Schlaf mit ihrem Geiste an allen Enden und Orten! Sie haben nun wieder ausgearbeitet! Ihr Maß ist voll!

Du schreibst von meinem Aufsatze in Paulus Memorabilien[1]. Er ist schon ziemlich alt — flüchtig gearbeitet,

[1] „Über Mythen, historische Sagen usw."

vielleicht aber doch nicht ganz umsonst geschrieben. Von meinen theologischen Arbeiten kann ich Dir nicht viel Nachricht geben. Seit einem Jahre beinahe sind sie mir Nebensachen geworden. Das einige, was mich bisher interessierte, waren historische Untersuchungen über das A. und N. T. und den Geist der ersten christlichen Jahrhunderte — hier ist noch am meisten zu tun — seit einiger Zeit aber ist auch dies abgebrochen. Wer mag sich im Staube des Altertums begraben, wenn ihn der Gang seiner Zeit alle Augenblicke wieder auf- und mit sich fortreißt. Ich lebe und webe gegenwärtig in der Philosophie. Die Philosophie ist noch nicht am Ende. Kant hat die Resultate gegeben: die Prämissen fehlen noch. Und wer kann Resultate verstehen ohne Prämissen? — Ein Kant wohl, aber was soll der große Haufe damit. Fichte, als er das letztemal hier war, sagte, man müsse den Genius des Sokrates haben, um in Kant einzudringen. Ich finde es täglich wahrer. — Wir müssen noch weiter mit der Philosophie! — Kant hat alles weggeräumt — aber wie sollten sie's merken? Vor ihren Augen muß man es in Stücke zertrümmern, daß sie's mit Händen greifen! O der großen Kantianer, die es jetzt überall gibt! Sie sind am Buchstaben stehen geblieben und segnen sich, noch so viel vor sich zu sehen. Ich bin fest überzeugt, daß der alte Aberglaube nicht nur der positiven, sondern auch der sogenannten natürlichen Religion in den Köpfen der meisten schon wieder mit dem Kantischen Buchstaben kombiniert ist. — Es ist eine Lust anzusehen, wie sie den moralischen Beweis an der Schnur zu ziehen wissen — ehe man sich's versieht, springt der deus ex machina hervor — das persönliche individuelle Wesen, das da oben im Himmel sitzt! —

Fichte wird die Philosophie auf eine Höhe heben, vor der selbst die meisten der bisherigen Kantianer schwindeln werden. — — — —

(Hier ist leider ein halbes Blatt des Briefes weggerissen.)

— — Nun erhalte ich den Anfang der Ausführung von Fichte selbst, die Grundlage zur gesamten Wissen-

schaftslehre. (Du wirst sie im Intelligenzblatt der allgemeinen Literaturzeitung angezeigt gelesen haben. Sie kommt aber nicht in den Buchhandel, und soll indes bloß Manuskript für seine Zuhörer sein.) Ich las und fand, daß mich meine Prophezeiungen nicht getäuscht hatten. Nun arbeite ich an einer Ethik à la Spinoza[1] — sie soll die höchsten Prinzipien aller Philosophie aufstellen, die Prinzipien, in denen sich die theoretische und praktische Vernunft vereinigt. Wenn ich Mut und Zeit habe, soll sie nächste Messe oder längstens nächsten Sommer fertig sein. — Glücklich genug, wenn ich einer der ersten bin, die den neuen Helden, Fichte, im Lande der Wahrheit begrüßen! — Segen sei mit dem großen Mann! Er wird das Werk vollenden! Im Vorbeigehen gesagt — hast Du die Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas gelesen? Wo nicht, so lasse sie von Jena kommen. Dort ist sie zu haben. — Wer wollte ihren Verfasser verkennen? Sie ist in Reformators — —

(Das Folgende ist mit dem abgerissenen Blatt verloren.)

Hegel an Schelling[2].

(Ohne Datum 1795.)

Mein Lieber!

Wieviel Freude mir Dein Brief gemacht hat, brauche ich Dir nicht weitläufiger zu sagen. Mehr, als Dein treues Andenken an Deine Freunde, konnte mich nur der Gang interessieren, den Dein Geist längst betreten hatte und den er jetzt immer noch fortsetzt. Nie sind wir uns als Freunde fremd geworden. Noch weniger sind wir uns in Ansehung dessen fremd, was das größte Interesse jedes vernünftigen Menschen ausmacht und zu dessen Beförderung und Ausbreitung er, so viel in seinen Kräften steht, beizutragen suchen wird. . . . . .

Was Du mir von dem theologisch-kantischen — si Diis placet — Gang der Philosophie in Tübingen sagst, ist nicht zu verwundern. Die Orthodoxie ist nicht zu

[1] Nicht erst Goethe hat Schelling auf Spinoza aufmerksam gemacht
[2] Aus Rosenkranz, Hegels Leben.

erschüttern, solange ihre Profession, mit weltlichen Vorteilen verknüpft, in das Ganze des Staats verwebt ist. Dies Interesse ist zu stark, als daß sie so bald aufgegeben werden sollte, und wirkt, ohne daß man sich's im ganzen deutlich bewußt ist. So lange nun hat sie den ganzen, immer zahlreichsten Trupp von gedanken- und von höherem Interesse-losen Nachbetern oder Schreiern auf ihrer Seite. Liest dieser Trupp etwas, das seiner Überzeugung (wenn man ihrem Wortkram die Ehre antun will, ihn so zu nennen) entgegen ist, und dessen Wahrheit er etwa fühlte, so heißt es: ja, es ist wohl wahr — legt sich dann aufs Ohr und des Morgens trinkt man seinen Kaffee und schenkt ihn andern ein, als wenn nichts geschehen wäre. Ohnedem nehmen sie mit allem vorlieb, was ihnen angeboten wird, und was sie im System des Schlendrians erhält. Aber ich glaube, es wäre interessant, die Theologen, die kritisches Bauzeug zur Befestigung ihres gotischen Tempels herbeiführen, in ihrem Ameiseneifer möglichst zu stören, ihnen alles zu erschweren, sie aus jedem Ausfluchtswinkel herauszupeitschen, bis sie keinen mehr fänden und sie ihre Blöße dem Tageslicht ganz zeigen müßten. Unter dem Bauzeug, das sie dem Kantischen Scheiterhaufen entführen, um die Feuersbrunst der Dogmatik zu verhindern, tragen sie aber auch wohl immer brennende Kohlen mit herein, und erleichtern die allgemeine Verbreitung philosophischer Ideen. Zu dem Unfug, wovon Du schreibst und dessen Schlußakt ich mir danach vorstellen kann, hat aber unstreitig Fichte durch seine Kritik der Offenbarung[1] Tür und Angel geöffnet. Er selbst hat mäßigen Gebrauch gemacht, aber wenn seine Grundsätze einmal fest angenommen sind, so ist der theologischen Logik kein Ziel und Damm mehr zu setzen. .... Wenn ich Zeit hätte, so würde ich suchen, es näher zu bestimmen, wie weit wir, nach Befestigung des moralischen Glaubens, die legitimierte Idee von Gott jetzt rückwärts brauchen,

[1] 1792, anonym zuerst erschienen und Kant zugeschrieben.

z. B. in Erklärung der Zweckbeziehung usw., sie von der Ethikotheologie gar jetzt zur Physikotheologie mitnehmen und da jetzt mit ihr walten dürften. . . . Sollte ich dazu kommen, meine Meinung weiter zu entwickeln, so werde ich sie Deiner Kritik unterwerfen, aber zum voraus dabei um Nachsicht flehen. Meine Entfernung von mancherlei Büchern und die Eingeschränktheit meiner Zeit erlauben mir nicht, manche Idee auszuführen, die ich mit mir herumtrage[1]. Ich werde wenigstens nicht weniger tun als ich kann. Ich bin überzeugt, nur durch kontinuierliches Schütteln und Rütteln von allen Seiten her ist endlich eine Wirkung von Wichtigkeit zu hoffen. Es bleibt immer etwas hängen, und jeder Beitrag von der Art, auch wenn er nichts Neues enthält, hat sein Verdienst, und Mitteilung und gemeinschaftliche Arbeit ermuntert und stärkt. Laß uns oft Deinen Zuruf wiederholen: wir wollen nicht zurückbleiben! . . . . .

Hölderlin schreibt mir zuweilen aus Jena. Ich werde ihm wegen Deiner Vorwürfe machen. Er hört Fichte und spricht mit Begeisterung von ihm als einem Titanen, der für die Menschheit kämpfe und dessen Wirkungskreis gewiß nicht innerhalb der Wände des Auditoriums bleiben werde. Daraus, daß er Dir nicht schreibt, darfst Du nicht auf Kälte in der Freundschaft schließen, denn diese hat bei ihm gewiß nicht abgenommen und sein Interesse für weltbürgerliche Ideen nimmt, wie mir scheint, immer zu. Das Reich Gottes komme und unsere Hände seien nicht müßig im Schoß!

Einen Ausdruck in Deinem Briefe von dem moralischen Beweise verstehe ich nicht ganz, den: „sie so zu handhaben wissen, daß das individuelle persönliche Wesen herausspringe". Gleibst Du, wir reichen eigentlich nicht so weit? Lebe wohl! Vernunft und Freiheit bleiben unsere Losung und unser Vereinigungspunkt die unsichtbare Kirche.

Antworte mir recht bald. Grüße meine Freunde.

H.

[1] Hegel war Hauslehrer in Bern.

Schelling an Hegel.

Tübingen, d. 4. Febr. 95.

Nein, Freund, wir sind uns nicht fremd geworden, wir finden uns auf den alten Wegen zusammen; und haben diese auch eine Wendung genommen, die wir vielleicht beide nicht vermuteten, so ist es bei uns beiden dieselbe. Wir wollen beide weiter — wir wollen beide verhindern, daß nicht das Große, was unser Zeitalter hervorgebracht hat, sich wieder mit dem verlegenen Sauerteig vergangener Zeiten zusammenfinde — es soll rein, wie es aus dem Geist seines Urhebers ging, unter uns bleiben, und ist es möglich, nicht mit Verunstaltungen und Herabstimmungen zur alten hergebrachten Form, sondern in seiner ganzen Vollendung, in seiner erhabensten Gestalt, und mit der lauten Verkündigung kommen, daß es der ganzen bisherigen Verfassung der Welt und der Wissenschaften den Streit auf Sieg oder Untergang anbiete, von uns zur Nachwelt gehen.

Bei Reinholds[1] Versuchen, die Philosophie auf ihre letzten Prinzipien zurückzuführen, hat Dich Deine Vermutung, daß sie die Revolution selbst, die durch die Kritik der reinen Vernunft hervorgebracht war, nicht weiterführen, gewiß nicht getäuscht. Indessen war auch das eine Stufe, über welche die Wissenschaft gehen mußte, und ich weiß nicht, ob man es nicht Reinholden zu verdanken hat, daß wir nun so bald, als es meinen sichersten Erwartungen nach geschehen muß, auf dem höchsten Punkt stehen werden. Von diesem letzten Schritt der Philosophie erwarte ich auch, daß dann vollends der letzte Schleier niederfallen — das letzte philosophische abergläubische Spinngewebe der privilegierten Philosophen zerrissen werde. Mit Kant ging die Morgenröte auf — was Wunder, daß hie und da in einem sumpfigen Tal noch ein kleiner Nebel zurückblieb, während die höchsten Berge schon im Sonnenglanz standen. Die Morgenröte muß vor der Sonne vorhergehen, auch

[1] 1758—1823, Professor in Jena, wenig selbständiger Denker.

hat die Natur durch das allmähliche Entstehen des vollen Tags und den Übergang durch die Dämmerung mütterlich für blöde Augen gesorgt: aber, wenn die Morgenröte einmal da ist, dann muß die Sonne kommen, und auch in die tiefsten Winkel Licht und Leben ausstrahlen und die Sumpfnebel zerstreuen.

Ein herrlicher Gedanke, den Du auszuführen im Sinne hast! Ich beschwöre Dich, so eilig als möglich Hand ans Werk zu legen. Wenn Du entschlossen bist, nicht müßig zu bleiben, so hast Du hier ein Feld reicher Ernte und großen Verdienstes. Du hast dann noch vollends die letzte Türe des Aberglaubens verrammelt. Du schreibst es selbst, daß, solange jene Schlußart, die Fichte in der Kritik aller Offenbarung — vielleicht aus Akkommodation, oder um seine Freude mit dem Aberglauben zu haben und den Dank der Theologen lachend einzustecken — wieder aufbrachte, noch als gültig angesehen wird, der philosophischen Torheit kein Ende ist. Schon oft wollte ich im Ärger über den Unfug der Theologen zur Satire die Zuflucht nehmen und die ganze Dogmatik — mit allen Anhängseln der finstersten Jahrhunderte, auf praktische Glaubensgründe zurückführen, aber die Zeit mangelt mir, und Gott weiß, ob's nicht, wenn die Satire durchgeführt worden wäre, von den meisten im Ernst genommen worden wäre, und ich so schon in meinen jungen Jahren, im stillen wenigstens, die Freude gehabt hätte, als ein philosophisches Kirchenlicht zu glänzen. — Die Sache muß mit Ernst angegriffen werden, und aus Deiner Hand, Freund, will ich den Anfang dazu erwarten. — Noch eine Antwort auf Deine Frage: ob ich glaube, wir reichen mit dem moralischen Beweis nicht zu einem persönlichen Wesen? Ich gestehe, die Frage hat mich überrascht, ich hätte sie von einem Vertrauten Lessings nicht erwartet — doch Du hast sie wohl nur getan, um zu erfahren, ob sie bei mir ganz entschieden sei; für Dich ist sie gewiß schon längst entschieden. Auch für uns sind die orthodoxen Begriffe von Gott nicht mehr. — Meine Antwort ist: wir reichen weiter noch als zum persönlichen Wesen. Ich bin indessen Spinozist ge-

worden! — Staune nicht. Du wirst bald hören, wie? Spinoza war die Welt (das Objekt schlechthin im Gegensatz gegen das Subjekt) — alles, mir ist es das Ich. Der eigentliche Unterschied der kritischen und dogmatischen Philosophie scheint mir darin zu liegen, daß jene vom absoluten (noch durch kein Objekt bedingten) Ich, diese vom absoluten Objekt oder Nicht-Ich ausgeht. Die letztere in ihrer höchsten Konsequenz führt auf Spinozas System, die letztere[1] aufs Kantische. Vom Unbedingten muß die Philosophie ausgehen. Nun fragt sich's nur, worin dies Unbedingte liegt, im Ich oder im Nicht-Ich. Ist diese Frage entschieden, so ist alles entschieden. Mir ist das höchste Prinzip aller Philosophie das reine, absolute Ich, d. h. das Ich, inwiefern es bloßes Ich, noch gar nicht durch Objekte bedingt, sondern durch Freiheit gesetzt ist. Das A und O aller Philosophie ist Freiheit[2]. — Das absolute Ich befaßt eine absolute Sphäre des absoluten Seins, in dieser bilden sich endliche Sphären, die durch Einschränkung der absoluten Sphäre durch ein Objekt entstehen (— Sphären des Daseins, theoretische Philosophie). In diesen ist lauter Bedingtheit, und das Unbedingte führt auf Widersprüche. — Aber wir sollen diese Schranken durchbrechen, d. h. wir sollen aus der endlichen Sphäre hinaus in die unendliche kommen — praktische Philosophie. Diese fordert also Zerstörung der Endlichkeit, und führt uns dadurch in die übersinnliche Welt. (Was der theoretischen Vernunft unmöglich war, sintemal sie durch das Objekt geschwächt war, das tut die praktische Vernunft.) Allein in dieser können wir nichts finden als unser absolutes Ich, denn nur dies hat die unendliche Sphäre beschrieben. Es gibt keine übersinnliche Welt für uns als die des absoluten Ichs. — Gott ist nichts als das absolute Ich, das Ich, insofern es alles theoretisch zernichtet hat: in der theoretischen Philosophie also gleich Null ist. Persönlichkeit entsteht durch

[1] So ist deutlich geschrieben; Schreibfehler für die erstere. (A. d. O.)
[2] Hier ist Schelling ganz mit Fichte einverstanden.

Einheit des Bewußtseins. Bewußtsein aber ist nicht ohne Objekt möglich, für Gott aber, d. h. für das absolute Ich gibt es gar kein Objekt, denn dadurch hörte es auf absolut zu sein. — Mithin gibt es keinen persönlichen Gott, und unser höchstes Bestreben ist die Zerstörung unserer Persönlichkeit[1], Übergang in die absolute Sphäre des Seins, der aber in Ewigkeit nicht möglich ist — daher nur praktische Annäherung zum Absoluten, und daher — Unsterblichkeit. Ich muß schließen. Lebe wohl. Antworte bald

Deinem

Sch.

Hegel an Schelling.

Bern, den 16. April 1795.

Mein Lieber!

Das Verspäten meiner Antwort hat teils in mancherlei Geschäften, teils auch in Zerstreuungen seinen Grund, welche durch die politischen Feste, die hier gefeiert wurden, veranlaßt waren. . . . .

Noch mehr hinderte mich aber an einer bälderen Antwort der Wunsch, Dir ein gründliches Urteil über Deine mir zugeschickte Schrift[2], wofür ich Dir sehr danke, zu schreiben, Dir wenigstens zu zeigen, daß ich Deine Ideen ganz gefaßt habe. Aber zu einem gründlichen Studium derselben hatte ich nicht Zeit. Nur so weit als ich die Hauptideen aufgefaßt habe, sehe ich darin eine Vollendung der Wissenschaft, die uns die fruchtbarsten Resultate geben wird. Ich sehe darin die Arbeit eines Kopfes, auf dessen Freundschaft ich stolz sein kann, der zu der wichtigsten Revolution im Ideensystem von ganz Deutschland seinen großen Beitrag liefern wird. Dich aufzumuntern, Dein System ganz auszuführen, würde Be-

[1] Hier ist zugunsten eines mißverstandenen Universalismus der Individualismus aufgegeben. Später erreicht Schelling im Zusammenhang mit der Romantik eine Synthese.

[2] „Vom Ich als Prinzip der Philosophie oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen."

leidigung sein, da eine Tätigkeit, die einen solchen Gegenstand ergriffen hat, dessen nicht bedarf. Vom Kantischen System und dessen höchster Vollendung erwarte ich eine Revolution in Deutschland, die von Prinzipien ausgehen wird, die schon vorhanden sind, und nur nötig haben, allgemein bearbeitet, auf alles bisherige Wissen angewendet zu werden. Immer wird freilich so eine esoterische Philosophie bleiben; die Idee Gottes als des absoluten Ichs wird darunter gehören. Bei einem Studium der Postulate der praktischen Vernunft hatte ich Ahnungen gehabt von dem, was Du mir in Deinem letzten Brief deutlich auseinandersetztest, was ich in Deiner Schrift fand und was mir die Grundlage der Wissenschaftslehre von Fichte vollends aufschließen wird. Durch die Konsequenzen, die sich daraus ergeben werden, werden manche Herren einst in Erstaunen gesetzt werden. Man wird schwindeln bei dieser höchsten Höhe. Aber warum ist man so spät darauf gekommen, die Würde des Menschen höher anzuschlagen, sein Vermögen der Freiheit anzuerkennen, das ihn in die gleiche Ordnung der Geister setzt? Ich glaube, es ist kein besseres Zeichen der Zeit, als dieses, daß die Menschheit vor sich selbst so achtungswert vorgestellt wird. Es ist ein Beweis, daß der Nimbus um den Häuptern der Unterdrücker und Götter der Erde verschwindet. Die Philosophen beweisen diese Würde und die Völker werden sie fühlen lernen, und ihre in den Staub erniedrigten Rechte nicht fordern, sondern selbst wieder annehmen, sich aneignen. Religion und Politik haben unter Einer Decke gespielt. Jene hat gelehrt, was der Despotismus wollte: Verachtung des Menschengeschlechts, Unfähigkeit desselben zu irgendeinem Guten, durch sich selbst etwas zu sein. Mit Verbreitung der Ideen, wie alles sein soll, wird die Indolenz der gesetzten Leute, ewig alles zu nehmen, wie es ist, verschwinden. Die belebende Kraft der Ideen, sollten sie auch immer noch Einschränkungen an sich haben, wie die des Vaterlandes, seiner Verfassung usw., wird die Gemüter erheben und sie werden lernen, ihnen aufzuopfern,

da gegenwärtig der Geist der Verfassungen mit dem Eigennutz einen Bund gemacht, auf ihm sein Reich gegründet hat. . . . .

Lebe wohl, mein Freund! Ich möchte uns einst wieder versammelt sehen, um manches einander mitzuteilen, voneinander zu hören, was unsere Hoffnungen bestätigen könnte.

Dein

H.

Schelling an Hegel.

Tübingen, d. 21. Juli 95.

Endlich komme ich dazu, Dir, lieber Freund, Deinen letzten Brief zu beantworten. Anfangs wollte ich nur so lange warten, bis meine Disputation geschrieben wäre, um sie Dir Deinem Verlangen gemäß schicken zu können. Als ich dies Geschäft vom Hals hatte, ward ich krank, mußte nach Haus gehen, um mich da zu erholen, und bin nur erst seit ungefähr acht Tagen wieder hier. Nun ist es mir wahres Bedürfnis, mich durch Unterhaltung mit einem Freunde, wie Du bist, aufzurichten. Mein einförmiges Leben, an welchem ich immer weniger Lust habe, und das mir durch Verhältnisse, die Du wohl kennst, gänzlich freie Äußerung meiner Gesinnungen verbittert, treibt mich an, in der Stille meine Freunde zu suchen und mit ihnen gemeinschaftlich mich der Hoffnungen zu freuen, die ich großenteils auch ihrem Umgange verdanke.

Was unsern gegenwärtigen Zustand um vieles bessert, sind die Hoffnungen, die uns die Tätigkeit und die aufgeklärte Gesinnung des neuen Herzogs einflößen. Der Despotismus unserer philosophischen Halbmänner wird, wie ich hoffe, durch diese Veränderung einen großen Stoß bekommen. Es ist unbegreiflich, wie viel jener *moralische* Despotismus geschadet hat: hätt' er noch einige Jahre gedauert, er hätte die Denkfreiheit in unserm Vaterlande tiefer, als *kein* politischer Despotismus imstande gewesen wäre, niedergedrückt. Ignoranz, Aberglaube und Schwärmerei hatten allmählich die Maske der Moralität, und

was noch weit gefährlicher ist, die Maske der Aufklärung angenommen. Gewiß hätte sich in kurzer Zeit mancher die Zeiten der krassesten Finsternis zurückgewünscht, denn der Kreis, den diese beschreibt, ist weit gegen die Schranken, welche jene halbe Aufklärung um uns gezogen hätte. Es war nimmer bloß um Kenntnis, Einsicht, Glaube zu tun; es ging um Moralität: von Beurteilung der Kenntnisse, der Talente, war nimmer die Rede, man beurteilte nur den Charakter. Man wollte keine gelehrte, man wollte nur moralisch-gläubige Theologen, Philosophen, die das Unvernünftige vernünftig machen und der Geschichte spotten. — Doch Du sollst einst mündlich eine Charakteristik dieser Periode bekommen; ich glaube, ihren Geist so gut als irgendein anderer zu kennen. Ich bürge Dir dafür, daß Du erstaunen würdest.

Du erhältst hier meine Disputation[1]. Ich war genötigt, sie schnell zu schreiben, und erwarte deswegen Deine Nachsicht. Gerne hätte ich ein anderes Thema gewählt, wenn ich frei gewesen wäre, und das erste Thema, das ich bearbeiten wollte (de praecipuis orthodoxorum antiquiorum adversus haereticos armis), und das ohne mein Verdienst die beißendste Satire gewesen wäre, mir nicht gleich anfangs privatim mißraten worden wäre. Noch weit mehr aber bitte ich Dich um Deine Nachsicht mit der andern Schrift, die Du anbei erhältst[2]. Wie sehr hat mich das Urteil in Deinem letzten Briefe beschämt. Ich heuchle diese Empfindung nicht, aber ich fühle es nur gar zu sehr, was dieser neuen Schrift, so wie der früheren fehlt, und ich verzeihe es gerne — gerne jedem, der mir, wenn er dasselbe Gefühl hat, es mitteilt. Nur spät vielleicht werde ich wieder gut machen, was ich bis jetzt verdorben habe. Mein Hauptfehler war, daß ich die Menschen nicht kannte, daß ich zu viel von ihrem guten Willen — vielleicht selbst zu viel von ihrer Divinationsgabe erwartet habe. Auch Du hattest Deinem letzten Briefe nach ganz

[1] „De Marcione Paulinarum epistolarum emendatore."
[2] „Philosophische Briefe über Dogmatismus und Kritizismus."

andere Begriffe. Gewiß, Freund, die Revolution, die durch die Philosophie bewirkt werden soll, ist noch fern. Die meisten, die mitwirken zu wollen schienen, treten nun erschrocken zurück. Das hätten sie nicht vermutet! —

Fichtes Wirksamkeit scheint vollends gar für jetzt wenigstens ganz unterbrochen zu sein. Mutiger Eifer gegen akademische Torheiten der Jenaischen Studenten, verbunden mit der wahrscheinlich noch insgeheim mitwirkenden Kabale neidischer Kollegen hat ihm die fürchterlichsten Ausbrüche eines allgemeinen Hasses der Studierenden zugezogen. Zu Anfang dieses Sommers war er genötigt, Jena auf eine Zeitlang wenigstens zu verlassen: jetzt, sagt man, sei er wieder zurückgekehrt — aber, lieber Gott, mit welchen Aussichten? — Öffentlich — in vielen Journalen — wird ihm moralisch-politisch-philosophisch der Prozeß gemacht. In Jakobs philosophischen Annalen wird er behandelt, wie sonst kaum der Auswurf der Literatur behandelt wurde. Alle, die seine Beiträge, seine neue Philosophie vor den Kopf gestoßen, triumphieren. — Von Schiller (dem wahrscheinlichen Verfasser der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts in den Horen) wird geurteilt, daß es Schande für einen solchen Mann sei, sich mit einem Fichte gemein zu machen. Alle Schwachköpfe sind empört! ....

Ich hoffe, Du werdest mich den langen Aufschub meiner Antwort nicht entgelten lassen. Lebe wohl, teurer Freund.

Der Deinige.

Sch.

Hegel an Schelling.

Tschugg bei Erlach über Bern, den 30. Aug. 1795.

Die Geschenke, mein Bester, die Du mir geschickt hast, sowie Dein Brief, haben mir die lebhafteste Freude verursacht und den reichsten Genuß gewährt, und ich bin Dir aufs äußerste dafür verbunden. Unmöglich ist es mir, Dir alles zu schreiben, was ich dabei empfand und dachte. Deine erste Schrift, der Versuch, Fichtes Grundlage zu studieren, zum Teil meine eigenen Ahnungen, haben mich

in den Stand gesetzt, in Deinen Geist einzudringen und seinem Gange zu folgen, viel mehr, als ich es noch bei Deiner ersten Schrift imstande war, die mir aber jetzt durch Deine zweite erklärt wird. Ich war einmal im Begriff, es mir in einem Aufsatz deutlich zu machen, was es heißen könne, sich Gott zu nähern, und glaubte darin Befriedigung des Postulats zu finden, daß die praktische Vernunft der Welt der Erscheinungen gebiete und den übrigen Postulaten. Was mir dunkel und unentwickelt vorschwebte, hat mir Deine Schrift aufs herrlichste und befriedigendste aufgeklärt. Dank sei Dir dafür, für mich, und jeder, dem das Heil der Wissenschaften und das Weltbeste am Herzen liegt, wird Dir, wenn auch nicht jetzt, doch mit der Zeit danken. Was im Wege stehen wird, verstanden zu werden, und Deinen Bestrebungen, Eingang zu finden, wird, stelle ich mir vor, überhaupt das sein, daß die Leute schlechterdings ihr Nicht-Ich nicht werden aufgeben wollen. . . . .

Die trüben Aussichten, die Du für die Philosophie in Deinem Briefe zeigst, haben mich mit Wehmut erfüllt. Aber die Folgen, die das Mißverstehen Deiner Grundsätze für Dich haben könnte, bist Du erhaben. Du hast schweigend Dein Wort in die unendliche Zeit geworfen. Hie und da angegrinst zu werden, das, weiß ich, verachtest Du, aber in Rücksicht auf andere, die vor den Resultaten zurückbeben, ist Deine Schrift so gut als gar nicht geschrieben. Dein System wird das Schicksal aller Systeme derjenigen Männer haben, deren Geist dem Glauben und den Vorurteilen ihrer Zeiten vorangeeilt ist. Man hat sie verschrieen und aus ihrem System heraus widerlegt; indes ging die wissenschaftliche Kultur still ihren Gang fort, und in fünfzig Jahren später hat die Menge, die nur mit dem Strom ihrer Zeit fortschwimmt, mit Verwunderung gefunden, daß die Werke, die sie in der Polemik vom Hörensagen als längst widerlegte Irrtümer enthaltend kennen lernte, wenn sie zufälligerweise selbst ein solches zu Gesicht bekommen, das herrschende System ihrer Zeiten enthalten. Es fällt mir hierbei ein Urteil ein, das vorigen

Sommer ein Repetent von Dir fällte. Er sagte mir, Du seiest nur zu aufgeklärt für dieses Jahrhundert, im nächsten etwa würden Deine Grundsätze am Platze sein. In Rücksicht auf Dich scheint mir dies Urteil fade, aber charakteristisch in Rücksicht auf den, der es fällte, und die ganze große Klasse derjenigen, die es nicht für wohlgetan halten, über die Linie der in ihrem Zeitalter, Zirkel oder Staate herrschenden Aufklärung, über das allgemeine Niveau sich zu erheben, sondern die behagliche Hoffnung haben, es werde schon alles mit der Zeit kommen, und dann sei es für sie noch übrig Zeit genug, einen Schritt vorwärts zu tun, oder vielmehr haben sie die Hoffnung, sie werden schon auch mit fortgeschoben werden. Selbst die Beine aufgehoben, meine Herren! ....

Dein Hegel.

Schelling an Hegel.

(Januar 96.)

Mein Bester!

Endlich komme ich dazu, Dir wieder zu schreiben und von meiner Existenz Nachricht zu geben. Du wirst mir verzeihen, daß ich unsere Korrespondenz so lange vernachlässigte, wenn ich Dir sage, daß ich Dir erst dann wieder schreiben wollte, wenn ich Dir von meinem künftigen Aufenthalt zuverlässige Nachricht geben könnte. Dieser blieb aber bis in den November vorigen Jahres unbestimmt. Seitdem bin ich hier als Hofmeister zweier Barone von Riedesel in Prof. Ströhlins Haus. Ich traf aber da so mannigfaltige — und zum Teil ganz neue Beschäftigungen — an, war auch bis jetzt wegen Beibehaltung der Stelle so unentschlossen, daß ich Dir nicht schreiben konnte und wollte. Ich nahm die Stelle an, weil man mir ganz unbedingt von einer Reise nach Frankreich und England, auf der ich die beiden jungen Leute begleiten sollte, gesprochen hatte. Erst als ich sie angetreten hatte, setzte man Bedingungen hinzu, daß das Königtum in Frankreich wieder hergestellt!! und der Friede mit England gemacht sei. Alle meine schönen Hoffnungen für eine solche

Reise sind nun größtenteils dahin. Doch sehe ich allmählich ein, daß ich froh sein muß, bei dieser Gelegenheit wenigstens aus Württemberg hinauszukommen. Ich soll sie nächsten Frühling nach Leipzig — und wenn ich ihre Studienzeit da aushalte (die doch wohl nicht zu lange dauern wird) — an die principales cours de l'Allemagne!! und — unter den obengenannten Bedingungen — auch weiter begleiten. Ich bin entschlossen, sie wenigstens nach Leipzig zu begleiten, wenn mir nicht ihre Vormünder bei einer persönlichen Zusammenkunft Forderungen machen, die ich nicht erfüllen kann und die sich so ziemlich aus den Fragen erraten lassen, die man hier und da wegen meiner gemacht hat, ob ich Demokrat, Aufklärer, Illuminat usw. sei? In diesem Falle bin ich doch wenigstens außerhalb Württembergs und dann entschlossen, auf eigne Rechnung irgendwo im Ausland mich auf einige Zeit niederzulassen und — ist es möglich — der guten Sache durch öffentliche Arbeiten zu dienen. Mein Plan geht vorzüglich auf Hamburg.....

Gewiß, lieber Freund, bist Du indes nicht untätig gewesen. Hast Du von Deinem Plane indes nichts ausgeführt? Ich wartete immer, etwas von den Resultaten Deiner Untersuchungen irgendwo zu finden. Oder hast Du etwas Größeres unter der Hand, das Zeit fordert, und womit Du Deine Freunde auch einmal überraschen willst? In der Tat, ich glaube von Dir es *fordern* zu dürfen, daß Du Dich auch *öffentlich* an die gute Sache anschließest. Sie hat indes mehr Freunde und Verteidiger bekommen, als ich in meinem letzten Briefe zu hoffen wagte. Es kommt darauf an, daß junge Männer, entschieden alles zu wagen und zu unternehmen, sich vereinigen, um von verschiedenen Seiten her dasselbe Werk zu betreiben — nicht auf einem, sondern auf verschiedenen Wegen dem Ziel entgegenzugehen, überall aber gemeinschaftlich zu handeln übereinkommen, und der Sieg ist gewonnen. Es wird mir alles zu enge hier — in unserm Pfaffen- und Schreiberland. Wie froh will ich sein, wenn ich einmal freiere Lüfte atme. Erst dann ist es mir vergönnt, an Pläne

ausgedehnter Tätigkeit zu denken, wenn ich sie ausführen kann, und auf Dich, Freund, auf Dich darf ich gewiß dabei rechnen? ....

Der Deinige

Sch.

Schelling an Hegel.

Leipzig, den 20. Juni 1796.

Ich schreibe Dir, mein Bester, mit umgehender Post und eben deswegen kürzer, als ich Dir gerne schreiben möchte. Ich wartete schon lange auf Antwort von Dir, als neulich Süskind schrieb, du würdest wahrscheinlich die Stelle in Frankfurt vorziehen. In der Ungewißheit, in der ich Deinetwegen war, konnte ich auch in Jena keine näheren Erkundigungen einziehen. Soviel kann ich Dir noch jetzt schreiben, daß die Bedingungen sehr vorteilhaft waren, unter denen man Lehrer zu engagieren suchte. Näheres weiß ich nicht mehr, und ich sorge sogar, entweder, daß Du jetzt zu spät kämest, oder gar, daß das ganze Projekt gescheitert hat. Bis jetzt wenigstens habe ich nichts mehr davon gehört. Auf jeden Fall werde ich mich bei einer kleinen Reise, die ich diese Woche noch nach Jena machen werde, oder wenn dies nicht geschehen sollte, sogleich schriftlich des nähern erkundigen. Sollte noch nichts versäumt sein, so werde ich Dir unverzüglich Nachricht davon erteilen. Soviel ich weiß, sollte die Pension vorzüglich für junge Leute von 12—18 Jahren errichtet werden. Ob die Lehrer sehr spezielle Aufsicht haben, weiß ich nicht. Wie sehr würde ich mich freuen, Dich, mein Bester, nach langer Entfernung so nahe bei mir zu wissen, besonders, da ich hierselbst von allem Zusammenhang mit meinen alten Freunden losgerissen bin. Ich bin hier der einzige Württemberger. Aber es könnten viele Landsleute hier sein, die mir nicht das wert wären, was Du allein mir sein würdest. — Erlaube mir, daß ich Dir noch etwas sage. Du scheinst gegenwärtig in einem Zustand der Unentschlossenheit und — nach Deinem letzten Brief an mich — sogar Niedergeschlagenheit zu sein, der Deiner ganz un-

würdig ist. Pfui! ein Mann von Deinen Kräften muß diese Unentschlossenheit nie in sich aufkommen lassen. Reiße Dich baldmöglichst los. Sollte es mit Frankfurt und Weimar nicht gelingen, so erlaube mir, daß ich mit Dir einen Plan verabrede, Dich aus Deiner jetzigen Lage zu ziehen. Für Dich muß es überall Mittel genug geben. — Du siehst, ich rechne viel auf unsere Freundschaft, indem ich so gerade heraus spreche. Freunde müssen dies Recht gegeneinander haben. Noch einmal, Deine jetzige Lage ist Deiner Kräfte und Ansprüche unwürdig.

Tausend Dank für Dein Urteil über meine Briefe. Es war mir interessant zu wissen, ob sie an Dir die Probe halten. Du wirst doch wohl auch Nicolais Reisebeschreibung, neuesten Teil, und seine Erbärmlichkeiten über mich usw. gelesen haben[1]. Ich werde Dir nächstens die Antwort darauf zuschicken können. Bald ein Mehreres. Unveränderlich der Deinige.

Schelling an Hegel[2].

München, den 2. Nov. 1807.

Ich schicke Dir hier eine Rede[3], die vor einiger Zeit von mir gehalten worden. Du wirst sie beurteilen, wie solche Gelegenheitsreden, die für ein größeres Publikum berechnet sind, beurteilt sein wollen.

Du hast lange keinen Brief von mir erhalten. In Deinem letzten versprachst Du mir Dein Buch. Nachdem ich dieses erhalten[4], wollt' ich es lesen, eh' ich Dir wieder schriebe. Allein die mancherlei Abhaltungen und Zerstreuungen dieses Sommers ließen mir weder die Zeit noch die Ruhe, die zum Studium eines solchen Werks erforderlich sind. Ich habe also bis jetzt nur die Vorrede

---

[1] Vgl. Friedr. Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. XI, 118ff. und 290.

[2] Letzter Brief Schellings an Hegel.

[3] „Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur."

[4] Die „Phänomenologie des Geistes".

gelesen. Inwiefern Du selbst des polemischen Teils derselben erwähnst, so müßte ich, bei dem gerechten Maß der eigenen Meinung von mir selbst, doch zu gering von mir denken, um diese Polemik auf mich zu beziehen. Sie mag also, wie Du in dem Briefe an mich geäußert, nur immer auf den Mißbrauch und die Nachschwätzer fallen, obgleich in der Schrift selbst dieser Unterschied nicht gemacht ist. Du kannst leicht denken, wie froh ich wäre, diese einmal vom Hals zu bekommen. — Das, worin wir wirklich verschiedener Überzeugung oder Ansicht sein mögen, würde sich zwischen uns ohne Ausführung kurz und klar ausfindig machen und entscheiden lassen; denn versöhnen läßt sich alles, Eines ausgenommen. So bekenne ich, bis jetzt Deinen Sinn nicht zu begreifen, in dem Du den Begriff der Anschauung opponierst. Du kannst unter jenem doch nichts anderes meinen, als was Du und ich Idee genannt haben, deren Natur es eben ist, eine Seite zu haben, von der sie Begriff, und eine, von der sie Anschauung ist......

Reiseberichte an die Eltern.

Darmstadt, d. 3. Apr. 96.

Ich eile, teuerste Eltern, Ihnen, sobald ich nur über meine hiesige Aufnahme etwas Bestimmtes schreiben kann, Nachricht von meiner Reise, und die Beobachtungen, die ich unterwegs machen konnte, mitzuteilen. Ich wünschte, in Briefen an Sie ein kleines Tagebuch meiner Reise niederlegen zu können. Gehört es doch zur Etikette einer Reise, ein Tagebuch zu führen; vom Vergnügen, vom Nutzen desselben will ich nichts sagen, denn, was hier über mich herrscht, ist nichts als Etikette, ein Wort, das zwar meinen Ohren nicht, aber desto gewisser meinem Geiste und Herzen fremd war. Voraussetzen darf ich, daß meine Briefe unter Ihren Händen keine Publizität erhalten, und daß ich bei Ihnen alle meine Beobachtungen, Empfindungen usw. sicher niederlegen kann.

Von Stuttgart reisten wir, wie wir beschlossen hatten, den 2. März wirklich ab. Der Anfang der Reise versprach

sehr wenig. Tiefer Schnee, so weit man sehen konnte, kalte Luft und die Aussicht auf ruinierte Wege, machten uns eben keine sehr großen Hoffnungen. In Ludwigsburg waren wir mit unsrer Begleitung von Stuttgart über Mittag, ich hatte Zeit genug, Herrn Major v. Rieger und Mde. Bischof zu besuchen. Der erstere nahm mich zwar sehr gütig auf, konnte mir aber nach Leipzig keine Adressen geben, weil er, wie er sagte, immer im Gefolg eines **Fürsten** da war, und zwar viele Bekannte, aber keine — Freunde bekam. Nachmittags reisten wir noch bis Heilbronn.

Wir fanden da in der Rose eine Menge österreichische Offiziere, lauter rohe, unausstehliche Menschen, die mit einigen preußischen Offizieren einen sehr starken Kontrast machten. Branntwein und Se. Majestät der Kaiser waren der einzige Gegenstand ihrer Gespräche, so wie es weiter ging, waren sie verloren. Die Bonmotisten unter ihnen erzählten Zoten, wie man sie allenfalls von Gemeinen in Wachstuben hören kann. Noch sah ich da einen Kanonikus v. Schell, die verworfenste Kreatur, die man sehen kann, zwergartig, mit einem Höcker, eingebogenen Beinen, ein Gesicht, wo auch der letzte menschliche Zug verwischt war, das leibhafteste Bild der Erbärmlichkeit. Ich hätte gewünscht, ihn kopieren zu können. Er hätte meine Aufmerksamkeit nicht auf sich gezogen, wenn er nicht auf dem Extrem der Menschheit stünde. Dieser Mensch saß den ganzen Tag am Spieltisch, verspielte ein Louisdor ums andere, und — solche Auswürflinge füttert die deutsche Nation mit Pfründen und Kanonikaten zu Tode. . . . . .

Den 31. früh verließen wir Heilbronn, um nach Heidelberg zu reisen. Sinsheim ist die erste Station, wo wir über Mittag waren. Hier ist der Unterschied der Mundart, der Kleidertracht, der Bauart schon ziemlich auffallend. Nachmittags ging's nach Heidelberg. Ich habe wenig schönere Gegenden gesehen, als die von Neckargmünd nach Heidelberg. Gleich vor dem Städtchen zieht sich der Weg bergan, und wird allmählich höher, bis man den Neckar ganz tief zu seinen Füßen hat. Der Himmel hatte sich diesen

Nachmittag aufgeklärt, die Sonne schien warm, der Schnee war hier schon ziemlich verschwunden, alles schien gemacht, uns in Entzücken zu setzen. Die drei Stunden Wegs hat man rechts und links steile, romantische[1] Berge, mit wildwachsendem, regellosem Holz bedeckt, schroffe, zum Teil kolossalische Felsen, unter denen man vorbeifährt, und die alle Augenblicke den Einsturz zu drohen scheinen.

. . . .

Die Neckarpartie übertrifft hier weit die bei Tübingen; das Romantische der Gegend weiß ich mit nichts, als höchstens mit der Gegend zwischen Lorch und Gmünd zu vergleichen. Je näher man Heidelberg kommt, desto schöner wird das Land. Endlich erscheinen die Türme dieser Stadt und die hervorragenden Ruinen des alten Schlosses. Es war Abend, wie wir in die Stadt kamen. Die Sonne sank und warf ihre letzten Strahlen auf die Trümmer des Berges. Wir sprangen aus dem Wagen, um in der Schnelligkeit noch das Schloß zu besteigen, und die letzten Strahlen der Sonne dort zu empfangen; selbst mein phlegmatischer Eleve lief den Berg schneller hinauf. Vielleicht gibt es wenig malerischere Ruinen, als die auf dem Berge vor Heidelberg. An der Spitze der ersten Mauer steht noch ein hoher Turm, der weit über alles übrige hervorragt. Eine verschüttete Wendeltreppe führte hinauf. Steht man unten, so sieht man oben den freien Himmel. Sonst schießt hier und da noch ein einzelner Pfeiler empor, man begreift es kaum, wie er, einsam und verlassen, der Gewalt der Winde und des Wetters Trotz bieten konnte. Aber die Festigkeit des Bauwerks ist beinahe unbegreiflich. Unten, im Graben, liegt die obere Etage eines Turms, den die Franzosen sprengten, umgekehrt, aber ganz und unzertrümmert, wie wenn er künstlich und mit Absicht so gebaut wäre. Sonst sieht man nichts als Mauern mit hohen Fensteröffnungen; noch das letzte, was vom alten Schloß übrig war, der Ritter-

[1] Das Wort „romantisch" ist seit Ende des 17. Jahrhunderts in Deutschland in Gebrauch.

saal, brannte vor einigen Jahren, vom Blitz gezündet, vollends ab. Mitten unter den Ruinen hat man eine Kapelle erbaut; es macht einen widerlichen Eindruck, wenn man vom Anblick des hohen Altertums, der majestätischen Trümmer und der gotischen Bauart der Kirche von außen zum Anblick des gezierten, kleinlichen, im katholischen Flittergeschmack aufgeputzten Innern der Kirche übergeht. Das einige, was entschädigen könnte, ist ein Gemälde von Rubens, das von Oggersheim hierher kam, aber so hoch hängt, daß wir es kaum bei dem matten Schein eines angezündeten Lichts ein wenig sehen konnten. Unser Führer wollte uns das Heidelberger Faß, das vielleicht berühmter ist als das Schloß, auf welchem es steht, zeigen, — wir dankten ihm einstimmig dafür. Es war ihm unbegreiflich, daß wir dies Wunder der Welt nicht zu sehen verlangten. — Noch habe ich Ihnen nichts von dem Anblick der unten liegenden Stadt gesagt. Das Schloß hängt über der Stadt und beherrscht sie völlig. Dies vermehrt das Romantische dieses Anblicks noch mehr. Im Hintergrund die Ruinen, im Helldunkel der Dämmerung ruhend; vor sich die Stadt, deren Geräusch allmählich verschwindet, den Neckar, der eine weite Fläche in gerader Linie durchläuft, und die ganze lachende Gegend, vor sich Paradies, hinter sich Zerstörung und Einöde — dies zusammengenommen macht einen gemischten Eindruck, den ich Ihnen unmöglich beschreiben kann. Wie oft habe ich gewünscht, Sie da an meiner Seite zu haben! ......

.... Sehr auffallend sticht Leipzig gegen Jena ab, von wo aus wir unmittelbar hierher kamen. Das weltberühmte Jena ist ein kleines — zum Teil häßlich gebautes Städtchen, wo man nichts als Studenten, Professoren und — Philister sieht. Es liegt romantisch zwischen Bergen und hat von Weimar her eine wirklich schöne Lage. Unglücklicherweise traf ich in Jena mehrere Professoren nicht an, auf die ich vorzüglich gerechnet hatte. Fichte z. B. war in Halle, er hatte sich gefreut, mich zu sehen, aber ich kam zu früh nach Jena und aufhalten konnte ich mich nicht länger als einen Tag. Dagegen hab' ich Schillern

gesehen und viel mit ihm gesprochen. Aber lange könnte ich's bei ihm nicht aushalten. Es ist erstaunend, wie dieser berühmte Schriftsteller im Sprechen so furchtsam sein kann. Er ist blöde und schlägt die Augen unter, was soll da ein andrer neben ihm? Seine Furchtsamkeit macht den, mit dem er spricht, noch furchtsamer. Derselbe Mann, der, wenn er schreibt, mit der Sprache despotisch schaltet und waltet, ist, indem er spricht, oft um das geringste Wort verlegen und muß zu einem französischen seine Zuflucht nehmen, wenn das deutsche ausbleibt. Schlägt er die Augen auf, so ist etwas Durchdringendes, Vernichtendes in seinem Blick, das ich noch bei niemandem sonst bemerkt habe. Ich weiß nicht, ob dies nur bei der ersten Zusammenkunft der Fall ist. Wäre dies nicht, so ist mir ein Blatt von Schiller dem Schriftsteller lieber, als eine stundenlange Unterredung von Schiller, dem mündlichen Belehrer. Schiller kann nichts Uninteressantes sagen, aber was er sagt, scheint ihn Anstrengung zu kosten. Man scheut sich, ihn in diesen Zustand zu versetzen. Man wird nicht froh in seinem Umgang. Nach Schillern besuchte ich noch den Redakteur der Allgem. Literatur-Zeitung, den Hofrat Schütz — ein witziger, unterhaltender, leichter Mann, dem man seine Bildung durch die Alten überall ansieht. Abends ging ich noch zu Griesbach. Ich glaubte Schnurrern zu sehen und zu hören — Gesichtsfarbe, Figur, Sprache, das ist bei beiden so ziemlich gleich, nur hat Schnurrer noch etwas mehr Leben, aber das Gezirkelte, Abgewogene, Langsame haben beide gemein. . . . .

An die Eltern.

Leipzig, 4. Febr. 97.

...Wegen Karls[1] schreibt die Mama, daß er immer noch beim Kaufmannsstand beharrt, und daß ich mich hier wegen einer Stelle für ihn umsehen soll. Ich gestehe Ihnen aber, daß mich des jungen Menschen Kopf dauert, wenn er Kaufmann wird. Da er nicht mit Geld anfangen kann, so muß er sich lange im erbärmlichsten Handel herum-

[1] Die Brüder, spätere Mediziner.

treiben, ehe er nur zu was kommt. Auch sieht man hier nur gar zu deutlich, was das meistens für verwahrloste Menschen sind, die auf solche Art Kaufleute wurden, und daß das Leben eines Kaufmanns, der nicht Geld genug hat, wirklich das erbärmlichste und niederträchtigste von der Welt ist. Von dem Augenblicke, da er sich diesem Stand widmet, darf er keinen andern Gedanken mehr haben, als den an seinen Eigennutz und Gewinn! Welch ein niedriger Beruf, dem nur der reiche und große Kaufmann (wozu aber etwas mehr gehört, als man sich einbildet) entgehen kann. — Ist es aber beschlossen, daß er Kaufmann werden soll — (wozu freilich nicht seine eigne Neigung, sondern sein eigner fester Entschluß, dessen er bald fähig werden muß, gehört), so zweifle ich, ob es für ihn vorteilhaft ist, hier zuerst eine Lehrstelle zu bekommen, in einer Stadt, wo der übertriebenste Luxus und ausgelassene Sittenlosigkeit selbst bis auf die Kaufmannsburschen herab sich verbreitet. Ich bin bei einigen hiesigen Kaufleuten gut angeschrieben, durch die ich ihm auf jeden Fall eine Stelle bekommen kann, aber hier? — Dazu kann wenigstens ich nicht raten. — ...

Leipzig, den 28. Juni 97.

Daß Sie so spät erst Briefe von mir erhalten, liebste Eltern, werden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß es in Berlin unmöglich war, etwas Zusammenhängendes, Lesbares zu Papier zu bringen — und so etwas wollten Sie doch? — Ob es jetzt nach meiner Zurückkunft besser geht, weiß ich nicht; denn der Kopf ist mir noch so voll, und unsere neuen Beschäftigungen sind so dringend, daß mein Vorsatz, Ihnen etwas Zusammenhängendes zu schreiben, jetzt vielleicht ebenso schlecht als bisher ausgeführt wird. — Alles war mir in Berlin neu — neu wenigstens in bezug auf Leipzig; neu die frische Luft dieser Stadt, die gescheiten Menschen, die man in allen Klassen findet, der wahrhaft edle Ton der Gesellschaften, der männliche Geist, der in allem sichtbar wird, eine rastlose Tätig-

keit, deren nächster Zweck wenigstens nicht das Geld ist, wie hier, die Mannigfaltigkeit von Vergnügungen, verbunden mit dem Instruktiven des dasigen Aufenthalts: dies alles zusammengenommen beschäftigte so sehr meine ganze Einbildungskraft, daß ich wenige Augenblicke hatte, in welchen ich es zu einer ruhigen Aufeinanderfolge meiner Gedanken hätte bringen können.

Unsere Reise verschob sich durch zufällige Umstände noch länger, als wir erwarteten. Wir konnten erst den 29. April abreisen. Der Weg von hier führt über Düben, wo wir bei einem Württemberger, der aus dem vaterländischen Dienst unlängst in den sächsischen überging, Leutnant von Roeder — (sein Vater war Oberforstmeister in Waldenbuch) frühstückten. Nachmittags waren wir in Wittenberg. Dieses Städtchen ist vortrefflich gelegen, rings von Obstgärten umgeben, mit alten grasbewachsenen Wällen bekränzt, am Ufer der Elbe, die hier schon zum Strom wird, auf dem Schiffe gehen und über die eine Brücke von beinahe einer Viertelstunde Wegs führt. Wir verweilten hier kurze Zeit; wir eilten Berlin zu. In der Nacht kamen wir über die Grenze. Der Weg von Wittenberg nach Treuenbrietzen, der ersten brandenburgischen Post, ist tiefer Sand, in welchem beinahe nichts als trauriges Forchenholz gedeihen kann. Ein solcher Wald erstreckt sich auf dem Wege nach Berlin mit mannigfaltigen Abwechslungen und Unterbrechungen auf zehn Meilen Wegs. Bei Nacht gewährt er einen ganz eignen Anblick. Auf beiden Seiten liegen bald da bald dort einzelne Häuser, Köhlerhütten, Ziegelbrennereien usw. Die Stille des Waldes und das oft plötzlich zwischen dunkeln Bäumen hervorscheinende Feuer hat etwas Grausendes. Die Nacht war kühl, wir hüllten uns ein, unser Gespräch war teils — die Revolution, die Catharina II. auf den Thron setzte, eine Geschichte, von der wir noch voll waren, da wir kaum vorher la Rulhières Erzählung (eines der merkwürdigsten Dokumente für die Geschichte, das bei Ihnen bekannt sein wird) gelesen hatten, teils — Gespenstermärchen, unter denen wir allmählich uns einschläferten. Von der Grenze

aus begleitete uns ein Soldat; der Grund ist, weil man auf der Grenze nicht visieren kann und verhindern will, daß bis zur nächsten Station nichts Akzisbares ausgepackt werde. In Treuenbrietzen riß uns der Mautbeamte aus dem Schlaf; wir mußten in ein kaltes, kaum erleuchtetes Zimmer treten, bis er durch ein gutes Trinkgeld sich abspeisen ließ. Mit Aufgang der Sonne kamen wir nach Belitz, dort war alles voll von Reisenden und Juden aus Berlin, die auf die Leipziger Messe zogen, so daß wir nur mit Mühe ein schlechtes Frühstück erhielten. Das gute Trinkgeld wirkte auf den Postillon so sehr, daß er uns durch den fürchterlichen Sand in zwei Stunden nach Potsdam brachte. Die Pferde werden hier alle nebeneinander gespannt, man sieht Wagen mit vier bis acht Pferden in einer Linie. Dies geht auf dem weiten Sandgefilde sehr wohl an, wo man eine Viertelstunde weit gleich gut und gleich schlecht fahren kann. Selbst die Spur, die der Wagen zurückläßt, verweht der Wind, wenn sie nicht beständig erneuert wird. — Sonderbar erfreuend ist's, unter eitel Sandfeldern bisweilen ein Land mit schwarzer Erde zu finden, die durch Fleiß und Kunst allmählich gezogen wird: noch unterhaltender sind die vielen Seen, durch welche allein manche Partien dieser Gegenden sich von afrikanischen Sandwüsten unterscheiden.

Potsdam gewährt, von der Höhe gesehen, einen herrlichen Anblick. Die Havel, in Kanäle geteilt, in Verbindung mit mehreren Seen, umfließt die Stadt und macht sie zur Insel. Daher ist Potsdam das eigentliche Gefängnis der Soldaten, weil keine Möglichkeit zu entkommen vorhanden ist. Von allen Seiten her sind Brücken, die von Soldaten bewacht werden, die Zugänge der Stadt. Desto trauriger ist der Anblick dieser Stadt von innen. Nicht als ob sie häßlich gebaut wäre. Aber, hier herrscht die fürchterlichste Stille, die ganze Stadt ist öde. Ist es diese Totenstille oder die Bauart der Stadt, daß wir zwischen ihr und Ludwigsburg so große Ähnlichkeit fanden? Es ist das traurige Denkmal alter Zeiten. Bekanntlich war unter Friedrich Wilhelm I. der Glanz der Stadt am

höchsten. Eben dieser König machte sie vollends zur Insel, und eben dieser bildete hier, wo er seine Soldaten unter beständiger naher Aufsicht haben konnte, den Kern des preußischen Militärs, die Helden des Siebenjährigen Krieges. Durch welche schreckliche Grausamkeiten war dieser Ruhm erkauft! Die Garderegimenter waren hier in enge Kasernen verschlossen, kein Soldat durfte außer der Stadt sein, wie manchen unglücklichen, bis zur Verzweiflung gepeinigten haben diese stummen Häuser gesehen. Bekanntlich wählte Friedrich II. Potsdam aufs neue zu seinem Wohnsitz.

Ihm verdankt man eigentlich die Verschönerung und die Kunstwerke der Stadt. Mitten durch die Stadt fließt der Kanal, der die Alt- und die Neustadt scheidet. Was uns vorzüglich merkwürdig war, ist die Kirchenparade, die diesen Vormittag zu sehen war. Wir folgten ihr in die Garnisonkirche, wo wir den Kronprinzen zu Gesicht bekamen. Er hat ein ernstes Ansehen. Man fürchtet von ihm, daß er strenge herrschen werde. Aber unter welcher Regierung? Es scheint Preußens Glück zu sein, daß auf einen so großen Herrscher — ein kleiner folgte, um die Nation zum Atem, zur Besinnung und zum freien Urteil kommen zu lassen. — Von den Merkwürdigkeiten Potsdams sahen wir jetzt nichts als das Schloß von außen. Ich kann nicht sagen, daß es einen vorzüglichen Eindruck auf mich gemacht hätte. Es ist ein längliches Viereck, dessen Lage gegen Mittag ganz herrlich ist: in der Nähe der Lustgarten, in der Ferne die Havel, Wälder, buschichte Hügel und selbst — Weinberge. — Der Lustgarten ist von beträchtlichem Umfange, ein Gemengsel von holländischem, französischem und englischem Geschmack. Sonst ist noch merkwürdig der Marstall, die Reitschule und das Exerzierhaus, das verhältnismäßig sehr klein erscheint. Nach Mittag ging unsere Reise nach Berlin, der Weg beträgt acht Meilen, ist aber trefflich gebaut. Die Armut des Landes ist trefflich verborgen. Der Weg ist entweder Wald, von Seen unterbrochen, mit oft wiederkehrenden Aussichten auf die Havel oder einzelne Kanäle dieses Flusses,

und einige Meilen von Berlin beginnt eine große Allee, die bis vor die Tore der Stadt führt, eine Stunde Wegs vor der Stadt beginnen Land- und Lusthäuser aller Art, in verschiedenem Geschmack gebaut; da das Land ganz flach ist, erblickt man die Stadt erst, wenn man vor den Toren ist. — Eine Kontribution besonderer Art ist es, daß man eine Meile von Berlin noch einmal umspannen und diese Meile doppelt bezahlen muß. Sie heißt die Königsmeile. —

Vor dem Tore wird man zum zweitenmal visitiert, doch kann man sich auch hier mit einem Trinkgelde so ziemlich abfinden. Wir wußten noch nicht, wo wir logieren sollten. Unter dem Tore aber war es bestellt, daß wir unmittelbar zur Gesandtin von Riedesel, der Tante meiner Eleven, fahren sollten. Wir waren vergnügt darüber, besonders in ökonomischer Rücksicht und weil wir nun voraussahen, daß unser Aufenthalt in Berlin länger dauern würde. Noch mehr würd' es mich gefreut haben, wenn ich den Geist dieser Familie und die Vergnügungen, die uns da erwarteten, voraus gewußt hätte. Die Mutter des Hauses ist die Witwe des ehemaligen preußischen Gesandten v. R. in Wien, bekannt in der politischen Welt durch seinen Anteil am Teschner Frieden, in der literarischen durch seine Reise nach Sizilien und Großgriechenland, deren Beschreibung ich erst in Berlin zu lesen bekam. Durch den unglücklichsten Zufall (ein fallender Schlagbaum traf ihn, als er eben unter ihm wegritt) starb er in der Blüte des Alters. Seine Witwe, ein Weib von männlicher Seele, zog nach Berlin, wo sie ihre zwei Kinder, Sohn und Tochter, musterhaft erzogen hat. Ihr Sohn besucht die Berliner Schulen, er ist ein junger Mensch voll Hoffnung. — In demselben Hause war die Schwester meiner Eleven, ein gutes Kind von fünfzehn Jahren, das, nachdem es seine Eltern im zweiten Jahre verloren, anfänglich nach Wien, dann nach Berlin geschickt wurde. Denken Sie sich die Schönheiten ihres jüngern Bruders verweiblicht und Sie haben ein Bild von ihr. — Und wie gut! Hat wirklich die Natur an dieses Herz alle Sanftheit verschwendet, die

sie ihren Brüdern versagte? — Die übrige Gesellschaft im Haus ist eine Gouvernantin für die Mädchen und ein Hofmeister für den Jungen. Alles war in diesem Hause vereinigt, den Aufenthalt angenehm zu machen. Es ist wohltätig, in einem Hause zu sein, in welchem bis auf den Bedienten herab keiner ist, der dumm wäre, alle Gespräche sind hier voll Verstand und Heiterkeit. Die Mädchen singen, spielen und tanzen; die Mutter hat eine auserlesene Bibliothek, aus der ich in abgebrochenen Augenblicken manches seltene und merkwürdige Buch zog.

Jetzt nur vom Hauptsächlichsten, was ich in drei Wochen und darüber gesehen und getan habe. Das Beste kann ich Ihnen nicht geben, denn ist es möglich, die angenehmen Stunden des Gesprächs und des Umgangs zurückzurufen?

Den 3. April, den Tag nach unserer Ankunft war vor dem Brandenburger Tore ein großer Spektakel, dem wir mit anwohnten. Auf der Charlottenburger Straße wurde ein Wettrennen zu Pferde gehalten. Das eine Pferd war ein Engländer, das andere ein Polack. Sie können sich kaum vorstellen, welch ein Volkszulauf hier war — Menschen von allen Ständen und Klassen, Wagen, Pferde, Fußgänger. Alles wettete auf den Engländer, der von berühmten Wettrennern abstammte und schon einigemal in England selbst gewonnen hatte (so behauptete sein Besitzer) — und der Polack gewann. Es war sonderbar, wie die meisten sich freuten, daß ein Engländer der Besiegte war. „Der Deutsche" (so hieß man den Polacken), lief es durch alle Reihen, dreiviertel Stunden Wegs, denn so groß war das Stadium, das die Pferde in zwei Minuten sechsundvierzig Sekunden zurücklegten. (Es ist die mittlere Schnelligkeit, deren, nach den englischen Wettrennen zu urteilen, die Pferde fähig sind.) Andere — denn es gibt auch in Berlin — jetzt noch — Anglomanen — fluchten über den Ausgang, besonders diejenigen, die gewettet hatten. Eine unglaubliche Summe Geldes wurde hier gewonnen und verloren. Der Gewinner, der, wie er voraussagte, seiner Sache gewiß war, wettete mit jedermann;

man betrachtete ihn als einen Narren — sein Gewinn aber, der Gewinn von nicht ganz drei Minuten — soll sich auf dreihundert Friedrichsdor belaufen haben. Er zog im Triumph und von allem Volk begleitet nach Hause.

Den 1. Mai. Mit der Stadt kann man bald bekannt sein. Die Straßen sind so regelmäßig und so unendlich — (die letzten Häuser verlieren sich am Anfang der Straßen in unsichtbare Ferne), daß man nur wenige Hauptstraßen zu kennen braucht, um sich überall hin finden zu können. Wir wohnten in der Wilhelmstraße, die tot und öde zwar — (sie ist von lauter Vornehmen bewohnt, auf der Straße sieht man nichts als Livreen und Equipagen — oft vor einem Hause gegen fünfzig in langer Reihe) — aber nahe dem Mittelpunkt der Stadt, den sogenannten Linden. Dies ist eine sechsfache Lindenallee, gegen eine halbe Stunde lang und rechts und links Häuser, die allgemeine Promenade der Berliner, die von der einen Seite auf den Schloßplatz und von dort aus nach dem eigentlichen Berlin und nach Cölln, auf der andern Seite aber auf das herrliche Brandenburger Tor und von da in den Tiergarten führt. Sie werden wissen, daß Berlin der allgemeine Name von fünf verschiedenen Städten ist. Das alte Berlin (Berlin im engern Sinne) ist der schlechteste Teil der Stadt, meist nur von Armen bewohnt. Es ist eine völlige Insel, die durch Kanäle der Spree eingeschlossen ist. Eine Brücke führt nach der Königsvorstadt, auf derselben steht die herrliche Statue des Großen Kurfürsten, in Bronze. Eine andere Brücke führt nach der Stadt Cölln, die meist von Juden bewohnt wird. Von dieser aus (die abermals Insel ist) gelangt man auf den Friedrichswerder (gleichfalls eine Insel), und von diesem aus über den Schloßplatz und die Lindenallee in den schönern Teil der Stadt, der sich wieder in die Neustadt und die Friedrichsstadt teilt. In der letztern wohnten wir. Sie können sich leicht vorstellen, daß, wer von einem Teil der Stadt in den andern geht, eine große Strecke Wegs zu machen hat. Berlin ist eine schöne Stadt, Prächtiges hab' ich an ihr nichts gefunden. Die Häuser sind

großenteils in italienischem Geschmack; eben deswegen nicht sehr hoch, meist nur zwei Etagen. Dadurch bekommt das Ganze ein niedliches und zugleich freies Ansehen. Man täuscht sich aber doch in seiner Erwartung, in Berlin große Häuser zu finden, und anfänglich, da die Straßen so breit sind, sieht man vor lauter Straße die Häuser nicht.

Da Iffland heute spielte, wollte ich die Gelegenheit nicht versäumen, ihn zu sehen. Unglücklicherweise sah ich ihn in einem seiner eignen Stücke, das wirklich allen gesunden Geschmack beleidigt. Seine große, bewundernswürdige Kunst vermochte kaum ganz die Albernheiten des Stücks zu verbergen. Er starb in extenso auf dem Theater. Ich bewunderte vorzüglich die Konsequenz seines Spiels. Kein Laut, keine Bewegung unterbricht die Täuschung, und wenn nur die Rolle selbst, die erspielt, natürlich ist, so vergißt man, daß man im Theater ist. . . .

Leipzig, November 97.

(Der Anfang des Briefes fehlt.)

— — Hätte nicht der November Wolken und Nebel über Leipzig herbeigeführt, so hätte mich der Genuß der frischen Luft längst ganz gesund gemacht. Denn im Zimmer, wo die Bilder der Krankheit mich umschweben, bin ich krank in der Meinung. Meine körperlichen Kräfte sind alle wieder da, ausgenommen die des Kopfs, der nicht nur den größten Teil des Haars verloren hat, sondern auch innerlich sich noch geschwächt fühlt. Die letzten Tage des Oktobers habe ich benützt, einigemal auszufahren, einige schöne Tage, die der Vollmond gebracht hat, auszugehen, und bald hoffe ich, bei jeder Witterung und zu jeder Tageszeit ausgehen zu können.

Ohne Scheu würde ich Ihr gütiges Anerbieten, mir Geld zu schicken, annehmen, wenn ich es nötig zu haben glaubte. Ich hoffe aber, daß die Vormünder meiner Eleven mir die Kosten der Krankheit abnehmen werden. Dies ist wenigstens höchst billig, da ich ihnen erklärt habe, daß ich bis jetzt ohne anderweitigen Zufluß mit meinem Gehalt

nicht ausgereicht hätte (Ihnen wird das vielleicht unbegreiflich, weil Sie weder die hiesige Lebensart noch die hiesigen Preise kennen und nicht wissen, daß die hiesigen Verhältnisse mich nötigten, mich von Fuß aus neu zu equipieren). Ich habe bisher von anderwärts verdientem Gelde gerade so viel zugesetzt, als die Kosten der Krankheit betragen werden, denn noch hab' ich sie nicht berechnet. Indes hat Riedesel, der bei meiner Krankheit die Rechnung übernahm, alles für mich ausgelegt. — Die Langsamkeit, mit der die Vormünder alles unter sich verhandeln, läßt mich hoffen, daß die Entscheidung darüber vor Ostern nicht kommen wird, wo ich dann imstande sein werde, im Notfall selbst zu bezahlen.

Nun kommt aber noch ein neuer Umstand hinzu, den ich erst seit gestern gewiß weiß. Es ist höchst wahrscheinlich, daß ich noch vor Ostern einen Ruf als Professor der Philosophie nach Jena erhalte. An sich hat er nichts Reizendes, da man mir nur einen künftigen Gehalt verspricht. Unter den gegenwärtigen Umständen aber fühle ich mich sehr geneigt ihm zu folgen, vorausgesetzt, daß ich Ihre Einwilligung erhalte. Denn was 1. mein Fortkommen betrifft, so tragen mir allein meine Arbeiten an Journalen, besonders wenn ich ihnen mehr Zeit als bisher widmen kann, mehr ein, als meine hiesige Stelle, die sonstige philosophische Schriftstellerei nicht gerechnet, die eben jetzt ein sehr lukrativer Artikel ist. — Zudem bin ich gewiß, in Jena nicht nur eine Anzahl Zuhörer zu finden, sondern auch so viel Beifall zu erhalten, daß der Ruf davon ins Vaterland dringt, wohin jetzt Ihretwegen alle meine Wünsche gerichtet sind. Es wäre möglich, gleich bei dieser Gelegenheit das Versprechen, anstatt Repetent Professor zu werden, im Vaterlande zu erhalten. (Abel tut mir seinen Wunsch kund, einmal gemeinschaftlich mit mir zu arbeiten.) Wenn dann nur der liebe Gott den Professor Bök in Tübingen bis dahin erhält, so wird er leicht dahin zu bringen sein, einem Jüngern, der sein Vikarius umsonst sein will, alle seine Lektionen abzutreten; so bin ich im Besitz und ich will sehen, wer mich daraus reißt. Doch das sind Mög-

lichkeiten. Was gewiß ist, ist dieses, daß ich in Jena auch ohne Gehalt vollauf zu leben haben kann (ich könnte mit vierhundert Talern leben, kann aber beinah' auf das Doppelte zählen), und daß von dort aus mein Ruhm sich so schnell verbreiten wird, als ich es jetzt, im Hofmeisterleben, nimmermehr hoffen kann. — 2. Höchstwahrscheinlich werde ich bei den Riedesel nur noch anderthalb Jahre Brot finden. Was alsdann anfangen? Repetent werden? Nimmermehr, es wäre denn die höchste Not. Die Vorteile meiner jetzigen Stelle bestehen allein darin, daß ich, wenn ich will, den Leib mästen und kleiden kann; die Repetitionen und andere Arbeiten mehren sich täglich, da ich die begonnene literarische Karriere nicht verlassen kann, muß ich künftig meine Kräfte über Maß anstrengen usw., es kostet noch kurze Zeit Ausdauer, so habe ich alle meine literarischen Gegner, von denen schon jetzt mehrere verstummt sind, zum Schweigen gebracht, meine philosophischen Prinzipien greifen um sich — ich sehe also nicht ein, warum ich nicht alles anwenden soll, in dieser Laufbahn künftig ungehindert fortzugehen. Ich werde die Vormünder meiner Eleven nicht bitten, die Krankheitskosten zu übernehmen (dazu bin ich zu stolz), aber wenn sie es nicht von selbst und freiwillig tun (da ich unter den Arbeiten für ihre Mündel krank geworden bin und mit Recht fordern kann, daß mein Gehalt vermehrt werde, worauf ich bis jetzt noch nur Versprechung erhalten habe), so ist klar, daß ich auf ihre Generosität weiter nicht rechnen kann, und daß es klüger ist, einem anderweitigen Ruf zu folgen. Übernehmen sie aber die Kosten und der Ruf erfolgt, so überlasse ich es ganz Ihrem Urteil, was zu tun ist. Weggehen kann ich dann freilich nicht, ohne die Kosten zu erstatten, aber ich bitte Sie, die obigen Bemerkungen wohl zu beherzigen, ehe Sie entscheiden. — Ich habe Ihnen mit Absicht schon jetzt umständlich über die Sache geschrieben, damit, wenn es eintrifft, ich Ihres Willens auf jeden Fall gewiß sei, ohnehin da die Sache schnell entschieden sein muß, wenn ich schon künftige Ostern nach Jena will. Daß ich die Sache im Vaterland so gut als möglich benützen werde,

versteht sich. Noch muß ich Ihnen sagen, daß ich mich um die Vokation keineswegs beworben habe. Es war mir ganz unerwartet, als ich erfuhr, daß Professor Fichte alles anwendet, mich nach Jena zu bringen. Er selbst geht einige Zeit auf Reisen und läßt (als der einige Professor philosophiae, der in Jena Kredit hat) eben dadurch mir alle seine Zuhörer, die sich in einigen Kollegien auf 200 bis 300 belaufen. . . .

Leipzig, 30. März 98.

Mit Jena ist vorerst nichts zu machen. Der Minister Voigt in Weimar wollte mir dahin helfen. Die zwei andern Höfe aber, die Miterhalter der Universität sind, machten Schwierigkeiten. Man wollte, daß ich erst ein Halbjahr lang als Privatdozent Vorlesungen in Jena halte und versprach mir unter dieser Bedingung auf nächsten Herbst eine Professur; allein außerdem, daß ich mich nicht so schnell aus meinen bisherigen Verhältnissen reißen konnte, war mir diese Bedingung nicht anständig, und so hat sich die Sache vorerst ganz zerschlagen. —

Leipzig, den 9. Juli 98.

Wenn Sie, liebe Eltern, die Papiere, die hier folgen, behutsam auseinander wickeln, so.... erhalten Sie für sich das Herzogl. Sachsen-Weimarische Dekret in Ansehung meiner, nebst dem Brief des Geh. Rats von Goethe. Ich bitte Sie, zu bemerken, daß mich das Ganze nicht eine Bitte gekostet hat, daß ich mit Goethe deshalb kein Wort geredet, auch nicht an ihn geschrieben. Sie können daraus schließen, daß es mir in Jena trefflich gehen wird. Ordinarius — darauf können Sie rechnen — bin ich binnen einiger Monate, wenn, wie so gut als gewiß ist, Professor Schmid in die theologische Fakultät versetzt wird. Überhaupt erlauben Sie mir, zu bemerken, daß es meine Schuld nicht ist, wenn ich nicht Professor in Tübingen werde. Denn 1. habe ich gemacht, daß Sie doch wenigstens sich für mich melden konnten, drei Jahre, nachdem ich das

Kloster verlassen, was bei einem andern nicht so gegangen wäre. 2. In dem Augenblick, da ich in Tübingen ohne allen Zweifel durchgefallen bin, schicke ich Ihnen zum Trost, den Tübingern aber zum Ärger meine Vokation nach Jena, einer unendlich berühmteren Universität als die Tübinger in Duodez. Ernsthaft von der Sache gesprochen — freilich wär' es schön, wenn ich so mit Ihnen leben und weben, Sie alle Halbjahr, und wenn Papa Prälat in Bebenhausen wird, alle Tage sehen könnte. Nichtsdestoweniger bitte ich Sie, von allem weitern Melden für mich zu abstrahieren, 1. weil ich in Tübingen vor Langerweile und Ärger über die dortigen Abderiten stürbe, 2. weil ich damit nichts zu essen und nichts zu beißen hätte, denn das Bibliothekariat! wie können Sie glauben, daß es mir wird? Sehen Sie denn nicht, daß man mich mit aller Gewalt nicht haben will. . . .

. . . Schließlich melde ich Ihnen, daß ich bereits meinen Abschied begehrt, aber bis jetzt noch nur in spe erhalten, item, daß ich, wenn er bald kommt, die letzten Monate des Sommers in Dresden zubringen werde, endlich, daß ich guter Dinge bin, keine Sorgen habe und Sie bitte, auch keine zu haben, sintemal es mir wohlgehen wird.

Und so lege ich denn in diesem Briefe feierlich den miserablen Hofmeistertitel, womit Sie mich so oft regaliert haben, nieder, bin übrigens und bleibe nach wie vor, unter Anwünschung alles Heils und Segens von oben und fortdauernd guter Gesundheit

Ihr

Fritz.

Goethe an Schelling.

Wohlgeborner insonderheit hochgeehrtester Herr Professor!

Ew. Wohlgeboren erhalten hierbei das gnädigste Reskript abschriftlich, das Serenissimus Ihretwegen an die Akademie zu Jena erlassen haben.

Indem ich dadurch die Wünsche Ihrer Jenaischen Freunde und die meinigen erfüllt sehe, so bleibt mir nichts übrig als zu hoffen, daß Sie, in Ihrem neuen Verhältnis,

diejenigen Vorteile für sich selbst finden möchten, die wir für uns von Ihrer Mitwirkung zu erwarten haben.

Der ich mich zu geneigtem Andenken empfehle und recht wohl zu leben wünsche.

Ew. Wohlgeb.

Weimar, ergebenster Diener
am 5. Juli 1798. J. W. Goethe.

Schelling an Goethe[1].

Hochwohlgeborener,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rat!

Es ist Glück, nach Jena gerufen zu werden, bei weitem größeres Glück, es Ew. Exzellenz zu verdanken; denn warum sollt' ich nicht wagen, es zu glauben, daß Sie, der die erste Nachricht davon mir gab, auch die erste Ursache davon gewesen sind?[2] War es nicht genug, daß ich längst von Verehrung gegen Sie erfüllt war, oder war der Gedanke, Lehrer in Jena zu sein, nicht Sporn genug? Mußte zu dem allen noch das individuellere Gefühl der Verpflichtung und der Dankbarkeit gegen Sie hinzukommen? — Mit Worten zu danken, versuch ich nicht, glücklicher, wenn es mir künftig gelingt, durch Handlungen jenes Gefühl der Verpflichtung gegen Sie, und die tiefe Verehrung auszudrücken, mit welcher ich die Ehre habe, zu verharren.

Ew. Exzellenz
ganz gehorsamster Diener
Schelling.

Leipzig, den 8. Juli 1798.

---

[1] Aus „Schriften der Goethe-Gesellschaft", Bd. 13: „Goethe und die Romantik" S. 205.

[2] Diese Äußerung des Selbstbewußtseins ist charakteristisch für das ganze Auftreten des jungen Denkers Goethe gegenüber, er fühlte sich ihm als Naturphilosoph gleich.

Schelling an den Vater.

Dresden[1], den 20. Sept. 98.

Ja, zürnen Sie nur! — es ist unverantwortlich — über einen Monat in Dresden und nicht eine Silbe nach Haus geschrieben! Zwar könnt' ich Ihnen sagen, daß ich mehr als einmal Briefe angefangen und weil ich sie zu lang machen wollte — nicht vollendet habe. Keine Freude hab' ich genießen können, ohne im Geiste sie mit Ihnen zu teilen. Das sollte dann eine recht große Reisebeschreibung werden — und darüber ist die Zeit hingegangen, und am Ende erhalten Sie doch nur diesen kahlen Brief! Aber, warum mußt ich auch gerade nach Dresden reisen — zu einer Zeit, wo ohnehin eine Menge Arbeiten auf meine Zeit Anspruch hatten! Ich habe alles, was in Dresden merkwürdig ist — die Galerie, wo die göttlichen Gemälde der Raphaels und Correggios aufbewahrt sind, die Antikensammlung, wo noch in lebendigen Statuen die alte Welt fortlebt — ich habe die ganze weite und herrliche Gegend um Dresden, die zahllosen fruchtbaren Täler, die Felsgründe bis an die böhmische Grenze verfolgt — dies alles und noch viel anderes gesehen und dabei doch noch so gearbeitet, daß ich wohlbeschlagen nach Jena kommen werde. Da blieb freilich keine lange Zeit, Reisebeschreibungen zu entwerfen. Ich sage Ihnen nur mit wenigen Worten, daß ich hier glücklicher, als ich es in langer Zeit nicht mehr gewohnt war, gelebt habe. Die hier angehäuften Schätze der Kunst und der Wissenschaft — die Reize einer außerordentlich mannigfaltigen Natur, herrlicher Umgang mit braven und frohen Menschen — dies alles hat mich keinen Augenblick verdrießlich werden lassen, als jetzt, da leider! die Stunde des Abschieds bald schlagen wird. Ich werde den 1. Oktober von hier nach Jena reisen und den

[1] Schiller machte Körner auf den nach Dresden gereisten Schelling aufmerksam und sprach seine Freude über dessen Kommen nach Jena aus; vgl. Schillers Briefwechsel mit Körner V, 187; Br. v. 31. Aug. 1798. (A. d. O.).

3. oder 4. dort sein. Den 29. ist der Anfang meiner Vorlesungen über Naturphilosophie. Ich werde bogenweise einen Entwurf dafür herausgeben, wovon mir der Bogen mit vier Louisdor bezahlt wird. Ich hoffe, in Jena Nachricht von Ihnen zu finden, denn man sagt mir, daß Madame Paulus binnen kurzem zurückkommen wird. Wie oft habe ich mich mit der Einbildungskraft zu Ihnen geschwungen! Von heute übers Jahr bin ich, will's Gott, bei Ihnen und erzähle Ihnen dann mündlich, wie es mir bisher ergangen. Warum soll man, wenn es übel geht, das auch schriftlich nachrekapitulieren, ist es nicht genug, daß man es überstanden? Und wenn es gut geht, ach da hätte man so viel zu schreiben, daß man nicht fertig würde! Also alles aufs mündliche Gespräch! — Was ist ein Jahr? — Es sind nur 365 Tage.

Nur noch eine Frage an Sie! Ich wünschte sehr, von Zeit zu Zeit in Jena ein Glas Wein zu haben. Könnten Sie mir vom besten Remsthaler einen Eimer nach Jena besorgen, und etwa eine Gelegenheit dazu ausfindig machen? Bezahlen Sie dafür, was er kostet, ich kann es bezahlen und werde Ihnen das Geld dafür sogleich übersenden. Ich werde mich nur erst in Jena noch erkundigen, ob keine Akzise zu bezahlen ist. Wäre dies, so käm' er mich allzu teuer.

Und nun, leben Sie wohl, liebste Eltern; ich grüße Sie alle tausendmal. Daß ich doch bald Nachrichten von Ihrem Wohlbefinden habe.

Ihr

Fritz.

Schelling an seine Eltern.

Jena, den 12. Nov. 1798.

Liebste Eltern!

Herr D. Paulus ist wohl hier angekommen und hat mir frohe Nachrichten von Ihnen und den Brief gebracht. Ich danke Ihnen für die Nachrichten wegen Ihrer Tübinger Reise, sie haben mir freilich wenig Vergnügen gemacht. Es scheint, daß Sie immer noch Hoffnung haben, mich als

Professor in Tübingen zu sehen. Ich mag Sie nicht täuschen, und sage Ihnen also, daß mein Lebensplan nach einer ganz entgegengesetzten Seite gerichtet ist. Vorerst lebe ich hier glücklich. Nahrungssorgen werden mich nicht drücken. Mein erstes Privatkollegium, das ich noch dazu in einer Stunde (von 4—5) lese, die eine Menge Kollisionen, besonders mit Brotkollegien hat, ist mit 40 Zuhörern besetzt; dieses eine Kollegium bringt mir 40 Carolinen ein, wovon allein, wenn ich wollte, ich hier den ganzen Winter leben könnte. Künftig hoffe ich es noch höher zu treiben, und bin sogar ganz gewiß, es höher zu treiben. Indes habe ich die schönste Muße, habe noch Jugend, Kraft und Mut, und kann in der Stille mich bilden, bis ich plötzlich vor Ihren und der Welt Augen metamorphosiert auftreten kann, wo Sie dann selbst bekennen werden, daß der Lehrstuhl der Logik und Metaphysik in Tübingen eine zu kleine Existenz für mich wäre. Dieser Lebensplan ist entworfen, und unter höhern Auspizien, so, daß er nicht mißlingen kann. Ich werde nächstens Gelegenheit haben, ihn dem Herzog von Weimar selbst vorzulegen. Der Ruf nach Köln als Professor der Naturwissenschaft ist für mich unterwegs, es versteht sich, daß ich ihn nicht annehme, aber doch als Mittel brauche[1]. Wenn alles reif ist, sollen Sie zuerst davon erfahren. Indes werden Sie nicht von mir verlangen, daß ich mich enthalte, den Tübinger Abderiten und namentlich dem Professor Gaol bei nächster Gelegenheit ein Denkmal zu setzen. . . .

Noch bitte ich Sie, sich, sobald es möglich ist, nach einem hübschen braven jungen Bedienten für mich umzusehen. Von dem hiesigen Volk mag ich keinen annehmen und doch brauche ich einen. Außer den gewöhnlichen Eigenschaften eines Bedienten verlange ich von ihm noch, daß er lesen und gut schreiben kann. Ist dies auch nicht, so muß er wenigstens lernbegierig sein, in welchem Fall ich ihm einen Schreibemeister halten werde. Er muß tun,

[1] Diese ganzen Briefe strotzen ja von Selbstbewußtsein.

was ein Bedienter zu tun hat — auch einheizen, Stiefel wichsen, Kaffee machen, und womöglich abschreiben. Dafür erhält er 1. frei Logis, 2. 16 Gr., d. h. 18 Batzen Kostgeld, wovon er gut leben kann, mich selbst kostet mein Essen wöchentlich einen Taler, d. h. 9 Batzen mehr. Wird es teurer, so wird ihm verhältnismäßig aufgeschlagen, 3. jährlich zweimal Livree, für den Winter Oberrock, Stiefel und ein Paar lederne Beinkleider; für den Sommer ein Reitkollet nebst Zubehör, einen Hut und ein Paar kleine Stiefel, 4. jährlich 30—50 Gulden Gage, 5. wenn er sich gut aufführt, bleibt er bei mir und bekommt mit der Zeit mehr oder wird weiter empfohlen. Er kann rechnen, daß er mit mir auf Reisen geht.

Ich wünsche, daß es ein Junge von 15—16 Jahren sei, auch daß er so bald wie möglich hierher komme, die Reisekosten bezahle ich. Herr Alle, den ich zu grüßen bitte, ist Ihnen wohl dazu behilflich. Nur daß es ein resoluter und muntrer Bursche ist. Können Sie einen solchen noch wohlfeiler erhalten, so ist es mir auch recht. Es sollte mich sehr freuen, wenn er auf die Christfeiertage schon hier wäre, damit ich nicht genötigt bin, von dem hiesigen Philisterpack einen zu nehmen.

Fast hätte ich das Bett vergessen. Es ist glücklich hier angekommen. Meinen gehorsamsten Dank dafür! Zu erfrieren habe ich keine Not darin, denn es ist so bleischwer, daß man eher darin ersticken könnte.

Und nun leben Sie wohl, liebe Eltern. Wie immer

Ihr

Fritz.

Jena, den 12. Nov. 98.

N. S. Die Sache wegen des Bedienten empfehle ich Ihnen angelegentlichst.

Ich habe oben vergessen zu bemerken, daß die 16 Gr. nur für Mittagstisch sind. Für Abendessen erhält er noch 8 Gr. extra, im ganzen 1 Taler, wofür er hier zu Mittag und Abend so gut als er es nur erwarten kann, zu essen findet.

Schelling an Pfister.

Leipzig, den 16. Juni 1799.

Nur daß Du siehst, wie dankbar ich bin für Dein Andenken an mich, nicht, weil ich etwas Interessantes zu schreiben weiß, erhältst Du diese Linien. — Du hast da eine schöne Entdeckung gemacht, daß es unmöglich sei, in öffentlichen Geschäften nach andern als materialen Prinzipien zu handeln? — Lieber Christian, wer hat denn je das Gegenteil behauptet? Sind denn formelle Prinzipien von materiellen zu trennen? Die formellen selbst sollen materiell werden, das heißt, verständlicher und gut deutsch gesagt, das Recht soll sich in Besitz der Wirklichkeit setzen und im Namen des Rechts die Rechtschaffenen herrschen. Glückseligkeit, d. h. Herrschaft über die Welt, soll daher unmittelbarer Zweck und höchstes Gut jedes Rechtschaffenen sein, und so ist also Glück nicht bloß Belohnung der Tugend, sondern selbst Zweck, und höchster Zweck für jeden rechtlichen Menschen (denn in diesem hat es sich mit der Tugend identifiziert), ein Zweck, den er desto sicherer erreichen muß, je mutiger er, seines Rechts bewußt, ihm nachjagt.

Daß die Philosophen über die Welt herrschen sollen, ist allerdings eine lächerliche Behauptung, wenn man dabei Philosophen von der Art im Sinn hat, als ich, da ich jenes schrieb[1]. Aber daß Philosophen, die Mut und Kraft haben, Ideale zu denken und Ideale zu realisieren, herrschen sollen, ist ein Satz, der keines Beweises bedarf. Und sagt nicht die Geschichte der Zeit laut genug, daß eben die Menschen, die durch Ideen ihren Geist gestärkt haben, auch in der Wirklichkeit zu den größten Dingen fähig sind, und umgekehrt, daß die ideenlosen Erfahrungsmenschen eben jetzt im Gebiet der Erfahrung rechts und links verloren sind.

Doch wozu solche Dinge Dir, überglücklicher, dreimal seliger Mensch, „dem der große Wurf gelungen“, und der

[1] Bezieht sich auf eine Stelle in dem Philosophischen Journal. (A.d.O.)

in diesem Augenblick vielleicht weder der realen noch der idealen Welt angehört, sondern in jenem magischen Zwischenland, das die Liebe schafft und die Schönheit umgibt, der wirklichen Welt in der idealen und der idealen in der wirklichen vergißt. —

— — Dahin, dahin
Laß mich mit Dir, Du mein Geliebter, ziehn.

Eilig. Sch.

Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens[1].

Kann es fürwahr nicht länger ertragen,
Muß wieder einmal um mich schlagen,
Wieder mich rühren mit allen Sinnen,
So mir dachten zu zerrinnen
Von den hohen überirdschen Lehren,
Dazu sie mich wollten mit Gewalt bekehren,
Wieder werden wie unser einer,
Der hat Mark, Blut, Fleisch und Gebeiner.
Weiß nicht, wie sie's können treiben,
Von Religion reden und schreiben;
Mag über solchem Zeug nicht brüten,
Will denn unter sie hineinwüten,
Und mir nicht von den hohen Geistern
Lassen Verstand und Sinn verkleistern,

[1] Im Spätherbste 1799 schrieb Fr. Schlegel an Schleiermacher: „Da die Menschen es so grimmig treiben mit ihrem Wesen, so hat Schelling einen neuen Anfall von seinem alten Enthusiasmus für die Irreligion bekommen, worin ich ihn denn auch aus allen Kräften bestätigte. Drob hat er ein Epikurisch Glaubensbekenntnis in Hans Sachs Goethes Manier entworfen, welches Du auch das nächstemal haben sollst. Unsere Philironie ist sehr dafür, es auch im Athenäum zu drucken, wenn die Deinige nichts dagegen hat. Doch müssen wir's noch mehr überlegen. Einige ernsthafte Stellen gefallen mir sehr außer den witzigen." — „Daß der Widerporst von Schelling sei, muß geheim bleiben. Wir haben es auch Tieck nicht gesagt, der sich sehr gekratzt hat mit allerlei seltsamen Meinungen." Aus Schleiermachers Leben 3, 134. 136. Es kam damals nicht zum Drucke, nach Dorothea Veits Mitteilung auf Widerraten Goethes. Etwas später veröffentlichte Schelling ein Bruchstück in seiner Zeitschrift für spekulative Physik. (A. d. O.)

Sondern behaupte zu dieser Frist,
Daß nur das wirklich und wahrhaft ist,
Was man kann mit den Händen betasten,
Was zu begreifen nicht not tut fasten,
Noch sonst ander Kasteiung,
Oder gewaltsame Leibesbefreiung.
Zwar als sie sprachen davon so trutzig,
Wurd ich eine Weile stutzig,
Las, als ob ich was verstehen könnt,
Darum so Reden als Fragment.

Wollt mich wirklich drein ergeben,
Lassen von gottlos Werk und Leben;
Hoffte dem Bösen gar zum Spotte
Selber zu machen mich zum Gotte,
Und war schon über Kopf und Hals
Vertieft im Anschaun des Weltenalls,
Als mich tät der Witz gemahnen,
Daß ich wär auf der falschen Bahnen,
Sollte kehren ins alte Gleis
Und mir nichts machen lassen weis.
Welches zu tun ich war nicht faul;
War doch nicht gleich wieder der alte Saul,
Mußte, um zu vertreiben die Grillen,
Davon mir tät der Kopf noch trillen,
Den Leib auf alle Weis' beraten,
Mir holen lassen so Wein als Braten.
Solches tät mir trefflich frommen,
War ganz in meine Natur gekommen,
Konnt wieder mit Frauen mich ergehn,
Aus beiden Augen helle sehn,
Darob ich mich gar sehr ergötzt,
Alsbald zum Schreiben niedersetzt.

Sprach so in meinen innern Gedanken:
Tu nicht von deinem Glauben wanken,
Der dir geholfen durch die Welt
Und Leib und Seel zusammenhält;
Können dir's doch nicht demonstrieren
Und auf Begriffe reduzieren.
Wie sie sprechen vom innern Licht,
Reden viel und beweisen nicht,
Füllen mit großen Worten die Ohren,
Ist weder gesotten noch gegoren,
Sieht aus wie Phantasie und Dichtung,
Ist aller Poesie Vernichtung.

Könnens nicht anders von sich geben noch sagen,
Als wie sie's in sich fühlen und tragen.
Darum so will auch ich bekennen,
Wie ich in mir es fühle brennen,
Wie mir's in allen Adern schwillt,
Mein Wort so viel wie anderes gilt,
Der ich in bös' und guten Stunden,
Mich habe gar trefflich befunden,
Seit ich gekommen bin ins klare,
Die Materie sei das einzig Wahre,
Unser aller Schutz und Rater,
Aller Dinge rechter Vater,
Alles Denkens Element,
Alles Wissens Anfang und End.
Halte nichts vom Unsichtbaren,
Halt' mich allein am Offenbaren,
Was ich kann riechen, schmecken und fühlen,
Mit allen Sinnen drinnen wühlen.
Mein einzig Religion ist die,
Daß ich liebe ein schönes Knie,
Volle Brust und schlanke Hüften,
Dazu Blumen mit süßen Düften,
Aller Lust volle Nährung,
Aller Liebe süße Gewährung.
Drum, sollt's eine Religion noch geben,
(Ob ich gleich kann ohne solche leben)
Könnte mir von den andern allen
Nur die katholische gefallen,
Wie sie war in den alten Zeiten,
Da es gab nicht Zanken noch Streiten,
Waren alle ein Mus und Kuchen,
Täten nicht in der Ferne suchen,
Täten nicht nach dem Himmel gaffen,
Hatten von Gott 'n lebend'gen Affen,
Hielten die Erde fürs Zentrum der Welt,
Zum Zentrum der Erde Rom bestellt,
Darin der Statthalter residiert
Und der Weltteile Zepter führt,
Und lebten die Laien und die Pfaffen
Zusammen wie im Land der Schlaraffen.
Dazu sie im hohen Himmelshaus
Selber lebten in Saus und Braus,
War ein täglich Hochzeit halten
Zwischen der Jungfrau und dem Alten;
Dazu das Weib im Haus regiert
Und wie hier unten die Herrschaft führt.

Hätte über das alles gelacht,
Doch mir es wohl zunutz gemacht.
Allein das Blatt hat sich gewandt;
Ist eine Schmach, ist eine Schand,
Wie man jetzund allerorten
Ist so gar vernünftig worden,
Muß mit Sittlichkeit stolzieren,
Schönen Sprüchen paradieren;
Daß allewege selbst die Jugend
Wird geschoren mit der Tugend,
Und auch ein christkathol'scher Christ
Ebenso wie ein andrer ist.
Drum hab ich aller Religion entsagt,
Keine mir jetzt mehr behagt,
Geh weder zur Kirche noch Predigt,
Bin alles Glaubens rein erledigt,
Außer an die, die mich regiert,
Mich zu Sinn und Dichtung führt,
Das Herz mir täglich rührt
Mit ew'ger Handlung,
Beständ'ger Verwandlung,
Ohne Ruh noch Säumnis,
Ein offen Geheimnis,
Ein unsterblich Gedicht,
Das zu allen Sinnen spricht,
So daß ich kann nichts mehr glauben noch denken,
Was sie mir nicht in die Brust tut senken,
Noch als gewiß und recht bewahren,
Was sie mir nicht tut offenbaren,
In deren tief gegrabnen Zügen
Muß, was wahr ist, verborgen liegen;
Das Falsche nimmer in sie mag kommen,
Noch ist es auch von ihr genommen;
Durch Form und Bild sie zu uns spricht
Und verhehlet selbst das Innre nicht,
Daß wir aus den bleibenden Chiffern
Mögen auch das Geheime entziffern,
Und hinwiederum nichts mögen begreifen,
Was sie uns nicht gibt mit Händen zu greifen.
Drum ist eine Religion die rechte,
Müßt sie im Stein und Moosgeflechte,
In Blumen, Metallen und allen Dingen
So zu Luft und Licht sich bringen,
In allen Höhen und Tiefen
Sich offenbaren in Hieroglyphen. —
Wollte gern vor dem Kreuz mich neigen,
Wenn ihr mir einen Berg könnt zeigen,

Darin dem Christen zum Exempel
Wär von Natur erbaut ein Tempel,
Daß oben hohe Türme prangten,
Große Glocken an Magneten hangten,
Und an Altären, in den Hallen
Kruzifixe von schönen Kristallen,
In Meßgewändern mit goldenen Fransen,
Silbernen Kelchen und Monstranzen,
Und was sonst ziert die Kirchendiener,
Stünden versteinerte Kapuziner.
Weilen aber bis zu dieser Frist
Ein solcher Berg nicht gewesen ist,
Will ich mich nicht lassen narren,
Sondern in Gottlosigkeit verharren,
Bis einer werd zu mir gesandt,
Geb mir den Glauben in die Hand,
Welches er wohl wird lassen bleiben.
Daher ich es will so forttreiben,
Wenn ich auch lebt bis an den jüngsten Tag,
Den auch wohl keiner erleben mag.
Glaub, die Welt ist von jeher gewesen,
Wird auch nimmer in sich verwesen;
Möcht wissen, wenn sie sollt verbrennen
Mit allem Holz und Gesträuch darinnen,
Womit sie wollten die Hölle heizen
Die Sünder zu kochen und zu beizen.
So bin ich aller Furcht entbunden,
Kann an Leib und Seel gesunden,
Statt mich zu gebärden und zu zieren,
Ins Universum zu verlieren,
In der Geliebten hellen Augen
In tiefes Blau mich untertauchen.
Wüßt auch nicht, wie mir vor der Welt sollt grausen,
Da ich sie kenne von innen und außen.
Ist gar ein träg und zahmes Tier,
Das weder dräuet dir noch mir,
Muß sich unter Gesetze schmiegen,
Ruhig zu meinen Füßen liegen.
Steckt zwar ein Riesengeist darinnen,
Ist aber versteinert mit seinen Sinnen,
Kann nicht aus dem engen Panzer heraus
Noch sprengen das eisern Kerkerhaus,
Obgleich er oft die Flügel regt,
Sich gewaltig dehnt und bewegt,
In toten und lebend'gen Dingen
Tut nach Bewußtsein mächtig ringen;
Daher der Dinge Qualität,

Weil er drin quellen und treiben tät,
Die Kraft, wodurch Metalle sprossen,
Bäume im Frühling aufgeschossen,
Sucht wohl an allen Ecken und Enden
Sich ans Licht herauszuwenden,
Läßt sich die Mühe nicht verdrießen,
Tut jetzt in die Höhe schießen,
Seine Glieder und Organ verlängern,
Jetzt wieder verkürzen und verengern,
Und sucht durch Drehen und durch Winden
Die rechte Form und Gestalt zu finden.
Und kämpfend so mit Füß und Händ
Gegen widrig Element,
Lernt er im kleinen Raum gewinnen,
Darin er zuerst kommt zum Besinnen;
In einen Zwergen eingeschlossen
Von schöner Gestalt und graden Sprossen,
Heißt in der Sprache Menschenkind,
Der Riesengeist sich selber find't.
Vom eisernen Schlaf, vom langen Traum
Erwacht, sich selber erkennet kaum,
Über sich gar sehr verwundert ist,
Mit großen Augen sich grüßt und mißt;
Möcht alsbald wieder mit allen Sinnen
In die große Natur zerrinnen,
Ist aber einmal losgerissen,
Kann nicht wieder zurückfließen,
Und steht zeitlebens eng und klein
In der eignen großen Welt allein.
Fürchtet wohl in bangen Träumen,
Der Riese könnt sich ermannen und bäumen,
Und wie der alte Gott Satorn
Seine Kinder verschlingen im Zorn.
Denkt nicht, daß er es selber ist,
Seiner Abkunft ganz vergißt,
Tut sich mit Gespenstern plagen,
Könnt also zu sich selber sagen:
Ich bin der Gott, der sie im Busen hegt,
Der Geist, der sich in allem bewegt.
Vom ersten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte,
Wo Kraft in Kraft, und Stoff in Stoff verquillt,
Die erste Blüt', die erste Knospe schwillt,
Zum ersten Strahl von neugebornem Licht,
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht,
Und aus den tausend Augen der Welt
Den Himmel so Tag wie Nacht erhellt.

Hinauf zu des Gedankens Jugendkraft,
Wodurch Natur verjüngt sich wieder schafft,
Ist eine Kraft, ein Wechselspiel und Weben,
Ein Trieb und Drang nach immer höherm Leben.
Deswegen mir nichts ist so sehr verhaßt
Als so ein fremder fürnehmer Gast,
Der auf der Welt herumstolziert
Und schlechte Red im Munde führt
Von der Natur und ihrem Wesen;
Dünkt sich besonders auserlesen.
Ist eine eigne Menschenrasse,
Von eignem Sinn und geistlicher Rasse,
Halten all andere für verloren,
Haben ewigen Haß geschworen
Der Materie und ihren Werken,
Tun sich dagegen mit Bildern stärken,
Reden von Religion als einer Frauen,
Die man nur dürft durch Schleier schauen
Um nicht zu empfinden sinnlich Brunst,
Machen darum viel Wörterdunst,
Fühlen sich selbst hoch übermächtig,
Glauben sich in allen Gliedern trächtig
Von dem neuen Messias noch ungeborn,
In ihrem Ratschluß auserkorn
Die armen Völker groß und klein
Zu führen in einen Schafstall hinein,
Wo sie aufhören sich zu necken,
Hübsch christlich in eins zusammen blecken,
Und was sie sonst noch verkünden prophetisch.
Sind von Natur zwar unmagnetisch,
Doch wenn sie 'nen echten Geist berühren,
Von seiner Kraft was in sich spüren,
Glauben sie sein es selber geworden,
Können von selber zeigen nach Norden.
Wissen sich doch nur schlecht zu raten,
Reden so mehr von andrer Taten,
Verstehen alles wohl zu rütteln,
Gedanken untereinander zu schütteln,
Meinen viel Geist daraus zu entwickeln,
Tut aber nur in der Nasen prickeln,
Polemisch affizieren den Magen
Und allen Appetit verschlagen.
Rat jedem, der es hat gelesen
Von der Verderbnis zu genesen,
Auf'm Sofa mit einem schönen Kinde
Zu explizieren die Lucinde.

Jenen aber und ihresgleichen
Will ich kund tun und nicht verschweigen,
Daß ich ihre Fromm' und Heiligkeit,
Ihre Übersinn- und Überirdischkeit
Will ärgern mit tüchtig Werk und Leben,
Solange mir noch ist gegeben
Die Anbetung der Materie und des Lichts,
Dazu die Grundkraft deutschen Gedichts,
Solang ich an süßen Augen werd hangen,
Solang ich mich werd fühlen umfangen
Von der einz'gen liebreichen Armen,
An ihren Lippen mich erwarmen,
Von ihrer Melodie durchklungen,
Von ihrem Leben so durchdrungen,
Daß ich nur nach dem Wahren kann trachten,
Allen Dunst und Schein verachten,
Daß mir nicht können die Gedanken
Wie Gespenster da und dorthin schwanken,
Haben Nerven, Fleisch, Blut und Mark,
Und werden geboren frei, frisch und stark.

Den andern aber entbiet ich Gruß
Und sage noch zum guten Schluß:
Hol der Teufel und Salitter
Alle Russen[1] und Jesuiter.

Solches hab in der Frau Venus Horst
Geschrieben ich, Heinz Widerporst,
Der zweit genannt mit diesem Namen,
Gott geb noch vielen solchen Samen.

Auguste Böhmer an Schelling[2].

[Bamberg] Mittwoch, den 4. Junius [1800].

Jetzt bin ich doch wieder ein bißchen in Nahrung gesetzt, die Mutter nimmt es recht gern an, daß ich mich hinsetze und Dir schreibe, denn sie wendet ihre Kräfte lieber darauf, Dir von ihren Empfindungen bei Deiner Abreise zu sagen, als von Geschäften.

---

[1] In dem Manuskripte befinden sich bei dem erst durchstrichenen und dann wiederhergestellten Worte zwei Sterne, ohne daß die zu erwartende Anmerkung beigegeben wäre. Wir haben hier jedenfalls eine Anspielung auf Kotzebue. (A. d. O.)

[2] Aus „Caroline" I, S. 287 f., ebenso die vier folgenden Briefe.

Ich danke Dir recht sehr für das Mittel, was Du mir an die Hand gegeben hast, Mütterchen zu amüsieren, es schlägt herrlich an, wenn ich auch noch so viel Narrenspossen treibe, sie zu unterhalten, und es will nicht anschlagen, so sage ich nur: „Wie sehr er dich liebt“, und sie wird gleich mutig, das erstemal, als ich es ihr sagte, wollte sie auch wissen, wie sehr Du sie denn liebtest, da war nun meine Weisheit aus, und ich half mir nur geschwind damit, daß ich sagte: „Mehr als alles“, sie war zufrieden, und ich denke, Du wirst es auch sein.

Wir haben recht an Dich gedacht, lieber Mull, und uns gefürchtet, die Franzosenjungen möchten Dir etwas tun, aber nun bist Du doch wohl schon lange zu Hause angekommen. Schreib uns nur ja recht viel davon, und besonders von Deinem Schwesterchen, und grüße sie recht von mir, sie soll ja mitkommen! .....

Nun gute Nacht, lieb Mullchen, morgen mehr.

D. 5. Juni.

— — Bemerke nur in W.s Brief die vielen Allerliebsten Augusten, ich habe ihm neulich so einen impertinenten lustigen Brief geschrieben, daß die arme Mutter vor Lachen beinahe Krämpfe bekam (es[1] war ein Kunstwerk von Impertinenz).

Da die Mutter nun selbst wieder imstand ist, zu schreiben, so bin ich abgedankt, ich empfehle mich also zu Gnaden, wenn Sie mich weiter brauchen sollten, so rekommandiere ich mich hiermit bestens.

Ew. Hochwohlgeboren untertänige Dienerin

Auguste.

Auguste und Caroline an Schelling.

[Bamberg] Sonntag, den 8. Juni 1800.

Wir haben gestern Deinen niedlichen Brief bekommen und er hat uns große Freude gemacht. Du bist recht artig, daß Du uns so bald geschrieben, wir sehnten uns

[1] Zusatz Carolinens.

schon recht. Mutter ist recht wohl und die Kälte hat ihr nichts geschadet, wir sind auch alle Tage zusammen spazieren gegangen, wenn es das Wetter erlaubte. Aber mit mir armen Kinde geht kein Mensch des Abends spazieren, einmal ließ ich mir einfallen, weil es gar zu schön war, mit Röschlaub und Kusine zu gehen, da schleppten sie mich gleich nach Buch, aber ich blieb standhaft und ging durchaus nicht hinein, sondern gerade vorbei nach dem Dorf zu, da mußten sie mir wohl folgen, sonst hätten sie mich wahrhaftig wieder da hinauf in den garstigen Tanzsaal geschleppt. So geht es uns Kinderchen, wenn Du nicht da bist, komm nur bald wieder. Von Deinem Schwesterchen hast Du doch auch nicht ein Wort geschrieben, wie sie Dir gefällt, ist das nun nicht recht schlecht?

. . . . . .

Montag.

Gestern konnte Dein armes Kind den Brief nicht fertig schreiben, denn es hatte solche Schmerzen in der Schulter, daß es nicht imstande war, die Feder zu halten, und habe beinahe den ganzen Tag auf dem Bett liegen müssen. Heute ist es aber wieder vorbei.

. . . .

Mutter will auch noch ganz viel schreiben. Leb recht wohl, Du Mull, und vergiß das Uttelchen nicht, das so gern mit Dir spazieren ginge.

Montag früh, d. 9. Juni.

Ich habe das kleine zärtliche Gemüt zur Ruhe verwiesen, denn trotz ihrer Versicherung ist sie doch noch nicht wieder besser und hatte Fieber gestern — es wird aber weiter nichts draus entstehen, als daß ich meine Abreise bis auf den 12. verlege[1], auch aus der Ursache, weil es so kalt ist, und ich in das kühlere Bocklet nicht mit der Kühlung eintreffen mag. . . . Wir haben Tag und Nacht zu sorgen gehabt, seit Du weg bist, und ich könnt ein Lied

[1] Auguste starb am 12. Juli.

nach alter Weise mit einem doppelten Refrain dichten, „wenn er doch nur bei uns wäre!“ und „gut, daß er nicht bei uns ist!“ Bald hätte ich Dich mir zur Entscheidung gewünscht, und dann war ich wieder so froh, Dich aller dieser Plage überhoben zu wissen, zumal ich selbst allein sie besser zu tragen vermochte. Nur das war mir im Wege — meine Schüchternheit, an Deiner Stelle zu handeln, da ich es ganz als Deine Sache ansehe. Du weißt, ich folge Dir, wohin Du willst, denn Dein Tun und Leben ist mir heilig, und im Heiligtum dienen — in des Gottes Heiligtum — heißt herrschen auf Erden. . . . . .

Goethe an Schelling.

Das zweite Stück Ihrer Zeitschrift habe ich erhalten und darin viel Belehrendes, Belebendes und Erfreuliches gefunden; hätten Sie mit dem allerliebsten poetischen Fragment das Heft geschlossen, so würden Sie uns mit einem ganz reinen Genuß entlassen haben[1].

Die allgemeinen Betrachtungen Seite 22 u. f. sind mir recht aus und zu meiner Überzeugung geschrieben, und ich kann hoffen, daß ich, auch im besondern, Sie nach und nach völlig verstehen werde.

Seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturforschung losreißen und, wie eine Monade, auf mich selbst zurückgewiesen, in den geistigen Regionen der Wissenschaft umherschweben mußte, habe ich selten hier- oder dorthin einen Zug verspürt; zu Ihrer Lehre ist er entschieden[2]. Ich wünsche eine völlige Vereinigung, die ich durch das Studium Ihrer Schriften, noch lieber durch Ihren persönlichen Umgang, sowie durch Ausbildung meiner Eigenheiten ins allgemeine, früher oder später, zu bewirken hoffe und die um desto reiner werden muß, je langsamer

[1] Vgl. Zeitschrift für spekulative Physik, herausgegeben von Schelling I. 2, 152. Dem poetischen Fragmente folgte noch auf einer halben Seite ein Angriff auf Reinhold und die A. L. Z. (A. d. H.)

[2] Vgl. Aus dem Leben von J. D. Gries S. 48. (A. d. H.)

ich zu verfahren, je getreuer ich meiner eigenen Denkart dabei zu bleiben genötigt bin.

Die Einsicht in das System des transzendentalen Idealismus hat Herr Doktor Niethammer die Gefälligkeit, mir zu erleichtern, und so werde ich mir die Deduktion des dynamischen Prozesses immer mehr aneignen können. Alsdann erst wird es Zeit sein, im einzelnen meine Beistimmung oder meine Einwendungen vorzulegen. Fahren Sie fort wohl zu leben und tätig zu sein, und wenn Sie nicht so bald wieder zu uns zurückkehren sollten, so lassen Sie mich von Zeit zu Zeit von sich und dem, was Sie zunächst umgibt, etwas hören.

Grüßen Sie Herrn Schlegel und, wenn das kleine Bild von Meister Hans um ein leidliches zu akquirieren ist, so wird es mir ein Vergnügen machen, es zu besitzen.

Jena, den 27. Sept. 1800. Goethe.

Caroline Schlegel an Goethe[1].

Wenn Ihre eigenen Hoffnungen von Schelling und alles, was er schon geleistet hat, wenn er selbst Ihnen so lieb und wert ist, wie ich es glaube, so werden diese Zeilen ihre Entschuldigung finden, ungeachtet ihrer Seltsamkeit, die Sie bitten sollen, ihm zu helfen. Ich weiß in der Welt niemand außer Ihnen, der das jetzt vermöchte. Er ist durch eine Verkettung von gramvollen Ereignissen in eine Gemütslage geraten, die ihn zugrunde richten müßte, wenn er sich ihr auch nicht mit dem Vorsatz hingäbe, sich zugrunde richten zu wollen. Es kann Ihnen fast nicht unbemerkt geblieben sein, wie sehr sein Körper und seine Seele leidet, und er ist eben jetzt in einer so traurigen und verderblichen Stimmung, daß sich ihm bald ein Leitstern zeigen muß. Ich bin selbst müde und krank und nicht imstande, ihm die kräftige Ansicht des Lebens hinzustellen, zu der er berufen ist. Sie können es, Sie stehn ihm so nah von seiten seiner höchsten und liebsten Bestrebungen, und der persönlichen Zuneigung

[1] Aus „Goethe und die Romantik", S. 201.

und Verehrung, von denen er für Sie durchdrungen ist. Sie haben das Gewicht über ihn, was die Natur selber haben würde, wenn sie ihm durch eine Stimme vom Himmel zureden könnte. Reichen Sie ihm in ihrem Namen die Hand. Es bedarf weniges weiter, als Sie wirklich schon tun, Ihre Teilnehmung, Ihre Mitteilung ist mehrmals ein Sonnenstrahl für ihn gewesen, der durch den Nebel hindurchbrach, in dem er gefangen liegt, und manches, was er mir geschrieben, hat mir den Gedanken und den Mut gegeben, Sie bestimmter für ihn aufzufordern. Lassen Sie ihn nur wissen, daß Sie die Last auf seinem Herzen und eine Zerrüttung in ihm wahrnehmen, die ihm nicht ziemt, und wenn das Geschick auch noch so ausgesucht grausam ist. Lassen Sie ihn einen hellen, festen Blick auf sich tun. Sie werden durch jeden Wink auf ihn wirken, denn mag er noch so verschlossen und starr erscheinen, glauben Sie mir, sein ganzes Wesen öffnet sich innerlich vor Ihnen, wenn Sie sich zu ihm wenden, und wenn er nicht die heftige Erschütterung scheute Ihnen gegenüber, so hätte er vielleicht selbst getan, was ich sanfter, obwohl sehr bekümmert, an seiner Statt tue: sein Heil Ihrer Vorsorge übergeben. Es ist das Beste, was die Freundin für ihn zu tun vermochte, die ihn nicht auf die Art trösten kann, wie sie sich selbst trösten darf. Ich habe es gewagt, im Vertrauen auf Ihre Güte und den ernsten Sinn meines Anliegens. Meine Augen sind trübe, ich sehe nur noch, daß er leben muß und alles Herrliche ausführen, was er sich gedacht hat.

Wenn ich einen Wunsch besonders aussprechen darf, so ist es der, daß Sie ihn um Weihnachten aus seiner Einsamkeit locken und in Ihre Nähe einladen[1].

. . . .

Braunschweig, Caroline Schlegel.
den 26. Nov. 1800.

---

[1] Schelling hat die Weihnachtsferien in Goethes Hause zugebracht und mit Schiller und Steffens im Schloß den Anbruch des neuen Jahrhunderts gefeiert bei einem Hoffeste.

Caroline an Schelling[1].

[Braunschweig, Jan. 1801.]

Der Mareschino ist gekommen, ich muß Dir nur gleich Bericht davon erstatten. Eine Flasche war zerbrochen, ich aber dankte Gott wie der Optimist, daß sie nicht alle zerbrochen waren, ich hatte mich schon darauf vorbereitet. Denn, dachte ich, wer wird sie packen? wenn es der Freund selbst tut, so sind sie geliefert. — — .....

Ich sehe es klar, wie sich Deine Nachzeichnung der dichtenden Natur von selbst zu einem herrlichen Gedicht ordnen wird. Du entsinnst Dich des kleinen Gedichtes von Goethe, wo Amor die Landschaft malt, er malt sie nicht, er zieht nur den Schleier von dem, was ist, und dann kommt ein Punkt, wo die Sonnenstrahlen so hell wieder glänzen, — ja so wird Dein Genius die Liebe werden, die alles belebt. — Ich verdenke es Dir ganz und gar nicht, daß Du auch mit mir nicht über das Nähere reden magst, Du mußt es doch ganz allein vollenden. Ich würde selbst nichts im voraus mitteilen können, wenn ich in Deiner Rolle wäre, und wenn ich Dich darum gebeten habe — man bittet oft in einer Stunde etwas, was man in einer andern anders einsieht.

.....

Schelling an Goethe[2].

Die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit ist zwar ein allgemeines und öffentliches Glück; doch kann unter so vielen erfreuten Gemütern kein erfreuteres sein, als das meinige, dem Ihre Güte noch ein besondres Recht gegeben hat, dem Himmel für Ihre Erhaltung zu danken[3].

Nie, ich darf es sagen, habe ich ein unmittelbareres Glück gefühlt, als daß ich Sie der Welt, der Wissenschaft und der Kunst wiedergegeben wußte.

---

[1] Aus „Caroline" II, S. 23.

[2] Aus „Schriften der Goethe-Gesellschaft" usw. S. 212 f.

[3] Man hatte am 7. Januar einen Gehirnschlag gefürchtet.

Die Erinnerung an den wohltätigen und glücklichen Aufenthalt in Ihrem Hause und unter Ihren Augen verließ mich keinen Augenblick, und würde in dieser Zeit für mich von einem unendlichen Werte. . . . .

Der Himmel walte über Ihnen mit allen seinen segnenden Kräften. Dies ist der Wunsch Ihres innigsten Verehrers, der sich unfähig fühlt, Ihnen seine ganze Dankbarkeit auszusprechen.

Jena, den 26. Januar 1801.

Schelling.

Caroline an Schelling[1].

[Braunschweig] Mittwoch abend [März? 1801].

. . . . .

Süßer Freund, Dein Brief hat diese Nacht mit mir geruhet; ich bekam ihn gestern sehr spät; halb mit Schmerz habe ich alle seine Liebe in mich gesogen. Wenn Du es nun sehr gewaltsam nimmst, was ich Dir gestern geschickt habe — ach, wie wirst Du mich noch bekümmern. Es ist doch gar nicht gewaltsam — im Anfang war ich erschüttert, aber alles hatte sich gelegt, und die Seele meiner Entschließung wurde von dem Anfang ganz unabhängig. Im Grunde haben wir uns oft gedacht, daß es so mit uns werden sollte, Du hast es mir auch geschrieben. Glaube nur, ich werde nie etwas eingehen, wo ich nicht ganz Deine Freundin bleiben kann.

Den Freund will ich nicht lassen,
Noch läßt er auch von mir.

Tausendmal hab ich mir heut schon dieses einfältig liebe Lied vorgesagt. Freund ist ein allgemeines Wort gegen das, was ich meine, Liebling, Du, den ich wie ein teures Kind an mein Herz drücke und verehre als Mann[2]. Du weißt, ich tue beides, muß ich gleich Dich zuweilen

[1] Aus „Caroline" II, S. 50.

[2] In einem früheren Briefe schreibt Caroline: „Goethe liebet Dich väterlich, ich liebe Dich mütterlich — was hast Du für wunderbare Eltern! Kränke uns nicht."

hart tadeln. Mein lieber Joseph, ob ich mich freuen werde, Dich wiederzusehen? Ja wahrlich mehr, wie ich Dir sagen kann, eilt meine Freude schon der Zeit voraus, die uns noch trennt, und ich überlasse mich ihr jetzt ohne Furcht; ich bin so sicher in mir selber geworden, weil ich weiß, was ich will.

. . . . . .

Schelling an A. W. Schlegel.

Jena, 3. Juli 1801.

. . . Ich muß Ihnen noch schreiben, daß ich ein sehr eifriger Leser und Verehrer der Reden über die Religion geworden bin. Sie wissen, wie es mir, aus einer unverzeihlichen Nachlässigkeit oder Trägheit darüber ergangen war[1]. Ich ehre jetzt den Verfasser als einen Geist, den man nur auf der ganz gleichen Linie mit den ersten Originalphilosophen betrachten kann. Ohne diese Originalität ist es nicht möglich, so das Innerste der Spekulation durchdrungen zu haben, ohne auch nur eine Spur der Stufen, die man durchgehen mußte, zurückzulassen. Das Werk, wie es ist, scheint mir bloß aus sich selbst entsprungen, und ist dadurch nicht nur die schönste Darstellung, sondern zugleich selbst ein Bild des Universums, und gleichwohl muß, wer etwas der Art hervorbringen will, die tiefsten philosophischen Studien gemacht haben — oder er hat durch blinde göttliche Inspiration geschrieben.

Was Carolinens Gesundheit betrifft, so scheint sie außer einer wahrscheinlich nie ganz zu überwindenden Schwäche vorzüglich des Nervensystems, in einer Verfassung zu sein, welche wenigstens kein tiefer greifendes Übel verkündigt und gegründete Hoffnung läßt, sie werde uns noch erhalten werden. Die letzte kühle Zeit hat ihr etwas zugesetzt, doch ohne weitere böse Folgen. Am meisten bedarf sie der Ruhe und Stille. Sie ist heiter in ihrem Sinn, liest viel, und überläßt sich ganz der Freude, auch

[1] Vgl. Aus Schleiermachers Leben 3, 136. (A. d. O.)

die tiefern Studien nicht zu scheuen. Die freie Luft genießt sie so viel als möglich. Sollten Sie von Röschlaubs Distichen keinen Gebrauch machen können, so bitte ich sie mir aus, da ich ihnen eine gute Bestimmung geben kann.
Leben Sie wohl und vergnügt.

Schelling.

Schelling an A. W. Schlegel.

Jena, 3. Sept. 1803.

... Ich habe dem Menschen, der die medizinische Besorgung Augustens übernommen hatte, gleich in den ersten Tagen einiges Mißtrauen bezeugt: es war sehr natürlich, bei dem unglücklichen Ausgang alles Üble von mir zu erwarten, obgleich er freilich meinerseits ganz sicher sein konnte. — Ich habe an seinen Verordnungen nichts geändert — es ist alles gereicht worden, was in seinen Vorschriften nach allen möglichen Gründen für das Rechte und Angemessene gehalten werden konnte; es ist nichts entfernt worden, als was Röschlaub, Marcus[1] und alle gleichdenkenden Ärzte gleichfalls entfernt hätten — eine Arznei, worin Rhabarbertinktur war, und das arabische Gummi, ein schwächendes Mittel, das er zu dem Opium aus dem Grunde gemischt hatte, weil es den Leib erweiche, die Eingeweide schlüpfrig mache und was dieser Ausdrücke mehr sind. — Ferner die Milch, die er als Getränk verordnet hatte, und die allerdings und in einer Beziehung nützlich — und nach der gemeinen Meinung indiziert sein konnte, einer Beziehung, welche zu denken mir freilich nicht einfallen konnte.

Was bei diesem allem bleibt, der Schmerz — den ich wohl äußerlich, aber nie innerlich überwinden kann, den ich auch Ihnen nicht verbergen will — ist, daß ich acht Tage lang in der Verblendung leben — den Zusicherungen jenes Menschen, der noch den Tag oder höchstens

[1] Ärzte in Bamberg, Schüler Schellings, Anhänger der „Brownschen Methode".

zwei Tage vor dem letzten der Verstorbenen uns versichert hatte: sie würde morgen ausfahren können — glauben und so in der bis zuletzt währenden Meinung von der Ungefährlichkeit des Übels — einen andern Arzt herbeizurufen versäumen konnte. — Dieses ist der Vorwurf, den ich mir selbst mache und gegen den ich dadurch nichts gegenüber von mir selbst gewinne, daß ich, auch in einer gerichtlichen Untersuchung, wie ich dies allerdings zu können aufs festeste überzeugt bin, den Menschen, von dem diese Verleumdung emaniert, zur totalen Kondemnation seines Verfahrens wie seines Betragens bringe. Ich habe ihm, durch Schmerz sprachlos, durch Kummer still, ja fast ohne Besinnung, die Möglichkeit und den Mut gegeben, mich zu verleumden, ehe Ihre und Marcus Gegenwart es ihm legte (obgleich ich davon nicht gewiß sein kann) . . .

. . . . Ich habe mich — teils zum Ärger der hiesigen Welt, teils wegen meines eignen Bedürfnisses, meine Philosophie nach dieser Seite hin auszubilden und ihr höhere Formen aus dieser Region zu holen, doch noch entschlossen, kommenden Winter Ästhetik zu lesen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen einiges von der Idee sage, die ich mir vorgesetzt habe dabei auszuführen. Ich begebe mich zum voraus gänzlich, eine Theorie der Kunst aufzustellen, welche mehr oder weniger der Philosophie nur untergeordnet und von einer Seite notwendig — vom spekulativen Standpunkt aus angesehen — empirisch sein muß. Wie es wirkliche oder empirische Dinge gibt, gibt es auch eine wirkliche oder empirische Kunst — auf diese bezieht sich die Theorie; — aber wie es intellektuelle Dinge, Dinge an sich gibt, gibt es auch eine Kunst an sich, von der die empirische nur die Erscheinung ist, und diese ist das, wodurch es eine Beziehung der Philosophie auf Kunst gibt. Sie sehen leicht, daß auf diese Weise meine Philosophie der Kunst mehr eine allgemeine, nur in dem höchsten Reflex der Kunst schwebende — Philosophie des Universums, als eine Theorie der Kunst, sofern sie ein Besonderes ist, sein kann, ebenso, daß in derselben von empirischer Kunst auf keine Weise, sondern nur

von der Wurzel der Kunst, wie sie im Absoluten ist, die Rede sein kann, die Kunst also ganz bloß von ihrer mystischen Seite genommen wird.

Ich werde nicht sowohl die Kunst, als das ein und alles in der Form und Gestalt der Kunst ableiten. Es ist ganz einfach zu denken, daß das Universum, wie es als organisches Ganzes, ebenso auch als Kunstganzes und Kunstwerk im Absoluten liege[1]. Die Musik, die Rede, die Malerei — alle Künste haben, wie die Kunst überhaupt, ihr an sich im Absoluten.

Die Form betreffend, so werde ich auch hier dem Schema folgen, welches mich in der allgemeinen spekul. Philosophie durch die schwersten Verwicklungen der Reflexion durchgeführt hat und am meisten geeignet scheint, um das alles in allem darzustellen. Ich werde auch hier die erste und absolute Einheit in die zwei Brennpunkte der realen Entgegensetzung der bildenden und redenden Kunst (wovon jene dem Realen, diese dem Idealen entspricht) getrennt darstellen, aber in jeder Einheit für sich wieder die ideale Entgegensetzung der antiken und modernen Kunst betrachten, die sich wieder wie Real und Ideal verhält. Auf diese Weise denke ich alles zusammenzuhalten, so wie die Idee jeder einzelnen Kunst wieder für sich in ihrer Absolutheit zu fassen.

Verzeihen Sie diese — noch rohen — Bruchstücke von Ideen. — Gewiß würde mir Ihr Manuskript vortreffliche Dienste leisten, um mich immer zu orientieren, und von dem Empirischen der Kunst, worauf Sie nach Ihrem Plan mehr Rücksicht genommen haben, zum Intellektuellen zurückzuleiten — und mir manche Nachforschungen zu ersparen, die mich doch vielleicht nicht zum Ziel führen und auf jeden Fall an der Ausbildung des Spekulativen verhindern.

Könnten Sie mir Ihr Manuskript in Berlin auf meine Kosten abschreiben lassen und gegen Mitte des folgenden Monats hierher schicken, oder auch es mir bis dahin über-

[1] Diese Lehre ist allen Romantikern gemeinsam.

lassen, um hier eine Abschrift davon nehmen zu lassen, so würde ich Ihnen dafür höchst verbunden sein[1].

In der Hoffnung, daß Ihnen vielleicht auch einige meiner Ideen schon nützlich gewesen sind, oder in der Folge, wenn ich sie über diesen Gegenstand mehr ausgebildet, werden können, werde ich ohne Scheu von den Ihrigen dankbaren Gebrauch machen, so weit es mein individuelles Assimilationsvermögen verstattet. Auch erwarte ich, daß Sie mir nicht Ideen, die ich auch durch mich selber haben kann, wie z. B., daß Euripides unendlich tief unter Sophokles und Äschylus stehe — in dieser Berechnung in Anschlag bringen.

Leben Sie recht wohl, und behalten Sie mich in gutem Andenken.

---

[1] Schlegel sandte zuvorkommend das Manuskript und Schelling hat es bei der Ausarbeitung seiner „Philosophie der Kunst" benutzt.

II. Würzburg und München.

(1803—1820.)

Die Verhältnisse in Jena waren allmählich so unerquicklich geworden, daß Schelling einem Rufe der bayrischen Regierung nach Würzburg 1803 gern folgte. Mit großen Hoffnungen bestieg er dort das Katheder und hat auch dort einen gewaltigen Einfluß ausgeübt. Im Winter 1804 hatte er 150 Zuhörer, darunter Lorenz Oken. Als Freunde jener Zeit ragen der Philosoph J. J. Wagner, der Gymnasialdirektor Klein und der Physiker und katholische Philosoph Windischmann hervor. Windischmann war am 24. August 1775 in Mainz geboren und lehrte seit 1803 in Aschaffenburg als Hofmedikus des Kurfürsten Erthal von Mainz Philosophie, speziell Naturphilosophie. 1818 ging er nach Bonn und wurde ein leidenschaftlicher Gegner des „hermesianischen" Systems. Seine „Ideen zur Physik" erregten stellenweise Schellings Widerspruch in sehr übertriebenem Maße (vgl. unten S. 106 ff.). Das Hauptwerk Windischmanns „Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte" ist unvollendet geblieben; mit der Religion Zoroasters hat er sich längere Zeit beschäftigt.

Aber auch Anfeindungen blieben Schelling nicht erspart, namentlich arbeitete der gemäßigte, regierungsfreundliche Katholizismus ihm mit aller Macht entgegen. Ihm gelang es auch, die Regierung gegen den Denker einzunehmen. In dem „Kurpfalz-bayrischen Studienplan für Mittelschulen" erließ sie eine Verordnung über den Philosophieunterricht, die gegen Schellings System gerichtet war. Daraufhin fühlte sich Schelling ermächtigt, sein versprochenes Stillschweigen zu brechen und richtete an den Ku-

rator Graf Thürheim ein scharfes Verteidigungsschreiben (vgl. unten S. 98ff.). Dieser brachte die Sache vor den Kurfürsten und von ihm erhielt Schelling einen kräftigen Verweis, auf den hin er eigentlich seine Entlassung hätte einreichen müssen. Er tat es nicht, offenbar um sich nicht dauernd Bayern zu verschließen.

Im Frieden von Preßburg kam Würzburg an Ferdinand von Toskana (1806). Die bayrische Regierung rief darauf Schelling nach München als Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Generalsekretär der Akademie der bildenden Künste mit dem Range eines Kollegiendirektors. Am 12. Oktober 1807, am Namenstage des Königs, hielt er die Festrede „Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur“ und erregte damit großes Aufsehen. Er stand in dieser Zeit in München (1806 bis 1820) auf der Höhe seines Ruhmes. In seiner Weltanschauung hatte seit 1804 mit der Schrift „Philosophie und Religion“ eine neue Revolution begonnen, die sich in den großartigen „Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit“ (1809) vollendete. Von dem ästhetisch-romantischen Weltbilde der Jenenser Jahre war er zu einem ethisch-religiösen übergegangen. Gott, das Absolute, war jetzt Leben, Werden und Entwickelung, und des Menschen Aufgabe war, mit schaffender Tätigkeit an der Entfaltung des Geistes in der Welt teilzunehmen.

Bis zu dem Erscheinen dieser wichtigen Schrift stand neben dem Denker Caroline, die seine Arbeiten teilte und ihn in jeder Beziehung anregte. Daß sie das vermochte, darin liegt ihre Bedeutung, auch in ihrem Verhältnis zu A. W. Schlegel. Durch die bedeutenden Männer ist sie bedeutend geworden — ohne sie wäre sie sicher nicht zu solcher Berühmtheit gekommen, wenn sie auch zweifellos selbst geistig hoch begabt war. — Wie innig die geistige Gemeinschaft und die Liebe zwischen Caroline und Schelling war, bezeugen die Briefe und die Wirkung ihres Todes. Sie erkrankte in den ersten Tagen des September 1809 und starb morgens am 7. September an derselben Krankheit, die vor sieben Jahren ihre Tochter weggerafft

hatte (Ruhr). Schelling war gebrochen (siehe die Briefe an Windischmann und Pauline Gotter). Den einzigen Trost gab ihm die Teilnahme des Hauses Gotter, namentlich der Briefwechsel mit Pauline. Diese Freundin war 14 Jahre jünger als er, war voller Phantasie, hochgebildet und feinsinnig. Sie war die Tochter eines Dichters, der in der Wertherperiode Goethes Freund gewesen, und war selbst eine innig geschätzte Freundin des Dichters. Nach regem Briefwechsel kommt Pfingsten 1812 im Posthause zu Lichtenfels ein Zusammentreffen zustande, das zu einer Verlobung führt, der nach wenigen Monaten die Hochzeit folgt. So hatte der Denker doch wieder ein Herz gefunden, dessen Liebe ihn befriedigte. Geistig anregen konnte ihn diese Gattin allerdings lange nicht in dem Grade, wie Caroline es vermochte — bis zu seinem Tode nach 45 Jahren hat Schelling kein großes, systematisches Werk herausgegeben, trotzdem seine Produktivität nicht eigentlich abnahm. Unter Franz Baaders, des Mystikers, Einfluß hatte sich Schelling ganz der Religionsphilosophie zugewandt. Er arbeitete an den „Weltaltern" — aber trotz aller Ankündigungen erschienen sie nicht. Er wollte seine „positive Philosophie" in den großen Werken „Philosophie der Mythologie" und „Philosophie der Offenbarung" schon 1822 gedruckt vorlegen — es kam nicht dazu. Schelling konnte sich nicht entschließen, die letzte Hand an die Arbeiten zu legen, nie waren sie ihm gut genug. Das hat gewiß seine Berechtigung — aber er ging zu weit. —

Schelling vereinsamte in München; mit Fichte und Hegel kam es zur Trennung, 1813 starb der Vater, 1818 die Mutter, mit Jakobi entbrannte ein heftiger Streit. Und da zog Schelling sich von der Welt zurück, wandte sich ganz der Mystik zu, seine frühere so tatenfreudige und optimistische Weltanschauung nahm eine pessimistische Färbung an. So tief hatte ihn der Tod Carolinens getroffen.

Von den Freunden jener Zeit seien Gotthilf Heinrich v. Schubert und Eberhard Friedrich Georgii erwähnt. Schubert war 1780 im Erzgebirge geboren. Er war ein

Mensch von rührender Gutmütigkeit. Schon auf dem Gymnasium in Weimar hatte er einen armen Weberknaben auf seine Kosten ernährt. Später als Arzt in Altenburg kam er in Not, da er sich kein Honorar bezahlen ließ. 1803 hatte er Schelling in Jena gehört und war sein begeisterter Schüler geworden. Er war ein enorm begabter Mensch; in drei Wochen schrieb er, um Geld zu schaffen, einen dicken Roman „Die Kirche und die Götter", der nur unter allzu starker Phantasie leidet. In Dresden las er über Magnetismus und Hellsehen, wurde dann Schuldirektor in Nürnberg, 1816 Erzieher beim Herzog von Mecklenburg-Schwerin, dann Professor der Naturgeschichte in Erlangen und München. Er schrieb ungeheuer viel, sein Lehrbuch der Naturgeschichte erlebte 19 Auflagen, seine „Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" blieben unvollendet.

Georgii (1757—1830) wurde 1780 Professor der Rechte an der Karlsschule, 1797 ständischer Deputierter in Rastatt, 1805 zog er sich ins Privatleben zurück, da er den unbedingten Eid der neuen Verfassung nicht leisten wollte.

Schelling an Graf Thürheim[1].

26. Sept.

Bei meinem Eintritt in die bayerischen Dienste wurde mir der Wunsch zu erkennen gegeben, mich so viel als möglich der Polemik zu enthalten.

Dieser Wunsch traf damals mit meiner eignen Neigung zusammen.

Teils hatte über meine früheren Gegner die Zeit und die öffentliche Meinung bereits das Urteil gesprochen, teils waren in meinen Schriften Gründe hingelegt, welche ein gleiches Schicksal der übrigen mit Sicherheit voraussehen ließen.

Die Widersacher, die ich in den kurbayerischen Staaten selbst entweder schon hatte oder doch sicher zu finden rechnen mußte, achtete ich, aufrichtig zu sprechen, nach der Klasse, zu welcher sie gehören, und der Stufe wissenschaftlicher Kultur, auf welche meine Arbeiten allein berechnet sind, nicht wichtig genug, um zu befürchten, daß ich ihretwegen je von einem solchen Vorsatz abgehen zu müssen im Fall sein könnte.

Zudem war es meine Absicht, die mir vielfach zugesagte Ruhe zur Ausarbeitung unabhängiger, für sich bestehender Werke anzuwenden.

Es wird auch niemand etwas aufzeigen können, worin ich jenen ersten Vorsatz verletzt hätte, da ich vielmehr wirklich seitdem aller Polemik mich enthalten habe.

Allein man scheint dieser Ruhe eine ganz andere Bedeutung untergelegt, und aus ihr endlich den falschen

---

[1] Nach einem Konzepte im Nachlasse. (A. d. O.)

Schluß auf eine grenzenlose Geduld, die ich meinerseits üben würde, gezogen zu haben.

Die Münchner Literatur-Zeitung schien sich von dem Augenblick, als ich mein Lehramt in Würzburg antrat, ein eigentliches Geschäft daraus zu machen, ihre gewohnten Ausfälle auf mich noch häufiger zu wiederholen und wo möglich zu vergröbern; — allein dieses Blatt und seine Urheber, beide sind zu verachtet und zu verächtlich, als daß ich nicht darüber hätte hinwegsehen können und noch sehen würde. Aber es entwickelte sich von Tag zu Tag mehr von oben her die Absicht, in der Sache, und zwar gegen mich Partei zu nehmen.

Die Ankunft Ew. Exzellenz in Würzburg gab — ich darf es wohl sagen und ich muß die Sache mit dem eigentlichen Wort bezeichnen, um Sie selbst ins klare zu setzen — das Signal zu persönlichen Unbilden gegen mich: öffentliche Lehrer in Würzburg selbst, denen E. E. zuvor ein ruhiges Verhalten gegen mich teils wirklich, unter Androhung ihrer Entfernung von der Universität, auferlegt teils anbefehlen zu wollen früher wenigstens versichert hatten, — Menschen von anerkannt unwürdigem Charakter — traten mit einem Ton der Unverschämtheit gegen mich hervor, aus dem leicht abzunehmen war, daß ich für einen Mann gehalten werde, gegen den alles erlaubt sei.

Es war sichtbar zum System geworden, mir und meinen Freunden, uneingedenk früherer Verhältnisse, eine Ungnade empfinden zu lassen: so wie die Naturphilosophie auf der Universität durch alle Mittel, welche zu Gebot standen, zu unterdrücken.

Äußerungen Ew. Exzellenz selbst, die vielleicht nicht so gemeint waren, die aber indiskreterweise benutzt wurden, diese Meinung hervorzubringen, machten nicht nur Einheimischen, sondern auch Fremden, die nicht wenig erstaunt waren, nach dem Pomp, mit dem man die Naturphilosophie hierher verpflanzt hatte, solche Gesinnungen zu finden, die persönliche Teilnahme Ew. Exzellenz daran glaublich.

Nun hat das Generalschulen- und Studiendirektorium in dem neuesten, gedruckten Lehrplan für alle kurpfalz-

bayerische Mittelschulen sich herabgelassen, in dem § 45, Nr. 1—8[1] ganz in den gegen mein System gewöhnlichen Ton einzugehen, Seitenblicke gegen dasselbe aufzunehmen, und einen kurfürstl. approbierten Studienentwurf zum Echo der Weillerschen und andrer ähnlichen Äußerungen gegen mein System herabzuwürdigen, ja sogar des letzteren, mit

[1] Dieser ganze „Lehrplan für alle kurpfalzbayerischen Mittelschulen oder für die sogenannten Realklassen (Prinzipien), Gymnasien und Lyzeen. München 1804" ist ein höchst charakteristisches Zeichen jener Zeit. Im letzten Abschnitt: Lehrmethode lautet § 45 also:

Diese, gewiß von keinem unbefangenen Beobachter des Zeitgeistes getadelte Tendenz fordert zu einer näheren Entwickelung der Frage auf: Wie soll auf unseren Lyzeen Philosophie gelehrt werden? Oder: Welche Hauptrücksichten hat der Lehrer der Philosophie bei dem Vortrage über Weilers Anleitung zur freien Ansicht der Philosophie (als dem § 37 allgemein-vorgeschriebenen Lehrbuche) zu nehmen?

1. Vor allem behalte der Lehrer den so leicht aus dem Auge verlierbaren Zweck aller Philosophie — nicht für die Schule, sondern für das Leben zu lehren — unverwandten Blickes im Auge. Ohne diesen immer vorleuchtenden Zielpunkt entsteht bei der so sehr zusammengesetzten Tätigkeit des Geistes, welche Philosophie heißt, nur zu leicht Verwirrung, und im Gewühle derselben wird die am frühesten gewandte Kraft des bloßen Räsonnements, d. i. der bloß grübelnde Verstand, zum Nachteile der übrigen, vorherrschend. Philosophie wird alsdann ein größtenteils hohles Spiel der Schule, da sie doch die schönste, inhaltvollste Frucht des Lebens werden soll.

2. Nirgends als beim Vortrage über Philosophie hat der Lehrer mehr Ursache, vorzüglich auf den sich immer mehr erweiternden Geist und nicht auf ein bloßes geschlossenes System hinzuarbeiten. Er sorge daher mit aller Anstrengung dafür, daß nicht etwa diese Erhebung über jedes bloße System selbst wieder als eine Art von System aufgefaßt werde. Er sorge für die Überzeugung, daß der philosophische Geist, wenn er nur übrigens in einem edlen Herzen einen fruchtbaren Boden findet, unter allen Systemen, wie der Mensch unter allen Zonen, freilich an der einen Stelle leichter und vollständiger, als an der anderen, leben und gedeihen könne.

3. Der Lehrer achte daher auch darauf, daß die von ihm gegebene Ansicht der Philosophie nicht bloß mit dem Verstande und seinem Gefährten, dem Gedächtnisse, also bloß mit dem Kopfe (und selbst mit diesem alsdann nur einseitig) aufgegriffen werde. Nicht den Verstand allein, den ganzen Geist seiner Schüler hat der Lehrer immerwährend zu beschäftigen. Sein Vortrag muß auf die Bedürfnisse aller höheren Geisteskräfte berechnet sein. Er muß immer dem

einer durchaus von Geist und Ton gemeinen Polemik erfüllte sogenannte Anleitung zur freien Ansicht der Philosophie als Lehrbuch dieser Wissenschaft auf allen Mittelschulen ausdrücklich und gesetzlich vorzuschreiben.

Da ich nun deutlich bemerke, daß es darauf abgesehen ist, gegen den Geist der Philosophie, den ich für den echten

---

ganzen Geiste des Menschen zusagen. Jede Kraft desselben hat hier über jede Behauptung wenigstens das Veto. Was eine dieser Kräfte empört, empört endlich alle.

4. Um aber diese allgemeine harmonische Geistestätigkeit zu bewirken, muß die Anregung dazu zwar immer allumfassend, doch zugleich auch stufenweise geschehen. Alle höheren Kräfte müssen berücksichtigt werden; aber vorzugsweise immer nur eine nach der anderen. Vor allem ist dafür zu sorgen, daß der Verstand sich über sich selbst orientiere, folglich an dem unbedingten Werte seiner Operationen und an seiner Allmacht zu zweifeln beginne, und nur auf das Wissen des Wesentlichsten (der Hauptsache) mit Beseitigung aller bloß neugierigen Fragen um zahllose Nebendinge sich beschränke.

5. Es ist (die Erfahrung lehrt es) nur zu leicht, in den Fehler zu verfallen, über den schon Seneca klagte: „Ecce (sagt er) Romanos quoque invasit inane studium supervacanea discendi. Ista liberalium artium consectatio molestos, verbosos, intempestivos, sibi placentes facit, et ideo non discentes necessaria, quia supervacanea didicerunt." Der Verstand soll die Anmaßung aufgeben, als könne er allein durch sein bloßes in sich selbst versunkenes Grübeln, und nicht erst durch sein auf eine äußere Bürgschaft bauendes Denken, in höchster Instanz entscheiden. Dahin kann und soll der Lehrer schon gleich anfangs bei Gelegenheit der philosophischen Systeme arbeiten.

6. Da der Verstand in Sachen der Philosophie gewöhnlich zu tätig ist (und es auch nach der Meinung vieler nie genug sein kann); der Wille aber dabei meistens zu wenig tätig zu sein, und seine Tätigkeit hierin auch wieder von vielen für sehr folgenlos gehalten zu werden pflegt, so fordert und verdient die Anregung des Willens, und die Begründung der Überzeugung, daß seine Tätigkeit, also sein sittlicher oder unsittlicher Zustand, für das Schicksal der Philosophie äußerst wichtig sei, ebenfalls die volle Aufmerksamkeit des Lehrers.

7. Wenn diese und die vorhergehende Rücksicht nicht vernachlässigt, — nämlich der Glaube an die Allmacht des Verstandes immer mehr geschwächt, und der an die Einflüsse des Willens immer mehr gestärkt wird, so haben Vernunft und Gefühl zu ihren freien Regungen schon so viel Spielraum und Anlässe, daß sie beinahe von selbst gehörig tätig sind, und nur noch in ihrer ganzen Eigentümlichkeit kennen gelehrt werden dürfen. Der Hauptpunkt, worauf also der

erkenne, in der ersten Erziehung und Bildung der Jugend schon eine Anlage zu machen und den gebrauchten Mitteln nach die Sache so weit zu bringen, daß künftig auch jeder Schulknabe gegen mich aufzutreten sich fähig und berechtigt glaube: da dies ferner eine öffentliche, mit der Autorität der Regierung beglaubigte Deklaration gegen mich ist: so glaube ich, es der Sache, diesem meinem neuen Vaterland und meiner literarischen Ehre, die ich, durch anerkannten Eifer, nicht erworben habe, um sie von bayerischen Skribenten ohne Namen und wahres Verdienst, selbst durch das Medium von Reskripten, antasten zu lassen, schuldig zu sein, nicht länger zu schweigen.

Ich will in dieser Sache offner verfahren, als gegen mich verfahren worden ist, und mein bisheriges Verhalten nicht ohne vorherige Anzeige aufheben.

Ich mache daher E. E. hiermit die Eröffnung, daß vom gegenwärtigen Augenblick an der Zustand der Ruhe, den ich beobachtet habe, aufgehoben ist und daß ich der mir von Gott verliehenen Kraft mich bedienen werde, meiner Sache Recht zu verschaffen und diese, förmlich organisierte Angriffspläne auf sie zu vernichten.

Ich werde nie die einer Regierung schuldige Achtung aus den Augen setzen: aber jede in das Wissenschaftliche eingreifende Äußerung, wenn auch ein Kollegium dieselbe publiziert, unterliegt dem Inhalt nach der in jenem Gebiet gebräuchlichen Beurteilungsart, wo bekanntlich nur geistige Überlegenheit, nicht äußere Macht entscheidet. Ich werde daher sowohl die Individuen, welche die Idee zu dem

---

Lehrer hierbei zu sehen hat, ist immer, daß die Vernunft ohne Vermengung mit dem Verstande, und das Gefühl in seiner Reinheit von der Empfindung wirke.

8. Auf die Spuren dieser hohen Vernunft- und Gefühlsregungen, und auf die Unabhängigkeit derselben vom bloßen Systemenzwange die Schüler aufmerksam zu machen, bieten sich wieder bei der Geschichte der philosophischen Systeme Gelegenheiten genug dar.

Auf diese Weise wird es dem Lehrer der Philosophie gelingen, das Vorurteil zu besiegen, als sei Philosophie nur Sache des Wissens. Und dies ist der schönste Sieg über den jetzt so imponierenden philosophischen Dogmatismus und Mystizismus. (A. d. O.)

oben erwähnten Passus angegeben haben, als diese Ideen selbst, soweit sie gegen meine Sache angehen, in ihrer ganzen Blöße, mit aller nur möglichen Klarheit darstellen.

Ich werde den ganzen jetzigen Zustand der intellektuellen Kultur Bayerns, soweit er durch diejenigen Schriftsteller repräsentiert wird, die jetzt das große Wort führen, von seinen ersten Anfängen her ableiten, und jenes unverkennbare System, auch die Angelegenheiten des menschlichen Geistes, gleichsam an der Stelle der Vorsehung, leiten zu wollen, auf seine ersten weltbekannten Grundlagen zurückführen[1].

Es wird sich bei dieser Gelegenheit zeigen, ob jenes wohl zusammengefügte Ganze von umgekehrtem Jesuitismus, das die bayrischen Schriftsteller predigen, und der gerühmte Geist der Toleranz, die nur duldsam ist gegen das, wogegen man in früheren Zeiten es nicht war, unduldsam aber gegen das, wogegen selbst unaufgeklärte Regierungen sich duldsam erzeigten, die Philosophie, der Kraft eines einzigen Mannes widerstehen können, der die Sache ernstlich und mutig angreift.

Ich fürchte mich nicht, daß die Regierung das heiligste Recht des Schriftstellers und Denkers in mir beschränken werde, und will selbst den Individuen, deren ganzes Denksystem ich angreifen werde, so viel Zuversicht auf ihre Sache zutrauen, als ich auf die meinige setze, nämlich, daß sie sich ohne politische Mittel bloß durch sich selbst zu behaupten wissen werden.

Ich verlange nur die sichere Ausübung derjenigen Rechte, die man gegen mich bereits überschritten hat, und da ich auf diese Sicherheit rechnen muß, so bitte ich E. E. diese gegenwärtige Anzeige als eine offizielle anzusehen, auf die ich mich in der Folge, wenn es nötig sein sollte, berufen werde.

Der ich übrigens usw.

---

[1] Durch die letzten Zeilen von und jenes an ist ein Strich gezogen. (A. d. D.)

Graf Thürheim an Schelling.

Der Unterzeichnete hat sich verpflichtet gehalten, dasjenige Schreiben, welches der Professor Dr. Schelling unterm 26. September an denselben abgesendet hat, Seiner Kurfürstl. Durchlaucht vorzulegen.

Höchstdieselbe haben hierauf, unterm 29. vorigen Monats in terminis reskribiert:

„daß dem Briefsteller Höchstdero gerechtes Miß-
„fallen über die von ihm bewiesene Arroganz, welche
„einen überzeugenden Beweis liefere, wie wenig
„die spekulative Philosophie die Menschen vernünf-
„tiger und sittlicher mache, zu erkennen gegeben,
„und derselbe auf das landesfürstliche Edikt über
„die Preßfreiheit, wo eine bescheidene Freimütig-
„keit, Erforschung nützlicher Wahrheiten geschätzt,
„so wie Inurbanität und Zügellosigkeit leidenschaft-
„licher Schriftsteller in die Schranken gesetzlicher
„Ordnung zurückgewiesen würden, aufmerksam ge-
„macht werden solle."

Dies wird hiermit dem besagten Professor unverhalten.

Würzburg, den 7. November 1804.

Kurfürstliches General-Land-Kommissariat in Franken.
Graf v. Thürheim.

Goethe an Schelling[1].

Gegenwärtiger Brief und seine Beilage, die ich wohl lieber niemals abgeschickt hätte, wird Sie nun wahrscheinlich in Würzburg treffen, wo ich Ihnen Glück und Gedeihen wünsche.

Wir flicken unsere alten akademischen Zustände und, nach Eigenschaft lebendiger Wesen, so ist auch hier jene Hilfe die beste, die sich, bei geringer Anregung, die Natur selbst gibt.

[1] „Schriften der Goethe-Gesellschaft" usw. S. 234ff., ebenso der folgende Brief.

Sie finden sich in einem neuen Zustand, der sich auf eine sonderbare Weise bildet; möge viel Gutes durch und für Sie entspringen. . . .

Leben Sie gesund und froh und gedenken Sie mein im schönen Franken. Mich kann Ihre Imagination noch immer in den einsamen Zimmern des jenaischen alten Schlosses finden, wo mich die Erinnerung der Stunden, die ich daselbst mit Ihnen zugebracht, oft zu beleben kommt. . . .

Ein herzliches Lebewohl.

Jena, den 29. Nov. 1803.

Goethe.

Schelling an Goethe.

Würzburg, 17. Mart. 1804.

Mein Dank für das gütige Schreiben und die Bezeugungen Ihres mir so teuren Wohlwollens . . . . kommt etwas spät, aber deswegen nicht minder innig und gefühlt. . . .

Ist der Lehrstuhl der Anatomie in Jena schon definitiv besetzt? . . . . Gesetzt, es wäre in Ansehung seiner noch nichts entschieden, dürfte ich wagen, Ihnen jemand zu nennen, der mir sehr nahe verwandt ist und den ich, dessen unerachtet, Ihnen ohne Scheu empfehlen zu dürfen glaube? Es ist mein Bruder, der drei Jahre in Jena, 1½ in Tübingen, unter Kielmeyer, studiert hat, und jetzt seit Ende vorigen Jahres in Wien ist. Nachdem er in Jena den Grund in den allgemeinen Wissenschaften sehr gut gelegt hatte, widmete er sich in Tübingen und jetzt in Wien ausschließlich der Anatomie und Physiologie. Er ist naiv, heiter in seinen Ansichten und fleißig, diese beiden Wissenschaften mit Ideen zu beleben[1]. . . . .

Möchten Sie einmal diese Gegend des Frankenlandes Ihrer Gegenwart wert halten! Wir wohnen zwar nur im Land des Weines — Sie in dem der Gesänge,

[1] Der Bruder Karl Eberhard verzichtete auf die akademische Laufbahn.

die hier nur fernher ertönen. Wie würde ich mich freuen, Sie in dem geistlichen Haus, dem ehemaligen Sitz der Würzburger pfäffischen und politischen Aristokratie, wo ich jetzt mein Quartier aufgeschlagen habe, zu verehren. . . .

Schelling.

Schelling an Windischmann.

Würzburg, den 7. Dez. 1804.

Ich habe mit Bedauern gehört, daß Sie an den Augen leiden und dadurch in Ihren Arbeiten unterbrochen werden. Haben Sie Dank für die überschickten Bücher. Wäre es denn auf keine Weise möglich, daß ich selbige noch 14 Tage behielte. Ich bin so beschäftigt, daß ich noch keinen Augenblick Zeit gefunden habe, sie durchzugehn. — Daß ich wünsche, Sie mögen von Jean Pauls Ästhetik die zwei ersten Teile als ein kleines Andenken von mir annehmen, hat vielleicht meine Frau schon geschrieben.

Mit Ihren Ideen zur Physik, die ich jetzt gelesen habe, bin ich, nach der unter uns bestehenden Freihiet der Mitteilung davon zu reden, nicht zufrieden. Sie haben insbesondere von seite der Form meine Erwartungen nicht erfüllt. Ich wünschte mündlich mit Ihnen sprechen und Ihnen ganz vernehmlich sagen zu können, worin es, nach meiner geringen Einsicht, diesem Werke gebricht. Vorstellungen, über die wir schon ehemals nicht einig waren, besonders Ihre Begriffe von Schönheit der Darstellung müßten dabei zur Sprache kommen. — Dies mein Urteil über Ihr Werk ist ganz unabhängig von dem, was mich persönlich darin betrifft, und was ich auch als ganz uninteressierter Leser hätte mißbilligen müssen, ja vielleicht Sie selbst jetzt mißbilligen. So haben Sie die Stelle S. 263 ohne Zweifel dem Herrn Prof. Paulus zulieb und vielleicht in einer Stunde geschrieben, wo Sie von seinem Conclamatum est! über mich besonders lebhaft gerührt waren. — Mißverstehen Sie mich nicht: ich table nicht, daß Sie meine spielende Vergleichung, wie Sie es nennen, tadeln, sondern daß Sie diese Einzelheit ergreifen,

einen allgemeinen Ausfall auf mich anzubringen, der dem großen Haufen wie aus dem Munde genommen ist und zu dem Sie durch nichts berechtigt waren weder an dieser Stelle noch in einer Schrift und noch viel weniger in diesem Abschnitt, der durch die Hauptideen so bestimmt an meine Darstellungen erinnert, ohne die er wahrscheinlich ganz anders ausgefallen wäre. — Kurz: der Ausfall dieser Stelle ist — unwürdig: und doch ist er mir lieber, als die kahle Lob- und Schutzrede, die Sie mir am Ende halten und der ich nicht bedurft habe. Und doch wieder, lieber Windischmann, ist es mir lieber, daß Sie sich so, als wenn Sie sich anders benommen hätten. Es ist eine Schwachheit in mir, über einen Freund ein nachteiliges Urteil nicht ohne Verlegenheit aussprechen zu können[1]; auch die öffentliche Meinung pflegt dies Gefühl zu teilen, denn nicht alles, was gerecht ist, ist schön. Ich schweige daher lieber in solchen Fällen, wodurch der Wahrheit doch nichts vergeben wird. In Rücksicht Ihrer bin ich von dieser Verlegenheit durch Sie selbst befreit: wenn ich die Schwächen Ihres Werkes noch so sehr heraushöbe, man würde es nicht unzart oder unschön finden. Ich zwar werde mich doch desselben enthalten, aber wundern Sie sich nicht, wenn Sie von irgendwem in den Jahrbüchern eine Beurteilung lesen, die ohne Rückhalt und ganz nur der Wahrheit gemäß ist. — Ich halte überhaupt die Sache für viel zu gut, um sie ferner jeden, wie es ihm beliebt, so wie bisher brauchen zu lassen, in der Art nämlich, daß sie benutzt wird, soweit es gut ist, dem Buch ein höheres Ansehen zu geben, und dann wieder beiläufig herabgesetzt, so weit als nötig ist, durch das erstere bei dem Publikum nicht anzustoßen. Solche Halbheiten verdienen keine Schonung, gesetzt auch, es werde durch sie manches unter dem Volke eingeschwärzt, das mit Protest wäre zurückgeschickt worden, hätte das echte Zeichen darauf gestanden.

Dies alles soll meinerseits nichts in den bisherigen übrigen Verhältnissen ändern: ich werde mich jederzeit

[1] Ob das eine Schwachheit ist?

erfreuen, Ihnen einen Freundschaftsdienst leisten oder von Ihnen empfangen zu können, am meisten aber, wenn ich bemerke, daß Sie eine Sache, welche nicht Sache des Tags ist, mit mehr Ernst behandeln.

Meine Frau und ich empfehlen uns Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin bestens. Leben Sie recht wohl.

Schelling.

Windischmann an Schelling.

Aschaffenburg, den 10. Dez. 1804.

Ihr Brief, mein Freund, trifft mich gerade in einer Verfassung, worin ich Ihnen sogleich wenigstens einige Worte zur Antwort geben kann, da mein Auge auf dem Wege der Genesung ist.

Es ist nun, so scheint es, die Reihe auch an mich gekommen, von Ihnen vernichtet zu werden. Ich glaube in der Demut meines Herzens wohl, daß an mir nicht viel zu vernichten ist, und würde es schon darum glauben, daß Sie es sagen. Ich will auf alle Ihre Aussprüche, welche darum, daß sie mit gereizter Empfindlichkeit geschehen, nicht wichtiger geworden sind, gar nichts erwidern: verstatten Sie mir nur diese Frage, ob Ihre frühern Schriften schon in Absicht auf Gehalt und Form die vollendeten seien, und ob denn Sie durchaus auf keinen Vorgänger sich gestützt haben?

Nur das einzige tut mir wehe, daß Sie mir sagen können, ich soll mir's mehr Ernst sein lassen mit Dingen, die nicht bloß Erscheinungen des Tages sind. Dieser Vorwurf könnte mich beleidigen, wenn es mir eben nicht so sehr Ernst wäre; aber mein besseres Bewußtsein, meine vom Ewigen ganz durchdrungene Seele setzt mich über alle dergleichen Vorwürfe hinaus, die nur aus der eitelsten Zeitlichkeit stammen und mich stets auf eine Schule hinweisen, von der ich denn doch in der Tat weniger gelernt habe, als Sie von mir zu denken scheinen. Wer mich erkennt, wird auch wohl zugleich erkennen, daß ich zwar, gleich anderen, nachdenken, aber doch auch denken kann. Auch hat mich niemals die Sucht ergriffen, zu einer Schule

zu gehören; ich liebe die Freiheit und werde mich niemals einer vom Leben abgewichenen Schulform ganz fügen. Ich bin mir aber auch nicht bewußt, irgend etwas von Ihnen in schlechter Absicht benutzt zu haben; noch werde ich dies jemals.

Ich hätte übrigens nicht gedacht, daß Sie über freie Mitteilung der Überzeugung empfindlich würden, und sich so leicht eines zwar nicht in ihrem eignen Leibe wohnenden, aber doch, wie Sie aus so manchem Zug wissen könnten, Sie liebenden Herzens entschlagen könnten, so zwar, daß Sie mich nicht würdigen wollen, selbst von mir zu sprechen, da ich doch selbst von Ihnen sprach; sondern gesonnen sind, mich einem Unbekannten zu überlassen, dem es zwar Ernst sein mag, mir eins zu versetzen, dessen besser sein sollender Form ich aber doch immer mit gutem Gewissen meine Gesinnung entgegensetzen kann. Auch möchte ich Sie, meiner Vorrede gemäß, ersuchen, doch nicht so voreilig und vor der Erscheinung des 2. Bandes über mich aburteilen zu lassen.

Mehr darf ich meiner Augen wegen noch nicht schreiben. Leben Sie wohl und denken Sie meiner nicht mehr in Groll.

Windischmann.

Den 11. Dez.

Nur noch dies:

Es ist mir ganz unbegreiflich, daß ich gerade von Ihnen so sehr mißverstanden werde, daß Sie so ganz meiner Gesinnung und meines Strebens über der Form vergessen. Wenn Sie mich öffentlich so ungerecht und wahrhaft unschön behandeln wie in Ihrem Schreiben, wenn Sie wie von einem Kilian z. B. von mir zu sprechen gesonnen sind, so mögen Sie mich zwar auf mannigfache Weise kränken, oder durch andre kränken lassen; ich aber werde dem allem Gerechtigkeit und Besonnenheit entgegenzusetzen wissen, wie ich diesen schon in der Schrift selbst nachgestrebt habe.

Schelling an A. v. Humboldt[1].

Würzburg, im Jan. 1805.

Unter den vielen, welche mit Sehnsucht Ihre Rückkehr nach Europa erwartet haben, darf ich auch mich zählen. Nicht nur das viele Herrliche, das Sie, einem Eroberer ähnlich, aus entfernten Regionen zurückgebracht haben, wird die Epoche Ihrer Wiederkehr ewig denkwürdig machen für die Wissenschaft: auch in bezug auf den Zustand, in dem Sie die Naturlehre im Vaterland finden, wird Ihre Rückkehr von den wohltätigsten Folgen sein.

Ich wage, Ihnen von Naturphilosophie zu sprechen, da mir versichert worden ist, dieser neue Gang der Philosophie, wodurch sie ihr altes Besitztum, die Natur, wieder ergriffen hat, habe bereits auch Ihre Aufmerksamkeit erregt. Man hat sich in Deutschland gegen diese Sache, wie noch immer gegen alles Neue, benommen. Man hat sie erst mißverstanden und verdreht und die gröbsten Vorurteile dagegen verbreitet. Man hat vorgegeben, die Naturphilosophie verschmähe die Erfahrung und hemme ihre Fortschritte, und dies zu gleicher Zeit, als einzelne Naturforscher den Ideen derselben den besten Gebrauch zu ihren Experimenten machten und diese danach regulierten. Es hat bis jetzt in Deutschland von seiten der empirischen Forscher an dem Mann gefehlt, der die Ansicht im ganzen und großen aufgefaßt und danach beurteilt hätte. Höchstens hatte man gegen einzelne Punkte, vielleicht mit Recht, Zweifel erhoben: aber diese können nichts im Total der Ansicht ändern, welche tiefer gegründet ist.

Wenn ein Mann Ihres Geistes, von dieser Tiefe und Fülle der Erkenntnis, daß in ihm, wenn dies überhaupt möglich wäre, die Totalität derselben erreicht scheinen könnte, dessen Wissen nicht bloß auf das jetzige und die nächstvorhergehenden Zeitalter eingeschränkt ist, der das

[1] Nach dem Konzepte. (A. d. O.)

Große verflossener Jahrhunderte kennt und vom Geiste des Altertums genährt ist — wenn ein Geist von solcher wahrer Universalität diese neue Ansicht der Probe unterwerfen wollte, welche schnelle Entscheidung, welcher Gewinn für den menschlichen Geist!

Vernunft und Erfahrung können sich nie anders als bloß scheinbar widerstreiten, und so habe ich das festeste Zutrauen, Sie werden in vielen Punkten die überraschendste Übereinstimmung der Theorie mit der Erfahrung in der neuen Lehre nicht verkennen. Ihr Geist hat, schon mitten im Zeitalter des Empirismus, so mächtig über die Schranken der damaligen Physik hinausgestrebt, daß Ihnen die kühneren Ideen der jetzigen Ansicht wie Bekannte sein müssen, und unmöglich fremd sein können. Wenn Sie, Ihrem Charakter als empirischer Naturforscher getreu, mit weiser Enthaltsamkeit, jenen Ideen in Ihren Werken keinen Eingang verstatteten, als so weit sie sich durch Erfahrung bestätigten: so werden Sie deshalb ihren Wert jetzt nicht verkennen, nachdem Sie die Sanktion der Vernunft, durch Philosophie erhalten haben. . . . .

Mit Sehnsucht erwarte ich den Augenblick Ihrer Rückkehr nach Deutschland, wo ich so vieles von Ihnen lernen und erfragen zu dürfen vielleicht das Glück habe, das mir wichtig ist.

Der Gipfel meiner Freude wäre erreicht, wenn ich das Ganze der naturphilosophischen Ansicht Ihnen mündlich entwickeln und an Ihrem scharfen Geist prüfen könnte.

Indes erbiete ich mich zu jeder literarischen Mitteilung aus Deutschland, die Sie während Ihrer Entfernung wünschen könnten, und bitte Sie schließlich, die Versicherungen der größten Verehrung, welche mir dieses Schreiben eingegeben hat, gütig aufzunehmen von

Ihrem

ganz geh. Diener

Schelling.

A. v. Humboldt an Schelling.

Paris, den 1. Febr. 1805.

Wie kann ich und soll ich Ihnen genugsam für den geistvollen und zugleich schmeichelhaften Brief danken, mit dem Sie mich gestern beehrt haben! Meiner Abreise nach Rom so nahe und durch chemische Arbeiten, die ich früher vollenden soll, zerstreut, eile ich Ihnen so schnell als möglich die Versicherung meiner tiefsten Bewunderung und Hochachtung an den Tag zu legen. Herr Walter, durch dessen Freundschaft ich mich überaus geehrt fühle, hat Ihnen unstreitig gesagt, wie sehr ich mir anzueignen wünsche, was Sie durch Begründung einer Naturphilosophie in den letzten Jahren Großes und Schönes errungen haben. Was sollte auch in der Tat mehr meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, als eine Revolution in denjenigen Wissenschaften, denen mein ganzes Leben gewidmet ist. Seit sechs Jahren von Europa abwesend, ohne Bücher, bloß mit der Natur beschäftigt, ist mir eine unbefangenere Ansicht gewährt, als manchem Physiker, dem durch die Sittenverderbnis, welche die literarischen Kriege nach sich ziehen, seine alten Meinungen lieber als das Objekt selbst, die Natur, geworden sind. Nein! ich halte die Revolution, welche Sie in den Naturwissenschaften veranlaßt, für eine der schönsten Epochen dieser raschen Zeiten. Zwischen Chemismus und Erregungstheorie schwankend, habe ich stets geahnt, daß es noch etwas Besseres und Höheres geben müsse, auf das alles zurückgeführt werden könne, und dies Höhere verdanken wir nun Ihren Entdeckungen.

Lassen Sie es sich aber nicht anfechten, daß diese Entdeckungen, wie alles Wohltätige in der Welt, vielen zum Gift geworden sind. Die Naturphilosophie kann den Fortschritten der empirischen Wissenschaften nie schädlich sein. Im Gegenteil, sie führt das Entdeckte auf Prinzipien zurück, wie sie zugleich neue Entdeckungen begründet. Steht dabei eine Menschenklasse auf, welche es für bequemer hält, die Chemie durch die Kraft des Hirnes zu treiben,

als sich die Hände zu benetzen, so ist das weder Ihre Schuld noch die der Naturphilosophie überhaupt. Darf man die Analysis verschreien, weil unsere Müller oft bessere Maschinen bauen als die, welche der Mathematiker berechnet hat? Nicht die Mathematik, nein, ihre voreilige, unphilosophische Anwendung und die fehlenden Zwischenglieder haben allein die Schuld.

Hier haben Sie, vortrefflicher Mann, eine freimütige Erklärung über einen für die Menschheit so wichtigen Gegenstand. Immer nach außen strebend, fühlt doch niemand mehr als ich Bewunderung für das, was der Mensch aus seiner eignen Tiefe und Fülle schöpft und hervorbringt. Aber was kann meine Stimme, was soll sie in Deutschland bewirken? Die Wahrheit strahlt endlich doch durch die Finsternis durch, und wir haben ja das Glück einer Nation anzugehören, deren Geistestätigkeit mit jedem Jahrzehnt neubeflügelt scheint.

Ehe ich mich aufs neue aus Europa entferne und in das Polareis vergrabe, hoffe ich Sie noch in der Nähe genossen zu haben. Versichern Sie Herrn Walter, Herrn Marcus, Herrn Steffens meiner tiefsten Hochachtung. Ich sehe mit Sehnsucht Ihrem Journale entgegen, in dem Sie uns das Geheimnis des Organismus enthüllen werden.

Ihr

Alex. Humboldt.

Schelling an Windischmann.

Würzburg, 26. Febr. 1805.

Ich habe sehr um Verzeihung zu bitten wegen der langen Zurückbehaltung der Bücher, welche ich, unter vielen Arbeiten, in der Tat aus den Augen verloren hatte, die Sie aber nun erhalten haben werden.

Nach dem Ton, in welchen Sie, auf die in meinem letzten Briefe gemachte Erwähnung, gegen mich gefallen waren, schien es mir ratsam, daß unsre Korrespondenz aufhöre. — Ohne auf den Punkt der Unwürdigkeit Ihres Ausfalls, insofern er ein bloßer Ausfall war, einzugehen,

erwiderten Sie mit neuen und griffen sogar zu den gewöhnlichsten Phrasen gegen den Ernst der Wissenschaft. Wenn ich auch für meine Person davon wegsehen kann, wie ich es sehr leicht kann, so müssen Sie es doch wissen, daß ich, ohne Unbescheidenheit, mehr Achtung von Ihnen zu fordern habe, als Sie durch jene Insinuation beweisen wollten, und daß ich einem Freunde die äußerliche Schicklichkeit wie die innere Festigkeit wünschen darf, nicht in den allgemeinen Ton einzustimmen, welcher sich so gern aller Achtung entschlägt und, wo er sie nicht ganz verweigern kann, sie sich so leicht wie möglich zu machen versucht. — Sie versicherten mich dann weiter: Sie haben nie in dem Verhältnis des Schülers zu mir gestanden und scheinen ein solches Verhältnis für etwas ganz Schmähliches anzusehen. Ich weiß nicht, daß ich Ihnen zu dieser Erklärung Veranlassung gegeben, wohl aber, daß Sie auf keine Weise damit zu eilen gebraucht hätten, indem doch weder die Welt noch ich den jemals als den Schüler irgend eines Menschen ansehen können, der alles auszugleichen bemüht ist. Übrigens habe ich mich nie geschämt, von jemandem zu lernen und oft an andern gefunden, daß es besser ist, vorderhand nur recht Schüler zu sein. Denn bei allem, was man ist, kommt es doch nur auf das recht sein an; viel weniger darauf, was man ist. — Auch die Dunkelheit, die Sie meiner Manier vorwerfen, ist Ihnen sicher noch nie zum Vorwurf gemacht worden, wird es auch wohl nie. Was ich Ihnen von der Sache schrieb, die ich nicht wollte mißbrauchen lassen, deuten Sie zu meiner Sache um. Inwiefern ich sie führe, ist sie denn freilich auch meine Sache, zu deren Wissenschaft ich nicht zufällig gelangt bin und in Absicht Ihrer Schriften noch darauf warte, daß auch Sie wirklich zur Sache gelangen. — Durch laues und unbestimmtes Schreiben Sie enervieren zu sehen, dazu fehlt es mir immer noch mehr an Geduld, als für die Seitenhiebe aus freundschaftlicher Hand. Diese haben inzwischen unleugbar etwas Empörendes, nicht aber, was man einem Freunde noch so hart und unumwunden privatim sagt. Was mein

Herz betrifft, so trage ich es allerdings nicht zur Schau; meine Gesinnung aber verstelle ich niemals. — Daß Sie sich indes doch einbilden können, Ihr Vorwort für Fichte und Jacobi (beim Timäos) habe meinen Unwillen rege machen können, während Sie in Ihrem letzten Ausfall nichts Tadelswertes finden können, ist mir doppelt verwundersam. So ein Gerede von Billigkeit ohne alle Gründe kann in der Tat — nichts rege machen. Sie haben dagegen, wie es sich zeigt, Ihre gute und würdige Meinung von mir nur gelegentlich laut werden lassen. — Indessen unterscheide ich immer, und auch in Ihnen, den Menschen von seinen einzelnen Äußerungen. Wurden Sie, neben dem Anschein eines freundschaftlichen Verständnisses, dennoch getrieben, auch Ihren Beitrag zu dieser Zeit gegen mich anzubringen, so ist Ihnen dies vielleicht ebenso angeflogen, wie irgendeine leichte Tat einem andern. Ich werde also in Ihnen den Menschen, so weit ich ihn für besser und liebenswerter erkenne als seine Äußerungen, nicht aufhören zu achten und mich freuen, Ihnen Beweise davon zu geben. — Bis zu dem oben bemerkten Zeitpunkt (wo Sie zur Sache kommen) bitte ich Sie zugleich, allen literarischen Streit ruhen zu lassen, so wie den persönlichen, dessen Anlaß für mich alle Bedeutung verloren hat.

Leben Sie recht wohl mit Ihrer wackern, lieben Frau: und sorgen Sie, daß Ihre Augen Sie nicht weiter stören, deren Übel mich in der Tat bange gemacht hat.

Ihr Brief vom 9. Februar ist nach der guten Einrichtung unsrer Posten nicht eher als am 18. desselben in meine Hände gekommen.

Schelling.

Windischmann an Schelling.

Aschaffenburg, den 2. März 1805.

Es scheint Ihnen, mein Freund, ganz entgangen zu sein, wessen Inhaltes und Tones der Brief gewesen, der mich zu der in Ihren Händen befindlichen Antwort veranlaßte. Statt mir freundschaftlich zu sagen, worin denn eigent-

lich die Schwächen meiner Schrift bestehen, haben Sie auf die empörendste, mein ganzes Sein herabwürdigende Weise Ihre Indignation an Tag gelegt, was Sie wohl, ohne mir so empfindlich nahe zu treten, hätten tun mögen, wenn Sie nur jener ersten gewiß nicht ungerechten Forderung einigermaßen Genüge geleistet hätten. Ich wollte zuerst ganz schweigen, und dies wäre besser gewesen: denn es hätte Ihnen keine Gelegenheit gegeben zu noch größerem Mißverständnis meiner Gesinnungen, welches mir nun um so kränkender ist, je empörender mir dessen erste Äußerungen waren ...

Schelling an Windischmann.

Würzburg, den 6. Mai[1] 1805.

Ihren Brief habe ich durch Herrn Endres erhalten. Die Freundschaftsversicherungen, die Sie mir darin machen, mußten mir schmeichelhaft sein: wenn ich sie aber nicht auf die Weise erwidere, wie Sie vielleicht erwarten, so bitte ich, dies mir nicht zu verübeln: denn wie ich eine Meinung nicht leicht fasse, ohne überzeugende Gründe, so lasse ich eine gefaßte auch nicht wieder ohne solche fahren: beurteilen Sie nach der Beständigkeit, die ich hierin zeige, die Beständigkeit, der ich in einer zutrauensvollen und wohlgegründeten Freundschaft fähig bin. Ich liebe über alles die Reinheit der Verhältnisse; mit Ihnen glaube ich mich am reinsten in einem ganz objektiven Verhältnis befinden zu können, ehe ich solidere Beweise Ihrer ernstlichen nicht etwa bloß einzeln aufwallenden Freundschaft, wie sie zwischen Männern sich geziemt, erhalten habe. Als solche betrachte ich die angekündigte Selbstrüge nicht, die zu nichts dienen kann. Ihre Achtung können Sie mir nicht durch Komplimente bezeugen, sondern durch eine gerechte Beurteilung meiner Arbeiten und Widerlegung meiner Irrtümer, nicht mit Seitenhieben oder in Buchhändleranzeigen und Selbstrezensionen, ein Mittel, das Sie billig andern

[1] Muß März heißen. (A. d. O.)

überlassen sollten. Derjenige, der je fähig war, Einflüsterungen von Paulus und Konsorten gegen mich Gehör zu geben, oder so schwache Ausfälle zu versuchen, wie noch kürzlich in der Ankündigung Ihrer Physik, die zum Teil eine wahre Resonanz hiesiger heischerer Töne ist, von denen ich nicht erwartete, daß sie sich auch nur bis Aschaffenburg erstrecken würden, ist auch ferner vor Rückfällen nicht sicher, und so lange erlauben Sie mir, meinerseits das reine Verhältnis der Gerechtigkeit und der unparteiischen Beurteilung gegen Sie zu behalten, das ich bisher beobachtet zu haben glaube.

Ich werde versuchen, Wolfs Prolegomena auf der Briefpost wegzubringen: sonst stehen sie Ihnen auch auf der fahrenden zu Dienst.

Wir empfehlen uns bestens Ihrer Frau Gemahlin, und wünschen Ihnen herzlich, recht wohl zu leben.

Schelling.

W., 5. Sept. 1805.

Haben Sie Dank für Ihre schönen und redlichen Bemerkungen über mein Aphorismen[1]: so viel hatte ich nicht erwartet; denn auch Ihre Zeit muß Ihnen teuer sein. Wegen der Idee des Abfalls haben Sie recht; sie läßt sich wohl durch alle Punkte durchführen, und was gegen sie gesagt worden, ist leicht zu beantworten, nur müssen dabei zu viele Worte gemacht werden, weil sie zu vielen Mißverständnissen ausgesetzt ist. Sie ist daher unbequem für den wissenschaftlichen Vortrag der Philosophie, daher ich sie für diesen auch fallen lasse, wie ich sie ursprünglich nur für die Darstellung eines philosophischen Gesprächs aufgenommen hatte.

Was zwischen uns obgewaltet hat, dies soll von meiner Seite ganz verschwinden und ist verschwunden. Ich habe mich überzeugt, daß auch Sie nicht *Ihre* Sache suchen, und was Sie gegen mich im Busen trugen, nicht gegen die

[1] Zur Naturphilosophie.

Sache ging. Ich reiche Ihnen die Hand zum ewigen Bündnis für das, was unsre gemeinschaftliche Religion ist — Darstellung des Göttlichen in Wissenschaft, Leben und Kunst und Verbreitung der Allanschauung und Befestigung derselben in den Gemütern der Menschen. . . . .

Grüßen Sie Ihre liebe Frau mit den zwei kleinen Kindern, und können Sie etwas Weniges abkommen und sich von der Wochenstube entfernen, so kommen Sie hierher auf einige Tage, wo Sie alles in Unruhe und Bewegung finden werden.

Ihr

S.

D. 25. Sept. 1805.

Mit Freude erinnere ich mich Ihrer hiesigen Anwesenheit und danke nochmals für die Beweise von Freundschaft, die Sie mir gegeben. . . .

Es hat sich in mir seit Ihrer Anwesenheit vollends der Gedanke entwickelt, ein eignes philosophisches Journal mit dem nächsten Jahr wieder anzufangen, und zwar ein monatlich erscheinendes.

Es sollte nur ein Jahr dauern, aber den entscheidenden Krieg führen. Nicht streng wissenschaftlich, wie das Kritische: sondern populär im großen Stil, so daß sich die Rede an den Kern des deutschen Volkes wendet und in Klarheit ohne Scheu und Furcht das Höchste ausspricht.

Einiger Freunde bin ich für diese Unternehmung gewiß und deren bedarf ich, wenn wirklich die monatliche Erscheinungsweise (die ich für notwendig halte) beliebt wird.

Wollten Sie sich noch dazu mit mir in Ernst und Liebe verbinden, habe ich keinen Zweifel mehr und schreite zum Werk. Sie müßten sich auf einen bestimmten Beitrag für jeden Monat anheischig machen können.

Die besten Grüße und Empfehlungen von uns beiden an Sie beide.

Ihr

Schelling.

Würzburg, 8. Okt. 1805.

Mit dem heutigen Postwagen ist der Bouterwek abgegangen und Döllingers Physiologie. Jenen habe ich mir zum philosophischen Journal vorbehalten. Den Sinn dieses letzteren habe ich Ihnen, wie ich glaube, schon hinlänglich bezeichnet. Die Zeit ist gekommen, wo unsere Sache eine größere Öffentlichkeit annehmen muß; wo wir reden müssen, nicht zum Pöbel, sondern zum Volk, nicht populär, wie der, welcher dem Gemeinsinn schmeichelt, sondern durchdringend, ergreifend, faßlich wie der Reformator. Schon lange reifte diese Darstellung in meinem Geiste heran, und ich wollte den Anfang derselben durch eine eigne Schrift machen; dazu möchte aber die Ruhe fehlen, und die abgebrochene, aber wiederholt wirkende Form einer zeitschriftlichen Darstellung mußte daher gewählt werden. Von selbst bringt die Idee dieser Unternehmung mit sich, daß gerade diejenigen Seiten der Philosophie, wodurch sie mit dem Leben zusammenhängt, zuerst und fast ausschließlich bearbeitet werden müssen. Manche ihrer Resultate (ich sehe es voraus) werden in dieser Beziehung noch viel heftigeren Widerstreit finden — aber für eine kurze Weile. Es muß sich bald zeigen, auf welcher Seite die Hoffnung zur Wiederherstellung der Lebensschönheit ist, auf welcher das stets wachsende Verderben....

Seit gestern liegen zwei Mann einquartiert in meinem Auditorium und rauchen ihren Lauswenzel. So weit ist es mit jenem gekommen. Leben Sie recht wohl.

Ihr

Sch.

W., den 21. Dez. 1805.

Unter meinen vielen Sünden, liebster Freund, ist dies keine der geringsten, daß ich so faul bin — im Briefschreiben. Es ist dies eine unüberwindliche Schwäche meiner Natur, daß, indem ich im geistigen Produzieren begriffen bin, außer dem mich sonst nichts beschäftigen

kann und die Zwischenaugenblicke dann nur mit dem reinen Nichtstun ausgefüllt werden müssen.

Nun habe ich indes die Arbeit für mehrere Hefte der Jahrbücher vollendet; das zweite ist im Druck, das dritte kann ihm gleich folgen; denn auch von Ihnen hoffe ich binnen einiger Tage oder Wochen das Versprochne zu erhalten.

Ich hoffe, daß, was ich von der Natur, der Materie und der Bewegung geschrieben, Ihre Billigung findet, wenigstens glaube ich nie in größerer Reinheit die wahre Ansicht ausgesprochen zu haben.

Wie es mich schmerzt, daß Sie so lang und viel an den Augen leiden, kann ich Ihnen nicht ausdrücken. Fassen Sie Mut, wackrer Freund, und vergessen Sie im Schaffen und Wirken des physischen Übels, das ja nun doch wohl auch gelindert ist. Kommen Sie wieder hierher, so lasse ich Ihnen keine Ruhe, ehe Sie etwas Gründliches für Ihre Augen unternehmen. Stände mir ein solcher Sorgenbrecher zu Gebot, als Sie mir geschickt haben, ich hätte ihn längst zu Ihnen gesendet, damit Sie nicht mißmutig werden; so aber haben wir hier nichts mehr, als unsern steinschweren Steinwein, der den Kopf nicht erheitert. Zudem, bester Freund, sagte mir Köhler, Sie seien ein entsetzlicher Bon vivant; um also diesem Laster nicht noch mehr Vorschub zu leisten, schicke ich Ihnen keinen Wein, sondern muß auf etwas anderes denken, das das Herz und die Augen wacker macht. — Wenn der Frühling anbricht, an den ich schon mit großer Hoffnung denke, müssen wir, wo es nun sei, zusammenkommen; da wollen wir des Winters miteinander in Lust und Freude vergessen! . . .

Meine Frau läßt sich entschuldigen, daß sie der Ihrigen nicht schreibt; sie ist in diesem Augenblicke wieder die geheime Kanzlistin in Sachen der Jahrbücher.

Leben Sie recht wohl; haben Sie Dank für alle Freundschaft und bleiben Sie gut

Ihrem

Schelling.

Würzburg, den 16. Jan. 1806.

Ich freue mich innig, geliebter Freund, über das Ende Ihrer physischen Leiden und wünsche nichts mehr als die gründliche und völlige Genesung.

Ihre Freundschaftsversicherungen, denen ich aufrichtig glaube, tun mir wohl, in dieser Auflösung aller Verhältnisse, der wir entgegensehen und in der wir zum Teil schon leben, und wo es doppelt nötig ist, daß die, welche das Rechte empfinden und kennen, sich eng aneinander schließen. — Sie glauben nicht, welchen Schwierigkeiten jede gute Unternehmung jetzt zu begegnen hat; so z. B. das projektierte philosophische Journal, dessen Idee ich nicht aufgegeben, das ich aber bis jetzt noch nicht habe realisieren können. Kann ich doch von den Jahrbüchern noch immer nicht das zweite Heft gedruckt bekommen, und wie es mit dem dritten werden soll, ist gar nicht abzusehen.

Ich will dem Himmel danken, wenn ich hier noch so viele Ruhe finde, um das Angefangene zu vollenden; etwas Neues zu beginnen fehlt mir die Lust: denn meines Bleibens wird nicht lange mehr sein. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß wir Fremden, Hergerufenen nicht der neuen Regierung überlassen werden; doch ist uns noch nichts offiziell erklärt! Aber welche Perspektive, nun in das eigentliche Bayern hinein zu müssen.

Sobald ich den ruhigen Fleck der deutschen Erde gefunden habe, will ich etwas Radikales und Gründliches unternehmen, um in diesem Krieg des bösen gegen das gute Prinzip entweder ganz unterzugehen oder völlig zu siegen. Etwas Halbes zu tun hilft nicht, und mehr zu tun erlaubte die bisherige Lage nicht.

Bis sich dies nun alles gefunden hat, so benutzen Sie die Zeit, das Positive zu tun, das Sie tun wollen; dann aber will ich mit Macht und zutrauensvoll Sie aufrufen mitzukämpfen in diesem würdigen Kampf, der bei dem

gleichen Verderbnis aller Grundsätze des Wissens und des Lebens wirklich allgemein werden muß.

In meiner Abgeschiedenheit zu Jena wurde ich weniger an das Leben und nur stets lebhaft an die Natur erinnert, auf die sich fast mein ganzes Sinnen einschränkte. Seitdem habe ich einsehen lernen, daß die Religion, der öffentliche Glaube, das Leben im Staat der Punkt sind, um welchen sich alles bewegt und an den der Hebel angesetzt werden muß, der diese tote Menschenmasse erschüttern soll[1].

In der Tat sind auch diese die Stelle, in welcher alle diejenigen noch zuletzt sich halten und festsitzen, denen die Wissenschaft zu übermächtig geworden ist. . . . .

Leben Sie recht wohl, lieber Freund. Wir grüßen Sie und Ihre liebe Frau aufs beste.

Ihr

Schelling.

W., 21. Febr. 1806.

Unsre Briefe haben sich begegnet. — Es ist mir leid, Ihre teilnehmende Frage wegen meines künftigen Geschicks nicht bestimmter beantworten zu können. Noch schwebt es für mich selbst im Dunkeln; nur so viel ist klar, daß ich nicht hier werde bleiben können. Mancher Plan mußte und muß noch jetzt wegen der Ungewißheit der künftigen Lage aufgegeben werden. . . .

Werden Sie nicht kleinmütig oder kleingläubig, lieber Freund! Lassen Sie nur erst mich die äußere Ruhe wieder gefunden haben, was doch nicht lange währen kann; dann soll jeder Augenblick des Lebens, jede Kraft und jeder Nerv in mir der Ausführung unsres edlen Vorhabens gewidmet sein, das keine Gewalt der Erde rückgängig machen oder vereiteln kann. Nachdem ich gewissermaßen den Anlauf und Angriff des ganzen Zeitalters ertragen

[1] Dem entspricht die Wendung seiner Weltanschauung.

und überstanden habe, ist es ja billig, daß ich hinwiederum dieses Zeitalter angreife; um es mit Erfolg und Kenntnis zu tun, waren auch manche Vorbereitungen notwendig, die ich in der Stille seit geraumer Zeit gemacht habe. — Die Prolegomena folgen hier; aber ich kann sie nur bis in die Mitte des folgenden Monats entbehren, wo wenigstens meine Bücher schon abgehen werden. Fac ut valeas.

Zur Messe kommt eine neue Auflage von der Weltseele; vom Bruno, nebst der Zugabe eines neuen, kleineren Gesprächs.

Schelling.

München, 18. Dez. 1806.

Ich freue mich herzlich der aus dem Herzen gequollenen Schrift, von der Sie mir Nachricht geben. Wen sollte die Zeit jetzt nicht zum Seher oder Sprecher machen? Und doch empfinde ich tief die Unheilbarkeit der Zeit und fahre fort der Zertrümmerung mich zu freuen. Die Dummheit von oben her, die tiefe Gemeinheit der Regierungen, die wir fallen sehen, haben wir uns nicht vorstellen können; jetzt ist sie klar, und ich möchte nicht klagen, sondern wo möglich selbst noch helfen, daß das Alte vergehe. — Die Zeit, wo das vielleicht alle unsere Gedanken übertreffende Neue gepredigt werden und hervortreten kann, ist noch nicht gekommen: ich erwarte eine völlige Versöhnung aller europäischen Völker und wieder eine gemeinschaftliche Beziehung auf den Orient; bewußtlos oder bewußt arbeitet der Zermalmer dahin und ist schon außer den Grenzen, worin er bisher sich hielt. Diese hergestellte Einheit der Beziehung mit dem Morgenland halte ich für das größte Problem, an dessen Auflösung der Weltgeist jetzt arbeitet. Was ist Europa, als der für sich unfruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her eingepfropft und erst dadurch veredelt werden mußte? Wir können des letzteren nicht entbehren, offene, freie Kommunikation mit demselben muß sein, damit das alte Leben des 15. und 16. Jahrhunderts schöner wiederkehre.

Ich habe eine Sorge wegen Ihrer Schrift: Sie möchten sich in die Politik aus dem Standpunkt des Deutschen zu viel eingelassen haben. Nicht daß ich die Gesinnung selbst tadle; aber wer möchte an diese Sache jetzt seine Persönlichkeit verschleudern? Und gefährlich ist immer davon wahrhaft zu reden; halb, versteckt, nicht durchschlagend davon zu sprechen, unwürdig. Verzeihen Sie der Freundschaft, welche Sie darauf aufmerksam macht und Sie warnt, sich zu schaden, wo der Sache nichts zu nützen ist; vielleicht ohne Grund, vielleicht bloß aus Mißverständnis Ihrer Tendenz.

Mit Cotta stehe ich so, daß er meine eignen Schriften bis jetzt ohne Widerrede verlegt hat, aber noch nie eine Empfehlung angenommen. Ich habe eine Probe davon an Ihren Ideen zur Physik gemacht und seit einigen nachherigen Erfahrungen mir vorgenommen, ihm nichts mehr zu empfehlen. —

Eine literaische Neuigkeit, die Sie erfreuen wird! Vor einigen Monaten kam die Nachricht von einem Erz- und Wasserfühler in Italien, ähnlich dem Pennet, Thouvenel u. a. — Franz Baader (ein herrlicher Seher und trefflicher Mensch), Ritter und ich gaben uns alle Mühe, die Sache zur Untersuchung zu bringen. Der für alles Große und Schöne empfängliche Minister hat Geld dazu bewilligt, und Ritter ist vor einigen Wochen abgereist. Die ersten Nachrichten sind da. Die Wünschelrute schlägt jenem Individuum. Dies ist ausgemacht. Welch ein Phänomen, aufschließend die Magie und Obergewalt des menschlichen Wesens über die Natur! Ritter ist mit Campetti (so heißt der Mensch) zu Volta gereist. Dort soll das Faktum zuerst konstatiert und Campetti dann hierher gebracht werden, um alles außer Zweifel zu setzen. — Die Aufgeklärten schreien entsetzlich über die Impertinenz der Natur. Divulgieren Sie das Faktum noch nicht, damit kein vorlautes, einfältiges Geschrei Unberufener entstehe. — Adio.

Ihr

S.

Schelling an Goethe[1].

München, 21. Okt. 1806.

Das Herz zittert uns, wenn wir Sie bei den Begebenheiten in und um Weimar als anwesend denken, und in die Trauer über das allgemeine Schicksal mischen sich die lebhaftesten Bekümmernisse über Ihre uns allen über alles teure Person. Ich habe nach Jena um Nachricht geschrieben: aber ich kann nicht unterlassen, auch an Sie selbst zu schreiben. Auf dem einen oder andern Wege hoffe ich, Nachrichten zu erhalten, beruhigend für alle Ihre Verehrer und Freunde, besonders auch Jacobi, der krank liegend, doppelt niedergebeugt wird durch die Vorstellung des Unglücks, das Ihre Stadt und Gegend betroffen hat. Wir sind diese Tage mit allen unsern Gedanken bei Ihnen und um Sie gewesen.

Mit ewiger Anhänglichkeit und treustem Herzen

Ihr

Schelling.

Goethe an Schelling.

Weimar, den 31. Oktober 1806.

Indem ich Ihren so herzlich freundlichen Brief erhalte, mache ich mir Vorwürfe, daß ich mehrere Blätter nicht abgeschickt, die schon seit dem 16. auf meinem Tische liegen und davon auch eins nach München sollte. Das, was geschehen ist, war leider ziemlich vorauszusehen; doch hatten wir nicht die stolze Furcht, einen Namen in der Weltgeschichte um solchen Preis zu gewinnen. Nun eil' ich, Ihnen, mit lebhaftem Dank für Ihren treuen Anteil, von mir, meiner Umgebung und was mich sonst mittelbar berührt, gute Nachrichten zu geben. Die schrecklich dringenden Ereignisse waren durch ahnungsvolle Tage vorbereitet. Zweiundsiebzig Stunden von Gefahr und Not können wir

[1] Aus „Goethe und die Romantik", S. 247 ff., ebenso die folgenden Briefe.

ohne Übertreibung angeben ..... Jedermann sucht sich herzustellen. Die Kollegien gehen den 3. November wieder an, und wenn der ungeheure Kriegsstrom uns nicht zum zweitenmal berührt, so sollen Sie bald hören, daß Leben und Tätigkeit bei uns noch nicht erloschen sind. Herzliche Grüße an Jacobis, an die Ihrige und alle mein Gedenkende.

G.

Schelling an Goethe.

[Konzept.] München, 16. Nov. 1806.

Ihr Brief vom 31. Oktober ist uns allen beruhigend, ja wir dürfen sagen, erfreulich geworden, da er uns zugleich die Versicherung Ihres allgemeinen Wohlbefindens brachte. In diesen Tagen des Zerfalls kehrt sich unsere Liebe fast von dem Öffentlichen ab, das doch keiner zu retten vermag, und wendet sich ganz den einzelnen Herrlichen zu, in denen wir ein harmonisches Ganzes lebendig und gegenwärtig sehen[1]. Die Welt ist noch nicht arm, wenn ein Geist wie der Ihrige in ihr wirkt und seinen Glanz auf sie wirft. ....

Mit den innigsten Wünschen für Ihr fortdauerndes Wohlbefinden und ewig treuer Verehrung

Schelling.

Schelling an Goethe.

Mit beiliegender kleiner Arbeit[2] erscheine ich einmal wieder vor Ihnen, teurer Gönner, und wage, Sie um ein mildväterliches und belehrendes Urteil anzusprechen..... Ich wünsche einen Wirkungskreis an der hier zunächst zu eröffnenden Akademie der bildenden Künste, wobei ich mehr durch Umgang und Gegenwart als förmliche Lehre einen guten Einfluß haben zu können mit einiger Zuverlässigkeit voraussehe — hieran würde sich die Erfüllung

[1] Auch Schelling war teilnahmlos dem Geschicke des Vaterlandes gegenüber.

[2] Die Rede „Über das Verhältnis der bildenden Künste" usw.

eines alten Wunsches schließen, des der Reise nach den Schätzen der Kunst in Italien und Frankreich. Nach dieser Region, der Kunst, trachte ich meine öffentliche Tätigkeit hinzurichten, fortbauend auf den früher gelegten Grund von Kenntnis des Altertums. Diesem wendet sich mein Geist und Herz immer eifriger zu, nachdem ich den Lehrstand verlassen, um, vom fragmentarischen Wesen erlöst, höhere Form auch für mein Innerstes und Bestes zu gewinnen, dem ich bisher so wenig Genüge tun konnte. Ich habe außerdem gelernt, daß der Philosoph einer exoterischen Basis bedarf, um wirksam zugleich und ruhig zu werden, und glaube, jene mir schaffen zu können, ohne das eigentlich Esoterische zu vernachlässigen; muß es gleich zurücktreten, um später erst in höherer Gestalt wiederzukommen.

Sie haben meine erste Lage in der Welt gemacht; halten Sie es dem alten Glauben zugut, wenn ich so ungescheut von meinen Lebensplänen vor Ihnen spreche und Ihren Rat und Beistand mir erbitte. . . .

München, 17. Okt. 1807.

Schelling.

Schelling an Schubert.

München, 30. Okt. 1807.

Wundern sollt' es mich nicht, geliebter Freund, wenn Sie nach so langem Stillschweigen gänzlich an meiner Freundschaft zweifelten. Zur Entschuldigung kann ich nichts vorbringen, als die seltsame Idiosynkrasie, die mir Briefe zu schreiben fast unmöglich macht, so wie ich mit irgendeiner Geistesarbeit beschäftigt bin, ob ich gleich müßige Augenblicke genug dazwischen mache. Ich glaube, sie ist ein Beweis für die dunkeln Vorstellungen, indem sich die Seele mit dem Gegenstand, den sie ergriffen, auch dann noch fortbeschäftigt, wenn sie ausruht, und daher nicht ohne Unwillen zu einem andern auch dem leichtesten Geschäft abgelenkt wird. Tragen Sie hierinnen meine

Schwäche, die ich nicht verleugne und freiwillig bekenne. Ich beruhigte mich durch die Hoffnung, daß Ritter Ihnen meinen Dank für Ihr mir so höchstinteressantes Geschenk, des zweiten Teils Ihrer Ahndungen, vermelden würde. Zugleich hoffte ich immer, auch den zweiten Abschnitt noch diesen Sommer lesen zu können, wie ich den ersten, über die Verwesung, nicht ohne freudigen Schauder gelesen hatte. Allein die Zerstreuungen des Sommers und Spätjahrs waren zu viele, daher ich Ihnen jetzt etwas Näheres darüber zu schreiben außerstande bin, und nur meine Freude und Bewunderung über das so glücklich gefundene Gesetz, dessen Bestätigung der Himmel selbst gegeben, ausdrücken kann. Sobald ich Ihre astronomischen Lehren ganz durchdrungen, werde ich nicht allein Ihnen darüber schreiben, sondern auch öffentlich meinen Jubel anstimmen. Unbegründetes, untiefes Lobpreisen kann Ihnen keine Freude machen; ich habe andre möglichst aufgemuntert, Ihre beiden Teile zu beurteilen, auch an die Jen. L. Z. meine Meinung von dem Werk geschrieben; aber ich selbst konnte bis jetzt nichts öffentlich darüber sagen. Gewiß wird dieses Ihr Werk in kurzem durchdringen und Sie mit ihm. Wenn von den vielen, die nach dem großen Ziel gerungen, einer den Kranz verdient, so wären es Sie, und stünde mir zu, Kränze zu verteilen, ich wollte den Ihrigen Ihnen selbst auf das Haupt drücken. Ihnen darf nicht bangen: Gott ist sichtbar mit Ihnen gewesen in Ihrem Werk: so wird er auch mit dem Erfolg sein.

Lassen Sie die letzte Trübung zwischen uns vergessen sein; entschuldigen Sie auch, wenn ich zu herbe meinen Unmut geäußert; es tut mir weh, ich leugne es nicht, sehr weh, von Ihnen verkannt zu werden, den ich von Anbeginn an mit Liebe umfaßt hatte. Reden wir davon nicht mehr; es ist nicht gewesen und wird nicht wieder sein. . . . .

Sie fragen mich vielleicht, was ich denn in aller Welt gearbeitet, daß ich weder habe lesen noch schreiben können? — Ich kann freilich nichts aufweisen; dennoch habe ich die Zeit nicht verloren. Eine fast ganz exoterische Arbeit ist von mir gefertigt worden, eine akademische Rede über

das Verhältnis von Natur und Kunst[1], berechnet für ein gemischtes Publikum. Mit ehester Gelegenheit, da ich sie Ihnen ohne Porto zubringen kann, erhalten Sie dieselbe.

Nun leben Sie recht wohl, und lassen mich bald wieder von Ihnen hören. Die Erzählungen aus dem Karlsbad haben mich sehr ergötzt. Goethe habe ich erkannt in dem, was Sie von ihm schreiben. Daß aber ein Astronom es noch einmal mit dürren Worten sagen würde, die Keplerschen und alle Naturgesetze seien Willkür, hab' ich mir doch kaum versprochen. Leben Sie einen heitern und wo möglich frohen Winter mit den Ihrigen durch; es wird, es muß Ihnen wohlgehen. — Ich grüße Sie herzlich

Ihr

treu ergebner Freund

Schelling.

Schelling an Windischmann.

München, 31. Dez. 1807.

. . . . .

Der Lehrer philosophischer Wissenschaft insbesondere hat den Beruf, dem etwaigen Mechanismus und Atomismus des übrigen Studiums entgegenzuwirken, die künftigen Naturforscher frühe zu höheren, geistigen Ansichten zu erheben — und wer könnte zu diesem Zweck wohl trefflicher erfunden werden als Sie? . . . .

. . . . .

Da wir den äußeren Gang der Dinge so wenig in unsrer Gewalt haben, so können wir nicht besser für unsre Ruhe sorgen, als indem wir unsere Pflicht erfüllen und im übrigen den von uns unabhängigen Lauf der Dinge uns so wenig als möglich zu Gemüte ziehen[2]. . . . . .

---

[1] WW. I, 7, 291 ff.

[2] Das ist echter Stoizismus.

Schelling an Schubert.

München, 28. April 1809.

... Was Sie mir von Friedrich Schlegel schreiben, hat mich außerordentlich interessiert, obgleich die Empfindung, welche Ihnen sein Umgang und Gespräch über das böse Prinzip verursacht, eine meiner obigen Äußerungen zu bestätigen scheinen könnte. Ich habe mir bisher, besonders seit der Bekanntschaft mit Ihren Dresdner Vorlesungen, auch nach Ihrem in den Ahndungen aufgestellten Begriff der Reaktion der Basis vorgestellt, daß Sie über diesen Punkt im reinen und völlig in der rechten Ansicht wären. Indes wir besitzen auch geistig manches, wovon wir nichts wissen und zu dessen Bewußtsein uns erst andere bringen müssen. Was mich betrifft, so hat Friedrich Schlegel gemeint, mit seiner krassen, höchst allgemeinen und unvollständigen Schilderung des Pantheismus mich zu schildern. Er und seine Anhänger haben diese Vorstellung meines Systems sogar unter den Pöbel der philosophischen Literatur mündlich schon lange verbreitet. Mit solchem Volk, als man bisher gegen mich aufzuhetzen gesucht, mich einzulassen, habe ich unter mir gehalten. Es war mir daher sehr angenehm, daß er selbst hervorgetreten. Ich habe seiner künstlichen und auf Schrauben gesetzten Polemik eine gerade, unumwundene Erklärung meiner Ansicht entgegengesetzt, und betrachte von jetzt an sein ganzes Beginnen und Wesen als eine Sache, der ich mit aller Kraft wissenschaftlich und literarisch auf jedem Wege entgegenwirken werde. Ich wünsche nichts mehr, als daß die Sache durch das, was ich darin getan, zum offenbaren und entscheidenden Streit komme. Glauben Sie darum nicht, daß ich nicht die größte Hochachtung für Friedrich Schlegel habe. Ich schätze ihn weit höher, als Novalis und alle die andern. Aber ich halte sein jetziges Wollen keineswegs für rein, und sein Beginnen in philosophischer Hinsicht für ungenügend. In dem Werk über Indien herrscht nach

B.s Ausdruck eine wahre Gouvernanten-Philosophie. Fr. Schlegel ist Philolog im höchsten Sinn des Worts; ich betrachte sein jetziges Treiben als eine Rückkehr zu dieser Bestimmung. . . .

Schelling an Windischmann.

München, 9. Mai 1809.

Es ist eine Ewigkeit, daß wir uns nicht geschrieben, und seitdem hat sich der Anfang einer halben Weltgeschichte entwickelt. Wenn bis zur nächsten fahrenden Post sich hier und in Ingolstadt, wo die ganze Auflage des zu dieser Messe fertig gewordenen ersten[1] Bandes meiner Schriften angehalten liegt, eine Gelegenheit findet, die mir meine Exemplare davon überbringt, so erhalten Sie mit jener ein Exemplar dieses Bandes. Sonst wenn die Sperre alles Fuhrwesens noch länger dauert, muß ich noch länger die Ungeduld tragen, mit der ich wünsche, dieses Exemplar in Ihre Hände zu bringen. Dieser Band enthält zwar nur eine eigentlich neue Abhandlung; inzwischen umfaßt diese gewissermaßen die ganze ideelle Seite der Philosophie und gehört zu dem Wichtigsten, was ich seit langer Zeit geschrieben[2]. Wenn ich nicht irre, sagten Sie mir einmal, daß Sie zum Rezensenten dieses Bandes schon lange vorher bestimmt seien. Machen Sie's nur nicht gar zu arg damit, wenn die Sache etwa Ihren Beifall nicht hat. Im entgegengesetzten Fall aber, und wenn Sie darin einen eigentlichen Fortschritt der Wissenschaft erkennen, geben Sie auch der Wahrheit die Ehre und zeichnen Sie diese Abhandlung aus als etwas Besseres denn die Nebelgebilde unserer Zeit. Besonders in der polemischen Beziehung, welche die Abhandlung hat, bitte ich Sie um ein kräftiges, lebendiges Wort. Ich weiß, daß Sie nicht wie Fr. Schlegel denken, dessen verdeckte Polemik ich in eine offne zu verwandeln gesucht habe. Sein höchst krasser und

[1] und einzigen!

[2] Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit, WW. I, 7, 331ff.

allgemeiner Begriff des Pantheismus läßt ihn freilich die Möglichkeit eines Systems nicht ahnden, worin mit der Immanenz der Dinge in Gott Freiheit, Leben, Individualität, desgleichen Gutes und Böses besteht. Er kennt nur die drei Systeme seines indischen Buchs; das Wahre liegt aber gerade zwischen diesen dreien mitten inne und hat die organisch verflochtenen Bestandteile eines jeden in sich. Es gibt einen (aber auch nur einen) Punkt, bei dem die Vorstellung der Emanation anwendbar ist, einen (aber auch nur einen), wo die des Dualismus, und endlich wieder einen, wo die Indifferenz des Pantheismus. Ich glaube, diese Punkte in meiner Abhandlung mit zuvor nie erreichter Deutlichkeit bezeichnet zu haben. Die Privatmeinung Fr. Schlegels ist ein alles zerreißender Dualismus, ein eigentlich böses Grundwesen, das über das böse Prinzip im Christentum noch weit hinausgeht. . . .

Fr. Schlegel hat unter der Hand eine Partei gegen mich aufzubringen gesucht; mit solcher Misere als dieser wollte ich mich nicht abgeben. Sehr erwünscht war mir darum sein Hervortreten. Sie können den inquisitorischen Geist in Sachen der Philosophie gewiß nicht billigen; darum arbeiten auch Sie dagegen. Ein Täufling Fr. Schlegels scheint auch der bewußte Molitor zu sein. Ich bitte Sie doch, tun Sie diesem verworrenen Kopf keinen Vorschub, der mit echt jüdischer Unverschämtheit über Systeme deräsonniert, da er von Rechts wegen den Schüler machen sollte. Sind wir vor acht und neun Jahren und seitdem die ganze Zeit solche Lumpenhunde gewesen, daß ein solcher Mensch, cui crassa Minerva, uns zurechtweisen und des Besseren belehren könnte? — Mir dünkt, die Einsichtigen sollten sich fester als je zusammenschließen. Wenn etwas Tüchtiges, Bleibendes, der deutschen Nation zur ewigen Lehre und zum Ehrendenkmal Dienendes aus den wissenschaftlichen Bewegungen unserer Zeit hervorkommt: so ist es auf unserm Wege. Noch sind wir nicht am Ziel; aber die andern sind nicht einmal auf dem Weg dazu und betrachten die gewonnene Freiheit des Geistes nur als Freiheit zum Unsinn, zum Herumschwärmen und

zu dem lächerlichen Dünkel, daß jeder gern sein eignes Kirchlein bauen möchte, anstatt mit vereinten Kräften ein großes Münster deutscher Wissenschaft zu erbauen. — Es ist leider wahr, daß Fr. Schlegel mit den Österreichern hier in Bayern und schon zu Landshut eingerückt war. Zu welchen Abenteuerlichkeiten reißt diesen trefflichen Geist der furor fanaticus fort! — Leben Sie recht wohl und schreiben Sie bald

Ihrem

Schelling.

Pauline Gotter an Schelling.

Gotha, den 23. September 1809.

So ist sie denn nicht mehr, diese teure unvergeßliche Freundin[1], die in unsren Herzen wohnte wie eine zweite Mutter, die wir mit kindlicher Zärtlichkeit und Liebe verehrten; so ist sie von uns geschieden, und wir werden sie erst da wiedersehn, wo keine Entfernung, kein irdisches Band uns von ihr scheidet! — Wie ist mir das Herz zerrissen! — Seit gestern, wo diese schmerzliche Nachricht zu uns drang, kann kein andrer Gedanke, keine andere Empfindung die unaussprechliche Betrübnis unterbrechen, in die wir alle versetzt sind. Was Sie erst leiden müssen, wie es Ihnen geht? das liegt uns nun zunächst am Herzen. Sie waren ihr das Teuerste auf der Welt, in Ihnen fand sie noch alles, was ihr das Leben lieb machen konnte, Ihnen wurde noch der Trost ihr die Augen zuzudrücken, deren heitrer Glanz uns nun nicht wieder erfreuen soll. —

Wie waren wir so ganz ihr eigen: aller Enthusiasmus eines jugendlichen Herzens war ihr geweiht, ich hätte ihr alles opfern können, und mit welcher Freude! — Seit Jahren waren meine Wünsche, meine Hoffnungen sie wiederzusehn, ihr tätig zu beweisen diese Anhänglichkeit. Wir fühlten uns so reich von ihr geliebt zu sein, und nun zerstört ein Augenblick, was so viel Jahre erst bauen konnten. Ach, mir scheint die halbe Welt in ihr untergegangen, und es ist kein Kummer, kein Schmerz, der nur im Augenblick

[1] Caroline starb am 7. September.

heftig faßt und den die Zeit bald mildert, nein, ich fühle es zu gut, es ist ein Schmerz, der immer so bleiben wird; denn nichts kann es ersetzen, es kann nie wieder so werden. — Aber ich sollte Sie nicht, mit den ungestümen Ausbrüchen unsres Jammers, noch weicher machen. — Verzeihen Sie, und wenn es Ihnen möglich ist, lassen Sie bald etwas von sich hören. Unsre Liebe zu ihr war das Band unsrer Freundschaft, dieses ist zerrissen, aber das Andenken dieser herrlichen Freundin halte uns verbunden. Lassen Sie uns mitfühlend aneinander denken, das wird auch ungeachtet der Entfernung wohltätig auf uns wirken. Leben Sie wohl, Ruhe und Trost sei mit Ihnen.

Pauline Gotter.

Schelling an Louise Gotter, geb. Stieler.

Stuttgart, den 24. Sept. 1809.

Sie wissen es nun bereits, verehrteste Freundin der ewig teuren Carolina, daß die beste, geliebteste Frau für dieses Leben nicht mehr ist. Ihnen als ihrer treuesten Freundin hätte diese betrübte Nachricht billig nicht zuerst durch Fremde zukommen sollen; aber der unsägliche Schmerz erlaubte mir kaum den einen nötigsten Brief an den Bruder in Haarburg zu schreiben: noch immer fehlt mir die nötige Fassung, und ich weiß nicht, wie ich imstande sein werde, Ihnen auch nur die Hauptumstände zu melden. Doch ist der Gedanke, an Sie zu schreiben, tröstend für mich. Ich weiß, auch Ihre Tränen fließen bei dem schmerzlich-süßen Andenken, wie die Ihrer lieben Töchter. Auch Sie alle haben eine Freundin an ihr verloren, wie es keine oder wenige gibt — und Sie begreifen meinen Schmerz, Sie können ahnen, wie viel ich verloren habe. —

Caroline wünschte mit wahrer Sehnsucht die Reise nach dem Württembergischen; sie bedurfte der Erholung: zwei Monate hatte sie meiner gewartet, da ich fast seit dem Frühling krank war. Die sonstige Ordnung hatte sich verkehrt: immer besorgt für ihre Gesundheit wurde ich nun der Gegenstand ihrer Sorgen — ach die viele Mühe, die

ihr meine Wartung verursachte, hat ohne Zweifel die Schwäche vorbereitet, die der Krankheit nachher so schnelle Wirkung verstattete. Wir verließen München am 18. Aug., sie fröhlich, heiter, wie immer auf der Reise, ohne Anstoß in ihrer Gesundheit; wir eilten über hier nach Maulbronn, einem württembergischen Kloster, dem Aufenthaltsort meiner guten Eltern, bei denen ich vor sechs Jahren mit Caroline fast den ganzen Sommer gelebt hatte und denen sie äußerst lieb und ergeben war.

Mich hat auf der ganzen Reise ein drückend schmerzliches Gefühl begleitet, das ich mir nicht zu erklären wußte, wie ich den ganzen Sommer mehr gemüts- als körperlich krank war: ihr Tod hat eine schreckliche Klarheit auf dieses wunderbare Gefühl geworfen. Sie schien wenigstens keine bewußte Ahnung zu haben: das einzige, was alle meine Verwandten bemerkten, war, daß sie diesmal so ganz besonders liebevoll und zärtlich gegen alle war, recht als ob sie noch mit ihnen ableben wollte: allen schien sie wie verklärt zu sein und schwebt ihnen jetzt nach ihrem Tode wie ein göttliches Wesen vor. Auf einer kleinen Nebenreise von Maulbronn aus — in eine der schönsten Gegenden dieses Landes — die auch ihr Wunsch war, die aber — ach! ich bin es nur zu gewiß — mit zur Erschöpfung ihrer Kräfte beitrug, so sehr sie sonst durch Bewegung und Reisen gestärkt wurde — auf dieser ganzen Reise war sie auf eine wunderbare Art still und in sich gekehrt, wenngleich bei dem äußeren Ausdruck der völligsten inneren Heiterkeit. Hundertmal trieb es mich, sie zu fragen, warum sie so still sei, und immer wurde ich durch die Gesellschaft daran verhindert. Ich sehnte mich innig, mit ihr wieder allein und zu Hause zu sein: aber wenige Stunden nach der Rückkehr zeigten sich auch die ersten Anfälle der Krankheit.

In der Gegend von Maulbronn hatte schon seit einem Monat eine epidemische Ruhr mit Nervenfieber grassiert: nur Maulbronn war bis zu unsrer Ankunft noch immer verschont geblieben. Erst am zweiten Tag unsres Dortseins wurde die Frau eines dortigen Professors Pauli

davon ergriffen. Noch vor drei Jahren hätte ich bei der ersten Nachricht davon den Unglücksort verlassen und Caroline gerettet. Damals wachte ich beständig über sie und beobachtete jeden Schritt, der ihr gefährlich werden konnte. Seitdem sie in der gesunden Luft Münchens neu aufgeblüht ist und so stark und gesund geworden war, daß sich alle meine Verwandte beim Wiedersehen darüber verwunderten, seit dieser Zeit war ich sicherer geworden und überließ sie in allem ihrer natürlichen Freiheit. Bei der Rückkehr von jener Reise war ihre erste Frage: was die gute Professorin Pauli machte (die sie übrigens nie gesehen hatte, an der sie aber vielen Teil nahm). Die Antwort war: sie sei gestern gestorben! — Einige Stunden nachher kamen die ersten Anfälle mit einigen schnell aufeinander folgenden Ausleerungen: Caroline scherzte noch selbst darüber und fürchtete nichts; auch wurden durch die Anwendung der gewöhnlichen Hausmittel die Anfälle vorderhand zurückgehalten; aber spät am Abend stellten sich Schmerzen und Fieber ein und schon am andern Morgen, da ich frühe vor ihr Bette trat, sagte sie zu mir die Worte: „Ich fühle die Destruktion solche schnelle Fortschritte machen, daß ich glaube, ich könnte diesmal — sterben!“ Ach, sie hatte nur zu wahr geredet! — Schon der erste Anblick, die auffallende Veränderung ihres Gesichts zeigte die Heftigkeit der Krankheit: ihr Puls setzte mich in den äußersten Schrecken. Ich redete ihr den Gedanken aus, ob ich gleich meine Bestürzung nicht ganz verbergen konnte, alles zeigte, daß sie von der unseligen Krankheit ergriffen sei. Von diesem Augenblick an wurde alles aufgeboten sie zu retten. Ich übergab sie dem Maulbronner Arzt, einem allgemein für geschickt gehaltenen Mann, der eine Menge Kranker in der ganzen Gegend an der nämlichen Epidemie behandelt hatte. Ein Expresser ging nach Stuttgart, meinen Bruder zu rufen, der hier als praktischer Arzt in besondrem Ansehen steht und zu dem auch Caroline das größte Zutrauen hatte. Aber leider kam er zu spät, da keine Hilfe mehr war. — Lassen Sie mich diese Tage des Schmerzes und der schrecklichsten

Furcht übergehen! Die einzige wenngleich schwache Beruhigung ist, daß Caroline jede Art von Hilfe und Wartung genossen hat, die sie bedurfte. Bei dem höchstschmerzlichen Gedanken, daß sie auf der Reise, nicht im eignen Hause hinscheiden mußte, ist dies das einzige Tröstende, daß sie wenigstens in den Armen zärtlicher Eltern gestorben ist. Die großen Schmerzen, die mit dieser Krankheit verbunden sind, hat sie fast nur einen Tag und mit der edelsten Standhaftigkeit und wahrer Geistesgröße getragen. Ihre letzten Tage waren ruhig: sie hatte kein Gefühl von der Gewalt der Krankheit noch der Annäherung des Todes. Sie ist gestorben, wie sie sich immer gewünscht hatte. Am letzten Abend fühlte sie sich leicht und froh; die ganze Schönheit ihrer liebevollen Seele tat sich noch einmal auf; die immer schönen Töne ihrer Sprache wurden zur Musik; der Geist schien gleichsam schon frei von dem Körper und schwebte nur noch über der Hülle, die er bald ganz verlassen sollte. Sie entschlief am Morgen des 7. Septembers, sanft und ohne Kampf: auch im Tode verließ sie die Anmut nicht; als sie tot war, lag sie mit der lieblichsten Wendung des Hauptes, mit dem Ausdrucke der Heiterkeit und des herrlichsten Friedens auf dem Gesicht. — — Ach, solange sie noch dalag, solange ich noch die letzten Reste von ihr mit meinen Tränen benetzen konnte, war ich nicht ganz unglücklich; nie kehrte ich von dem Anblick zurück ohne gestärkt und getröstet zu sein, so heiter war ihr Ausdruck. Ach, endlich mußte ich mich auch von dem letzten trennen; ich begleitete sie zu ihrem Grab, wohin sie mit jeder Feierlichkeit gebracht wurde, die zur Ehre der edeln Verstorbenen gereichte, der ich leider! im Leben nicht alle die Ehre hatte erzeigen können, die ich gern wünschte. Nun ruht sie in dem stillen Tale, an dessen romantischem Anblick ihr Auge oft mit stiller Schwermut gehangen hatte; an einer Stätte, wo einst auch meine guten Eltern ruhen werden.

Dies war das Ende Ihrer — meiner Caroline. Ich stehe da, erstaunt, bis ins Innerste niedergeschlagen und noch unfähig, meinen ganzen Jammer zu fassen. Meine

Verwandten haben mich jetzt hierher geführt; aber mein Herz und alle meine Gedanken sind dort, wo ich sie leiden und sterben sah und wo ihre Hülle schlummert. — Welch ein schrecklicher Kreis von Verhängnissen wird durch diesen Tod geschlossen! Vor neun Jahren raffte die nämliche Krankheit auf der Reise die liebliche Tochter dahin; jetzt ebenfalls auf der Reise unterliegt ihr das teure Leben der Mutter. Ihr ist jetzt wohl; der größte Teil ihres Herzens war schon längst jenseits dieses Lebens. Mir bleibt der ewige durch nichts als durch den Tod zu lösende Schmerz, einzig versüßt durch das Andenken des schönen Geistes, des herrlichen Gemüts, des redlichsten Herzens, das ich einst in vollem Sinne mein nennen durfte. Mein ewiger Dank folgt der herrlichen Frau in das frühe Grab. Gott hat sie mir gegeben, der Tod kann sie mir nicht rauben. Sie wird wieder mein werden, oder vielmehr sie ist mein auch in dieser kurzen Trennung. — —

Sie, verehrte Frau, sind eine von den wenigen, mit denen ich ganz nach meinem Herzen von Caroline reden darf. Sie haben nie aufgehört sie zu lieben, und auch ihr Herz gehörte Ihnen. Lassen Sie einen Teil der Freundschaft, die Sie zu der Lieben getragen, auf mich übergehen. Ich werde einen Trost darin finden, von denen, welche sie im Leben geliebt, mit Freundschaft angesehen zu werden. Lassen Sie mich ein teilnehmendes Wort von Ihnen und Ihren lieben Töchtern hören!

Könnte ich die letzten Briefe, die Ihnen Caroline geschrieben, erhalten, so würde mich dies erquicken[1]. Ich sammle jede Reliquie der Teuren. Die Briefe sollen Ihnen nicht verloren sein. Erhalte ich bald ein Wort von Ihnen, so trifft es mich noch hier. Den harten einsamen Rückweg nach München muß ich antreten. Ich habe noch die heilige Pflicht auf mir, die Verlassenschaft der Seligen in Ordnung zu bringen. Dieser Gedanke wird mir Kraft geben, in das öde Haus zurückzukehren, wo zugleich das

[1] Caroline hatte fleißig mit der Gotterschen Familie, der Mutter und den drei Töchtern, am fleißigsten mit Pauline Gotter korrespondiert. (A. d. O.)

süße Andenken an sie durch jeden Gegenstand erneuert wird.

Leben Sie wohl, edle Frau, mit allen den Ihrigen; möge nie ein ähnliches Ereignis Ihre weiteren Tage trüben! Ich empfehle mich Ihnen allen und bin und bleibe mit der innigsten Hochachtung

Ihr

ergebenster

Schelling.

Schelling an Pauline Gotter.

Stuttg., 9. Okt. 1809.

Sie schrieben mir, edle Pauline, noch ehe mein Brief in Ihren Händen sein konnte. Daran erkenne ich Ihr Herz, das wohl wert war, von der edlen Toten so geliebt zu sein. Es genügt Ihnen nicht, über diese zu trauern: Sie gedenken auch des armen Verlassenen, der allein zurückgeblieben ist von einer Verbindung, die auf Leben und Tod geschlossen war. Auch diese Teilnahme danke ich noch der ewig Geliebten: sie war Ihnen so gut und beschäftigte sich noch in der letzten Zeit so viel mit Ihnen, daß das Wort, das von Ihnen kommt, fast ist, als ob es von ihr käme. Ich nehme es mit Dank, ich nehme es mit inniger Rührung auf. Sie reichen mir in Ihrem Brief den wahren Trost. Sie glauben nicht, daß irgend etwas oder irgendeine Zeit diesen Schmerz mildern könne: Sie fühlen, daß er ewig ist. — Sie fühlen es, und ich sollte anders fühlen? O halten Sie den Ausbruch Ihrer schönen Empfindung nicht zurück! So tief meine Traurigkeit ist — es liegt eine Süßigkeit darin, die ich um die Freuden aller andern Menschen nicht vertauschen möchte. Ich glaube es jetzt, daß wir alle glücklicher sind im Schmerz als in der Freude.

In dem Briefe an Ihre teure Mutter habe ich alles geschrieben, was ein bewegtes Herz und durch große Leiden geschwächte Besinnung von dem Ende der Geliebten zu schreiben verstatteten. O, es war ein wunderbarer, außer-

ordentlicher Tod, mit Umständen, die sich nur mündlich frommen Herzen erzählen lassen und die den höheren Willen, der sie abrief, fast sichtbar machten.

Noch oft wollen wir davon reden, so wie von ihr, der einzigen ewig Unvergeßlichen.

Ich nehme Ihr Wort an, beste Pauline, das Sie auch im Namen der Schwestern und der Mutter sagen. Sie uns immer verbunden bleiben durch das gemeinschaftliche Andenken. Ich werde mich nicht ganz verlassen glauben, wenn die, welche Caroline in ihrem Leben so ganz besonders geliebt, auch nach ihrem Tode eine Empfindung der Freundschaft für mich behalten.

Nehmen Sie es nicht als unbescheidne Bitte auf, wenn ich den Wunsch ausdrücke, daß Sie nicht bloß mitfühlend an mich denken, sondern daß Sie mir auch, so oft Sie können, schreiben mögen. Ich werde immer mit Gewissenhaftigkeit antworten; und wenn dort ein Bewußtsein unsrer Schmerzen die Ruhe der Seligen stören könnte, so würde Caroline Ihnen danken für alles, was Sie an dem Verlassenen tun, für jedes Wort der Erquickung, das von Ihnen herfließt.

Ihr letzter Brief hat den Umweg über München hierher gemacht. Sie sehen, daß ich noch nicht zurück bin. Meine Verwandten haben mich vor 14 Tagen hierher gebracht, wo sie jetzt alle beisammen sind. Morgen mache ich noch eine Wallfahrt nach Maulbronn, um mich von den letzten Resten der Geliebten zu trennen; dort ruhn sie in klösterlicher Einsamkeit in dem Lande, das mir das Leben, ihr den Tod gab.

Binnen 14 Tagen findet mich ein Brief schon in München. Der einsame Rückweg wird zerreißend sein, aber der Anblick der Umgebung, in der mir zuletzt mit ihr zu leben gegönnt war, der Ordnung, die noch von Ihrem Geiste zeugt, wird mich mit süßer, wehmütiger Wonne erfüllen.

Ich küsse der Mutter die lieben Hände, und grüße Sie und die Schwestern mit dem besten herzlichsten Gruß.

Schelling.

Schelling an Philipp Michaelis.

München, den 29. Nov. 1809.

Rechnen Sie es, bester Schwager, meinem innern und äußern Zustand zu, deren einer immer den andern schmerzlicher macht, daß ich so spät erst auf Ihren Brief vom 25. September antworte, der mir in manchem Betracht so tröstlich gewesen ist. Ich hätte Ihnen noch von Stuttgart schreiben sollen, wenigstens um zu danken für den Anteil, den Sie bei eignem Schmerz an dem meinigen nehmen, für die Bezeugung Ihrer Gesinnungen gegen den verlassenen Freund der verewigten Schwester. — Immer meinte ich, früher nach München zurückzukehren. Die Sorge meiner Eltern hielt mich zurück und das eigne Gefühl, dem Eindruck der vorigen Umgebungen noch nicht gewachsen zu sein. Ach, Herz und Gefühl machen jede Berechnung zuschanden. Es ist, als hätte mein Leiden hier erst recht angefangen; es scheint, daß ein solcher Schmerz mit der Zeit eher zu- als abnimmt. Jn je größere Ferne sie mir tritt, desto lebhafter fühle ich ihren Verlust. Sie war ein eigenes, einziges Wesen, man mußte sie ganz oder gar nicht lieben. Diese Gewalt, das Herz im Mittelpunkte zu treffen, behielt sie bis ans Ende. Wir waren durch die heiligsten Bande vereinigt, im höchsten Schmerz und im tiefsten Unglück einander treu geblieben — alle Wunden bluten neu, seitdem sie von meiner Seite gerissen ist. Wäre sie mir nicht gewesen, was sie war, ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß dies Meisterstück der Geister nicht mehr ist, dieses seltne Weib von männlicher Seelengröße, von dem schärfsten Geist, mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzens vereinigt. O, etwas der Art kommt nie wieder! Wie glücklich sind Sie, sich sagen zu können, für dies edle Wesen gehandelt, ihr Aufopferungen gemacht zu haben. Hätte ich Jahre noch zu leben, ich wollte sie alle mit ihr teilen, ja gern jeden Tag, den ich mit ihr wäre, mit einem Blutstropfen bezahlen, um mit ihr zu sterben. . . . — Die sanftesten Ahnungen scheinen hier noch ihrem Tode voran-

gegangen zu sein. Einer Frau von Stengel, die vom ersten Augenblick der Bekanntschaft mit ganzer Seele an Carolinen hing, wie diese an ihr, fiel sie am letzten Tage auf die Worte: „Nun, ich sehe Sie bald wieder“ — (außerdem erschöpft vielleicht durch die Unruhen des letzten Tags) mit den Worten um den Hals — „Vielleicht nie wieder.“ —

Wir sahen uns den ganzen Nachmittag nicht, da ich noch vieles außer dem Hause zu besorgen hatte; ich kam erst um 10 Uhr zum Nachtessen. Dabei war ihr erstes Wort: Schelling, wenn ich zurückkomme, wünsche ich doch eine andere Wohnung. Ich nahm das wenn für wann (quand) und bemerkte ihr, daß es um die Zeit unserer Zurückkunft zum Wechsel zu spät sein würde. Mit manchen Gefühlen von Kränklichkeit usw. mochte sie mich verschonen wollen, weil ich krank war. — Einmal im Fenster zu Maulbronn sagte sie mir: Schelling, glaubst Du wohl, daß ich hier sterben könnte? Ich erinnerte mich erst lange nachher wieder dieser Worte; damals nahm ich sie als Ausdruck vom Klösterlich-melancholischen der Gegend. Wie sollte ich auch dergleichen Gedanken hegen — ich war ja der Kranke, sie die Gesunde! — Die ganze letzte Zeit war sie sanfter und lieblicher als je, ihr ganzes Wesen in Süßigkeit aufgelöst. Bei der Rückkehr von der kleinen Nebenreise konnte ich fast nicht erwarten, mit ihr wieder allein zu sein — wenige Stunden nachher kamen die ersten Anfälle. Und doch lag seit Anfang des Sommers das drückendste Vorgefühl eines nahen Unglücks auf mir — es war eine Ursache meiner Krankheit. — Ach, es gibt doch keinen andern Trost, als den, von dem Sie so zweifelhaft reden. Aus Weichherzigkeit würde ich ihn nicht ergreifen, wenn nicht Verstand und Überlegung, die in diesem dunklen Ganzen sonst nirgends einen Ausweg sieht, mich längst auf diesen Standpunkt gestellt hätten. Ich sammle alle Reliquien der Teuren aus der letzten Zeit. Enthält ihr letzter Brief nichts, das zwischen Ihnen und ihr bleiben muß, so bitte ich, lassen Sie ihn mir zukommen, er soll bald wieder in Ihren Händen sein.

Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, sie wird meinem Herzen teuer sein. Ich weiß, was Sie für Caroline getan haben. Es würde mir eine wehmütig frohe Empfindung gewähren, Sie einmal persönlich zu begrüßen.

Der Himmel segne Sie und Ihre Familie! Ich bin mit achtungsvollster Freundschaft der

Ihrige

Schelling.

Schelling an Windischmann.

München, den 14. Januar 1810.

Daß ich Ihren Brief nach Maulbronn nicht beantwortet, geliebter Freund, haben Sie sich selbst erklärt; Ihr zweiter Brief drückt es ganz aus, wie zart Sie für mich gefühlt, wie sehr Sie erkannt, daß hier von keinem bloß persönlichen Verlust die Rede sei, daß die Welt ärmer werde durch solchen Tod. — Nie werde ich Ihr und anderer besserer Freunde schönes Gefühl hierbei vergessen, es verknüpft mich noch inniger auf die ganze Lebenszeit mit Ihnen; denn wenn die, die ich verlor, mein Herz selbst war und bleibt, so sind die meinem Herzen am nächsten, die sie am meisten erkennen. S i e ist nun frei und ich bin es mit ihr: das letzte Band ist entzweigeschnitten, das mich an diese Welt hielt; all mein Liebes deckt das Grab, die letzte Wunde öffnet und schließt, je nachdem wir's denken, alle übrigen. Ich gelobe Ihnen und allen Freunden, von nun an ganz und allein für das Höchste zu leben und zu wirken, so lang ich vermag. Einen andern Wert kann dieses Leben nicht mehr haben; es in Unwert zuzubringen, da ich es nicht willkürlich enden darf, wäre Schmach; die einzige Art es zu ertragen ist, es selbst als ein ewiges zu betrachten. Die Vollendung unseres angefangenen Werks kann der einzige Grund der Fortdauer sein, nachdem uns in der Welt alles verschwunden — Vaterland, Liebe, Freiheit. Zählen Sie auf mich, rechnen Sie auf mich — ich werde alle Kräfte aufbieten; erst dann, wenn es nicht gelingt, dann beklagt mich,

Freunde; dann erst ist mir nichts mehr geblieben — dann bin auch ich wirklich tot, sollte ich auch noch atmen und vegetieren.

Krankhaft seit ich hier bin, konnte ich nicht schreiben. Sie erhalten Ihre Rezension nebst den andern dazu gehörigen Papieren zurück. Ihre Beurteilung, die mein Werk lobt, wieder loben mag ich nicht; das Rechte versteht sich unter Freunden von selbst. Mit Ihrer Sprache allein bin ich hier und auch anderwärts nicht immer zufrieden. Sie scheinen mir, was diese betrifft, noch in einem Streben begriffen und zur rechten Ruhe noch nicht gekommen zu sein. Wir müssen einmal da hindurch, daß wir uns bestreben kunstmäßig zu schreiben; aber dies muß kein Ziel haben, alles muß wieder natürlich werden, leicht, der Gedanke nicht dem Wort und der Wendung, sondern diese jenem angegossen, als ob es eben nicht anders sein könnte und von selbst so gekommen wäre. . . . .

Ich habe gefühlt, daß ich hier nicht gesund werden kann, und gehe nun mit einem neuen viermonatigen Urlaub vorerst nach Stuttgart, wo wenigstens die Natur und dem größten Teile nach auch die Menschen anders und menschlicher sind, denn hier. In München könnte man wirklich versauern oder versteinern. Schreiben Sie dorthin und leben Sie wohl und froh mit den Ihrigen. Ein Riß in die Welt geschieht doch wohl auch wieder, eh' der Frühling kommt. Adieu, Lieber.

S.

Schelling an Pauline Gotter.

Stuttgart, d. 12. Februar 1810.

Hier, in der freundlicheren Umgebung, wollte ich Ihnen, beste Pauline, zuerst wieder schreiben. — Ich glaubte dem Eindruck der Gegenstände in München gewachsen zu sein. Ich irrte mich. Eine ansehnliche Wohnung, in die ich allein zurückkehrte, erfüllte mich mit grauenhaften Vorstellungen einer fürchterlichen Öde: selbst die Fülle, die ihr sonst zum Schmuck gereichte, wurde

bedrängend durch ihren Kontrast mit meiner persönlichen Einsamkeit, die Leerheit der Menschen dagegen doppelt fühlbar, seitdem ich ihnen allein gegenübergestellt war. Meine Gesundheit erlag zu gleicher Zeit; ich war über einen Monat empfindlich krank und unfähig zum Schreiben, wenn ich auch die zerrüttete Gestalt meines Innern Freunden hätte zeigen mögen. Dieser Zustand konnte nicht anders als durch Entfernung aus der vorigen Umgebung geändert werden. . . . — Ihre Briefe lese ich noch oft in Stunden süßer Wehmut und freue mich Ihrer mitfühlenden Herzen. Glauben Sie doch nie, wie Sie in Ihrem Briefe es ausdrücken, daß ich je Ihrer vergessen, je Ihnen fremd werden kann. Mein langes Stillschweigen habe ich Ihnen erklärt. Ein großer Schmerz kann nur in der Einsamkeit überwunden werden: wir müssen den ganzen bittern Kelch austrinken, um uns mit Besonnenheit nach den Mitteln der Fassung umzusehen, die uns noch übrig sind: selbst ein Engel, vom Himmel gesandt, kann ihn nicht von uns nehmen. Hier drang ein doppelter Schmerz auf mein Inneres ein und aus meinem Innern hervor. Nun die Liebe nicht mehr war, nun erst hatte ich auch Augusten ganz verloren. Iphigenias Gesang: Es ist geschehen, all die Lieben deckt das Grab, ist mein tägliches Lied.

Nehmen Sie nun den Freund freundlich auf, so wie er sich wiedergefunden und den Schmerz nicht verloren, aber ganz gefaßt und begriffen hat. Lassen Sie ihn oft die sanften Töne Ihrer Stimme hören — (singt Pauline auch?) — und helfen Sie ihm vollends die Fassung gewinnen, die des heiligen Gefühls würdig ist, das ihm ewig bleiben muß, das in süßen Schmerz übergehen aber nie aufhören kann, Schmerz zu sein.

Es gibt so manches, worüber wir — denn ich rechne darauf, daß auch Sie nicht aufhören mir zu schreiben — uns freundlich unterreden können. Z. B. die Wahlverwandtschaften![1] Wie denkt man bei Ihnen davon — oder

[1] Goethe hat zu General v. Rühle gesagt, er habe die erste Anregung zu den „Wahlverwandtschaften“ von Schelling erhalten.

vielmehr, wie denkt Pauline darüber? so weit nämlich das Buch sie anregen kann. — Wissen Sie etwas über des Verfassers Gedanken dabei? wann und wo er es geschrieben? Auch dies interessiert mich.

Mir schien es, daß wenige oder fast niemand von meiner Bekanntschaft den rechten Gesichtspunkt dafür habe, so klar er für jeden, dem er nicht überhaupt fehlt, bezeichnet ist; und die teils abgeschmackten, teils bloß äußerlichen Beurteilungen, die in öffentlichen Blättern stehen sollen, deuten auch auf kein besseres Verständnis. In München haben sich ordentlich Parteien darüber gebildet; namentlich die edle Familie, von der, wie ich sehe, auch Caroline in den letzten Briefen an Sie noch geschrieben, machte sich's zum Geschäft, es auf alle Weise herabzusetzen.

Wissen Sie, wie es Goethen diesen Winter geht? — Gewiß dauert der Briefwechsel fort. Schickt es sich, wenn Sie ihm schreiben, meiner zu gedenken, so versichern Sie ihn meines besten Anteils an seinem Wohlbefinden.

Um Ihnen etwas von meinem hiesigen Leben zu sagen: so habe ich hier zwei Brüder und eine verheiratete Schwester; ich wohne wie auf dem Lande, in einer Art von Garten, mit der Aussicht auf ein Amphitheater von Bergen, deren anmutige Formen auch der Schnee nicht ganz verbirgt. Außer einem täglichen Spaziergang um die Mittagsstunde gehe ich fast nicht aus dem kleinen Hause. Ich habe angefangen zu denken, auch gewissermaßen zu produzieren, und vergesse in einer erschaffenen Welt der gegenwärtigen. Der Schmerz mischt sich mit der Wonne eines stillen, sanften Daseins, und die Tage fangen wieder an, unmerklich wenngleich nicht unnützlich zu verfließen.

Daß ich Ihnen die teuren Briefe nicht vorenthalten wollte, sehen Sie jetzt. Verzeihen Sie, daß ich mir den Anschein zuzog. Ich habe so manches herzliche schöne Blatt von der lieben Hand, daß ich es für Sünde achtete, ein so liebes Gemüt wie Sie auch nur einer Zeile zu berauben. Die Reliquien der Teuren können in keinen bessern Händen sein als den Ihrigen. Ich sinne darauf, aus dem Vorrat, der mir geblieben, einige auszusinnen,

die der Mutter, den Schwestern, Ihnen besonders angenehm sein könnten. Helfen Sie mir selbst dazu; einiges habe ich mir wohl ausgedacht, aber ich wünschte in Ihrer aller Händen noch ein besonderes Andenken der Geliebten. Hätte sie ihren Tod geahnt, ich weiß, sie hätte es mir aufgetragen.

Ihre Ruhestätte habe ich noch nicht wieder besucht; ich will sie nur im Frühling sehen. — Dann erhalten Sie eine Rose von Carolinens Grab.

Ich küsse der lieben Mutter die Hände; grüßen Sie die Schwestern und schreiben Sie doch ja recht bald wieder

Ihrem

innigen Freund

Schelling.

Pauline Gotter an Schelling.

Drackendorf[1], den 12. Mai 1810.

Lange habe ich geschwiegen, bester Schelling, aber mein Herz weiß nichts davon, und die Empfindung der innigsten Freundschaft, des herzlichsten Dankes für Ihre lieben, lieben Blätter war Ihnen schon längst im Geist zugesandt. Sie haben mir wohl, recht wohl damit getan, Ihre herrliche Fassung hat auch meine Seele sanfter gestimmt und mich des Andenkens der teuren Freundin würdiger gemacht: ich bin ruhiger, seit ich weiß, daß auch Sie es sind. Meine Gesundheit bedurfte dieser mildern Stimmung, sie war den ganzen Winter so abwechselnd und schwankend, daß ich jede Bewegung des Gemüts, jede Mitteilung meiner Empfindungen unmittelbar fühlte, und so werden Sie mir verzeihn, daß ich Ihnen erst heute antworte, Ihnen auch erst heute für die Zurückgabe der teuren Briefe danke. Wunderbar ergriff es mich, wie ich Ihren Brief erhielt, das Siegel erbrach und die liebe bekannte Hand wieder erblickte, und gleichsam wieder in jene schönen Zeiten versetzt schien, wo ein freundliches

[1] Pauline weilte oft auf dem Gute Drackendorf bei ihrer Freundin Silvie v. Ziegesar in der Nähe von Jena; auch Goethe war öfters dort.

Wort von der Geliebten zu uns kam. Eine Wehmut ergriff mich, die ich nicht beschreiben kann, ich vermochte nicht die Blätter herauszuziehn, mich aus dem süßen Wahn zu reißen, daß *sie* noch lebe! Aber lebt sie nicht noch? lebt sie nicht auf das allergegenwärtigste in unser aller Herzen? — Dort spiegelt sich jeder freundliche Blick von ihr, dort hat ihre liebevolle Seele ihren ewigen unveränderlichen Wohnsitz aufgeschlagen und kann nur mit uns selbst untergehn.

Jedes Wort, was Sie uns sagen, werter Freund, ist so tröstend, so wohltätig, aus jedem leuchtet hervor, daß Caroline Ihnen alles war, wie sie Ihnen ja auch alles sein wollte, und der Gedanke ist süß bei dem Schmerz ihres Verlustes: daß sie sich die letzte Zeit ihres Lebens noch so glücklich fühlte, daß sie durch Ihre Liebe gleichsam versöhnt mit dem Schicksal von dieser Welt geschieden ist. O, ich möchte Ihnen mein ganzes Leben lang dafür danken, wenn ich nicht fühlte, daß Sie selbst die schönste Belohnung in Ihrem Innern dafür fänden.

Sie sind wohl noch in Stuttgart und werden vielleicht bald die Ruhestätte der Lieben sehn; dann gedenken Sie unser, und senden Sie eine Blume von ihrem Grab. Alles, was Sie uns von der Geliebten geben werden, wird uns unschätzbar sein. . . . .

Schon seit Anfang März bin ich hier in Drackendorf bei Ziegesars, deren zahlreiche Familie nur auf Vater und Tochter hier beschränkt ist. Ich lebe hier unter Blumen und Blüten, Vögelgesang und Balsamduft, immer im Genuß der schönen Natur, fern von allem Zwang gesellschaftlicher Verbindung, und die reine Landluft, das friedliche Tal, die ruhigen Umgebungen wirken wohltätig auf Seele und Leib, und bringen mir Gesundheit und einen stillen Frieden ins Herz. Jenen ungetrübten Frohsinn, jene unverwelkliche Lebenslust, wie es Goethe immer an mir nannte, kenne ich nicht mehr, ich bin nicht mehr dieselbe; aber ich möchte auch nicht den Gewinn meiner Empfindungen um jenes vertauschen. Oft durchstreich' ich einsam die Gegend, dann ist mir Ihr Andenken so nah,

ich unterhalte mich mit Ihnen, mit der teuren Geliebten, und die Täuschung ist mir süß, wenn ich auch gleich weiß, daß es nur Täuschung ist. Aber ich lebe auch nur in diesem sanften, stillen Genuß, nicht denkend, was die nächste Zukunft mit sich führt. Meine liebe, gute Mutter schreibt mir alle Wochen, sie ist recht wohl und empfiehlt sich Ihnen mit den Schwestern auf das herzlichste.

Von Goethe wird es Sie freuen zu hören, daß er recht heiter und gesund ist; den ganzen Winter war zwar sein Befinden ziemlich abwechselnd und er hat Theater und Gesellschaft wenig besucht, die Aussicht, nach Karlsbad zu kommen, scheint aber schon jetzt im Vorgefühl genesend auf ihn zu wirken. In Weimar sah ich ihn zuerst wieder, und habe ihn ganz gegen mich gefunden, wie ich ihn verlassen hatte, liebevoll und herzlich. Beinah sein erstes Wort war Teilnahme an dem Verlust der Lieben, und auf eine so zarte, innige Weise, wie ich es von ihm erwarten konnte; dieser Beweis seiner Freundschaft hat mich mehr erfreut, als alles Liebe und Freundliche, was er mir je gesagt hat. Ihnen, werter Freund, dankt er herzlich für Ihr Andenken, und hat mir die schönsten Grüße an Sie aufgetragen. Seit dem März hält er sich in Jena auf und hat die Optik beendigt, die nun diese Messe in zwei Teilen erscheint, wie Sie wissen, und nun eilt er so bald wie möglich nach Karlsbad; auf die nächsten Tage hatte er sich bei uns angemeldet, um mit Silvie und mir recht spazieren zu gehn, ich werde mich freuen, wenn er Wort hält, seine Gegenwart ist das einzige, was mich wahrhaft aufregt und erfreut. Schon einigemal war er hier: das erstemal, ganz unter uns, von der ausgelassensten Laune, die Gewalt seines Feuers und seiner Lebhaftigkeit habe ich wohl in einzelnen Momenten, aber nie so anhaltend wie damals gesehen, er vergaß sich ganz, ließ seine ganze Stimme ertönen und schlug immer mit den Händen auf den Tisch, daß die Lichter umherfuhren, es war eine wahre unbedingte Lustigkeit. . . . Sie fragen mich nach den Wahlverwandtschaften, bester Freund, und ich hätte gar gern noch recht viel mit Ihnen darüber gesprochen,

wenn ich nicht fühlte, wie unbescheiden es ist, Ihnen schon so viel geschrieben zu haben, also auf ein andermal. Verzeihn Sie indes meinen langen Brief, ich konnte aber nicht schreiben, ohne Ihnen ganz zu sagen, wie mir zumute ist.

Wollen Sie uns viel, viel Freude machen, bester Schelling, so lassen Sie bald wieder von sich hören, ich sehne mich herzlich, zu wissen, wie es Ihnen geht. Leben Sie wohl und gedenken Sie freundlich

Ihrer

Pauline Gotter.

Morgen fahren wir auf einen Tag nach Jena, ich werde die Rose aufsuchen, um mit ihr die treue Herrin zu beweinen.

Schelling an Pauline Gotter.

Kl. Maulbronn, den 27. Mai 1810.

Ihren lieben Brief, bestes Paulinchen, habe ich hierher erhalten und beantworte ihn sogleich, um Ihnen so schön, als ich es vermag, dafür zu danken. Ein paar über Gotha gegangene Zeilen werden Ihnen indes gesagt haben, wie sehr ich mich nach einem Wort von Ihnen sehnte. Wohl Ihnen, daß Sie den schönen Frühling auf dem Lande in so angenehmer Umgebung und beneidenswerter Nachbarschaft zubringen können.

Genießen Sie Ihr Glück ganz; fast könnte es mich erschrecken, wenn Sie über Ihre Gesundheit zu klagen Ursache finden, oder gar meinen, jener ungetrübte Frohsinn, die „unverwelkliche Lebenslust“ sei nicht mehr in Ihnen. Das kann ja doch nur Meinung sein, die Sie nicht aufkommen lassen müssen. Leider muß man die Lebenslust sich oft zur Räson machen, wenn man sie nicht mehr von Herzen empfindet; desto weniger sollte ein so liebes Kind, wie Sie, an ihr zu zweifeln anfangen, dem sie so natürlich sein muß. Doch sie ist, wenn sie entflohen war, oder vielleicht nur etwas nach innen zurückgetreten? unter den Einflüssen des Frühlings gewiß wiedergekommen.

Was Sie mir von der Art schreiben, wie Goethe den Hingang unsrer Freundin gegen Sie erwähnt hat, machte mir innige Freude. Ich konnte zwar nie darüber zweifelhaft sein und hätte ihm gern selbst darüber geschrieben, wenn mich nicht mein langes Übelbefinden davon abgehalten hätte. . . . .

Auf der Stelle fast, wo ich ihre letzten Blicke und süßen Worte empfing, habe ich einiges niedergeschrieben, das wohlgestimmten Seelen einst Vergnügen machen kann.

Von dem alten Großvater hat sie mir oft erzählt; er hat sie überlebt! — Wie süß ist der Gedanke, daß in einer harmonischen Welt, die wir schon des Gegensatzes wegen nach dieser erwarten müssen, Gleiches und Ähnliches nach dem innern Verwandtschaftsgesetz sich finden muß!

Sobald ich nach Stuttgart zurückkomme, soll das für Sie bestimmte Andenken von der Teuren abgehen; nur weiß ich nicht, ob Sie noch länger in der Jenaischen Gegend verweilen. Mit dem für die Schwestern bestimmten muß es anstehen bis zu meiner Rückkunft nach München, die ich schwerlich länger als bis Ende Juli verschieben darf.

Lassen Sie mich daher doch nicht wieder so lange auf ein Wort von Ihnen harren; darf ich gleich annehmen, daß Sie und die Ihrigen bisweilen eines Freundes gedenken, dem Sie alle so wert und teuer sind, so ist doch das wiederholte Wort der Versicherung immer gleich erfreulich.

Schickt es sich, so sagen Sie Goethen alles Liebe und Gute von mir, was Ihnen Ihr eignes Herz für ihn eingibt, und vergessen Sie meiner auch in den Briefen an die Mutter und Schwester nicht.

Leben Sie wohl, edle Pauline; sein Sie froh und glücklich in Ihrem schönen Aufenthalt; oft versetze ich mich auch in Gedanken wieder dorthin, und denke Sie mir an unsern ehemaligen Lieblingsplätzen, durch ein liebliches Tal hinwallend oder oben auf der Väterburg, den Schleier oder Schal in der Frühlingsluft flatternd.

S.

Pauline Gotter an Schelling.

Drackendorf, den 17. Juni 1810.

Den schönsten Dank, werter Freund! für Ihren lieben Brief; er ist recht freundlich von mir empfangen worden, und Sie sehen, ich beantworte ihn auf der Stelle, daß nicht wieder eine so lange Zeit vergeht, in der wir ohne Nachricht bleiben; ich sehnte mich herzlich danach und selbst die wenigen Zeilen, die ich über Gotha erhielt, wenn sie mir gleich ein stiller Vorwurf waren, wurden mir lieb, wie ich die Versicherung Ihres Wohlseins daraus ersah. Guter, lieber Schelling, wie freue ich mich, daß es Ihnen besser geht, daß Ihr Gemüt sich stärkt in der Erinnerung der Lieben; könnten Sie doch noch lange in dieser Gegend verweilen, die Ihnen so teuer sein muß; mir ist so bange für Ihre Zurückkunft nach München; — unter Menschen, die uns nicht berühren, schließt sich das Herz immer zu und jeder Schmerz verwundet tiefer. Nur in Gottes freier Natur, wo wir überall die Nähe des Weltgeistes fühlen, kann man sich wieder sammeln, wieder froh werden. Sie haben einiges niedergeschrieben im Andenken der Geliebten, werden Sie es uns vielleicht einmal mitteilen? Sie finden wenigstens ein empfängliches Herz und einen reinen Sinn; nehmen Sie es aber nicht als unbescheidene Bitte auf.

Von Ihren verehrten Eltern sagen Sie mir nichts? Ich nehme das als ein gutes Zeichen, daß sie recht wohl sind, und freue mich mit Ihnen darüber.

Mir geht es auch recht gut, ich genieße täglich mehr das schöne Landleben und weiß nicht, wie es mir wieder in der Stadt gefallen soll. Wir leben still und fleißig in beinahe klösterlicher Einsamkeit fort und fort frohe schöne Tage, und wenn wir gegen Abend die Trümmer der alten Burg durchklettern und mein Auge, in blaue Fernen sich verlierend, die Gegenden aufsucht, wo meine entfernten Freunde wohnen, da durchbebt mich ihr Andenken doppelt liebevoll und ihr Bild steht freundlich mir

zur Seite. — Der alte H. v. Ziegesar ist verreist und Silvie und ich sind jetzt ganz allein, doch darf ich eines dreijährigen Engels nicht vergessen, der viel zu meiner Freude beiträgt und eine liebe Gesellschaft ist. Ein Kind, schön wie der Tag, in Kraft und Gesundheit schwimmend, ein Enkel des alten Ziegesar. Das liebliche Kind hat so viel Liebe zu mir, daß es mir nicht von der Seite geht, und auch ich kann es nicht über das Herz bringen, es zu verlassen, wenn es seine kleinen Ärmchen nach mir ausstreckt und mit zarter Stimme ruft: Paulinchen, Paulinchen.

Pfingsten, „das liebliche Fest“, war ich auf der Kunitzburg, es war um und um ein Feiertag — das reizende Saaletal lag in seiner ganzen Herrlichkeit vor mir, in der schönsten Beleuchtung. Welch frohe, heilige, stille Empfindung war in meiner Seele — Auguste, Caroline — hatten vielleicht auf derselben Stelle gestanden — mir ging das Herz auf — im süßen Andenken unserer Verklärten. Nur wie ich wieder zur Gesellschaft kam und kein Auge fand, in das ich hätte blicken können und sagen: „Du fühlst ebenso wie ich“ — wurde mir's wehmütig und ich sehnte mich nach meinem Karlsbader Freund, der mich in ähnlichen Augenblicken so gern verstand.

Leider hat er uns schon seit dem 20. Mai verlassen. Noch bis zuletzt, von allen Seiten gequält und geplagt, war er doch immer gut und liebenswürdig, und der Abschied wurde uns allen schwer. Durch den rückkehrenden Kutscher hat er Kunde von sich gegeben und Stecknadeln geschickt, oder ein Paket Spitzfindigkeiten, wie er schrieb, zum Zeichen seiner Ankunft. Sonst haben wir nichts von ihm gehört, er wird immer bequemer und diktiert Riemern alles, nur seine jungen Freundinnen haben den Vorzug, daß er selbst schreibt, und warten gern dafür etwas länger. Sobald erwünschte Zeilen kommen, teile ich sie Ihnen mit. Einstweilen erhalten Sie die Stanzen, die Goethe diesen Winter bei Gelegenheit eines Maskenzuges aus den Nibelungen dichtete, ich glaubte sie schon lange in Ihren Händen, sonst würde ich sie früher gesendet haben. Sie kommen von Goethe selbst, aber Ihnen, bester Freund,

überlasse ich sie doch gern. Noch einige artige kleine Liedchen von ihm würde ich beilegen, wären sie nicht in einem Heft mit andern Poesien, die zum Teil nicht verdienen, vor Ihren Augen zu erscheinen. Haben Sie seine Pandora schon beendet gesehn? sie ist dieses Jahr als Taschenbuch in Wien erschienen. Sonderbar, von allen Goetheschen Sachen hat sie mich am wenigsten ergriffen, vielleicht aber auch nur, weil ich sie immer abgebrochen und stückweise gehört habe. . . . .

Doch es ist Zeit, daß ich schließe; leben Sie wohl, lieber, lieber Freund, bis Mitte Juli bleibe ich noch hier, darf ich mich noch auf ein Wort von Ihnen freuen?

Leben Sie nochmals wohl. Mit Herz und Seele

Ihre

treue Freundin

Pauline.

Meine gute Mutter und Schwestern empfehlen sich Ihrem freundlichen Andenken mit mir. . . .

Schelling an Pauline Gotter.

Stuttgart, 14. Sept. 1810.

Es ist lange, fast unverzeihlich lange, beste Pauline, daß ich Ihnen nicht geschrieben, Ihnen, der ich so gern jede Woche schreiben möchte. Wenn ich Ihnen einen Begriff geben könnte von dem wunderlichen Zustand, in dem ich mich befinde, wenn sich etwas in meinem Kopf oder Innern entwickelt und ausbildet, so würden Sie begreifen, wie in solchen Augenblicken Hand und Feder mir versagt, wie ich auch dem liebsten Freunde nichts mitteilen kann und eben alles für mich abmachen muß.

Sie unschätzbar gutes Kind haben mir geschrieben im Augenblicke der Annäherung der schmerzlichsten Zeit, die ich in doppelt tiefer Stille zuzubringen hatte. Könnte ich Ihnen sagen, wie wohltätig Ihr Andenken mir gewesen! Wäre ich imstande, Ihnen für die lieben Worte zu danken!

Hören Sie, wie wunderbar alles erneut werden mußte. Vor ungefähr vier Wochen, fast an demselben Tag, an welchem im vorigen Jahr wir nach Maulbronn reisten, ging meine Schwester mit ihren zwei Kindern dahin, deren jüngstes von Geburt ein Engel war. Nach 14 Tagen verlangt sie zurück, weil wieder die unglückliche Krankheit dort herrscht; ein augenblicklich scheinbares Aufhören der Krankheit, freundlichere Witterung und das allgemeine Zureden bewegt sie zu bleiben. Vor ungefähr acht Tagen kommt sie abends hier an, zerstört und in Tränen schwimmend: den Morgen desselben Tages (den 8. Sept.) war ihr holdestes Kind — an der Ruhr gestorben; am 7. war es ein Jahr, daß ich Carolinen verloren. — Ich habe das Kind unsäglich geliebt und in meinem Herzen getragen: nun ist es das erste von uns, das neben meiner Caroline schlummert. — — Welche wunderbare Beziehungen gibt es in einer Welt, wo selbst Tage und Stunden nicht gleichgültig scheinen!

Herzlich sei Ihnen gedankt für die Mitteilung des Goetheschen Briefs, der mir beim Studium seiner Farbenlehre, mit der ich mich viel beschäftigt, eine angenehme Distraktion war. Es gefällt mir gar wohl an ihm, daß er gelehrten Freunden und ähnlichen Personen durch die Hand seines Famulus schreibt, nur liebenswürdigen Kindern und Freundinnen mit der eignen. . . .

Leben Sie wohl, beste Pauline! empfehlen Sie mich der lieben Mutter und grüßen Sie die Schwestern. Vergessen Sie mich nicht ganz, wenn ich es gleich hundertmal zu verdienen scheine; denn wirklich verdienen kann ich es doch nie.

Schelling.

Pauline Gotter an Schelling.

Drackendorf bei Jena, den 8. November 1810.

Wir waren gleich wieder zufrieden, bester Freund! wie wir nur Ihre Hand wieder erblickten und Ihre freundlichen Gesinnungen uns überzeugten, noch nicht ganz von

Ihnen vergessen zu sein. Wir gedenken Ihrer aber auch so oft und mit so warmer Freundschaft, daß wohl so etwas der Erwiderung wert ist.

... Die neue Wunde, die Ihrem Herzen geschlagen ist durch den Tod des holden Kindes, hat auch uns innig gerührt. Es ist ein wunderbar seltsames Zusammentreffen der Umstände; die Zeit, ja beinahe der Tag, die gleiche Krankheit, alles dies wird Sie so tief erschüttert haben und aus seinem leichten Schlummer alles andere in Ihnen geweckt. Und Ihre arme, arme Schwester! Caroline hätte lebhaft mit ihr empfunden, sie liebte die Kinder so sehr im Leben; nun scheint es, als hätte sie auch im Tode eines um sich haben müssen, da ihr die eigenen so fern schlummern. Unbegreiflich sind die Wege der Vorsehung und wir ahnen oft nicht, was uns der nächste Tag raubt oder bringt.

Sie sind nun wohl schon lange wieder in München, bester Schelling? Viele Geschäfte werden dort Ihrer schon geharrt haben, und zu einer freudenreichen Zeit für Ihr Königshaus sind Sie heimgekehrt. Möchten diese Tage der lärmenden Freude nicht zu unsanft auf Sie gewirkt haben; so etwas tut nicht wohl, wenn das Gemüt nicht frei ist. Niethammers sind indes bei Ihnen angekommen und werden, hoffe ich, alles Liebe und Herzliche ausgerichtet haben, was ich ihnen so wiederholt für Sie auftrug. Durch sie wissen Sie bereits, daß ich wieder in dem lieben Saaletal verweile, das freilich gegenwärtig seinen besten Schmuck fast ganz abgelegt hat; ich sehe die Blätter nun abfallen, die ich früher keimen sah, und alles um mich herum ist nur ein matter Widerschein der schönen Frühlingstage, die ich hier verlebte; bald wird es ganz unfreundlich und winterlich sein, und da tut den Landbewohnern eine heitere Gesellschaft doppelt nötig. Man rechnet mir es hier als ein so großes Opfer an, die trüben Herbsttage auf dem Lande auszuhalten, daß es mich immer tief beschämt, da es nur meinem Gefühl der Billigkeit gemäß scheint: man muß ja die schlimmen wie die guten Stunden mit seinen Freunden teilen. ...

Sie haben uns ein Andenken von Carolinen senden wollen, ich wage es, Sie wieder daran zu erinnern.

Wir begegnen in der Welt so vielen Menschen, die uns gleichgültig sind, warum meint es der Zufall selten so freundlich, uns mit denen zusammenzuführen, die wir lieben und ehren. So fürchte ich, lieber Schelling, wir werden Sie niemals wiedersehn — Sie kommen wohl nicht in unsere Gegend und wir nicht nach München, ich gestehe wenigstens, daß ich mich nie dazu entschließen könnte; sonst war es das Ziel meiner Wünsche, weil ich Carolinen dort zu sehen hoffte, mit wahrem Entzücken konnte ich daran denken; mit Ihnen beiden eine Zeitlang zu leben, war mir ein so süßer Gedanke, nun finde ich sie nicht mehr da und mag den ganzen Ort nicht sehen.

Nun kann ich meine letzte Seite wohl nicht besser ausfüllen, als indem ich Ihnen von unserem lieben alten Herrn rede, den ich leider noch nicht wieder erblickt, von dem ich aber weiß, daß er über alle Beschreibung wohl und heiter und wahrhaft vergnügt von seiner Reise zurückgekehrt ist. Wir zürnten ein wenig auf ihn, daß er durch Jena gehen konnte, ohne einen Seitensprung hierher zu tun; neulich hat er aber so artig sein Verlangen ausgedrückt, uns bald zu begrüßen, daß wir ihm um der schönen Worte willen verziehen haben; so gutmütige Geschöpfe sind wir. — Der Herzog tut alles mögliche, ihn wieder an Hof zu ziehen, er schenkt ihm Equipage, stellt seinen Sohn an und bezeigt ihm die artigsten und feinsten Aufmerksamkeiten, alles in der Absicht, daß Goethe diesen Winter nicht nach Jena gehen soll, was sein Plan war; ich wette aber, daß er ihn doch noch ausführt und Hof und Stadt zum Trotz seinen Musensitz aufsucht, und wenn wir etwas von ihm lesen wollen, ist das auch nötig, den ganzen Sommer hat er ganz und gar nichts geschrieben.

Das ist ein sonderbarer Zufall! indem ich von dem alten Herrn spreche, erhalte ich einige Zeilen von ihm, die gottlob acht Wochen alt sind, noch von Dresden datiert, und durch eine schlechte Bestellung erst heute in meine

Hände gelangen. Das uralte Briefchen wird ihn recht amüsieren.

Leben Sie wohl, lieber Schelling, und gedenken Sie mein im Geräusch der Hauptstadt so freundlich als ich Ihrer hier im stillen Tale.

. . .

Pauline.

Schelling an Pauline Gotter.

München, den 30. Januar 1811.

Beste Pauline, heute nehme ich die Feder, nicht sowohl um Ihnen zu schreiben als zu sagen, warum ich nicht schreibe. Ein Werk, woran ich viele Jahre innerlich entworfen und gearbeitet, soll endlich äußerlich werden[1]. Da muß die letzte Hand angelegt werden, und Arbeit und Mühe sind nicht gering. Wir möchten ein lang gehegtes Ganzes gern immer noch zurückhalten, wir meinen immer noch bessern zu können und trennen uns nur mit Schmerz davon, und doch ist der erste Wurf gewöhnlich der beste. Schmerzlich muß ich in diesen Augenblicken ganz besonders meinen Verlust fühlen. Wie sicher konnte ich mich sonst ihrem reinen und zarten Urteil anvertrauen! ja auch das verschmähte ihre Liebe nicht, das letzte daran zu vollbringen und mit der zierlichen Hand die Abschrift ins reine zu bringen.

Ich lebe jetzt so einsam, daß ich außer einem täglichen Spaziergang nicht aus dem Hause komme und niemanden sehe, als einen jungen Freund, der eifriger Zoolog und Naturforscher und mein Haus- und Tischgenosse ist.

Vergessen Sie den halb eingesponnenen Freund nicht, und finden Sie nichts Besseres zu tun, so schenken Sie ihm bisweilen eine Zeile.

Es wäre gar schön, wenn Sie mir ein Wörtchen über die Farbenlehre schrieben. Unser verehrter Herr kann es doch nicht lassen und will auch durch das wissenschaftliche

[1] „Die Weltalter“, sie sind nie vollendet.

Werk ein weibliches Herz rühren. Was sagen Sie aber zu der kleinen Malice, die er gegen die blaue Farbe ausübt? Ich zweifle nicht, daß sie ihm oft reizend gewesen; aber gewiß hat er sie dann am wenigsten für ein Nichts angesehen. Übrigens glaubt man in dem Buch oft mit ihm zu Tische zu sein und ihn perorieren zu hören; ich gestehe aber, daß diese Tischreden oft gerade das Ergötzlichste für mich gewesen sind.

Grüßen Sie die liebe Mutter bestens von mir und die Schwestern.

Auch Jacobs, der seine Verbindungen mit München recht lebhaft zu unterhalten scheint.

Herzlichen Dank für Ihren lieben, schönen Brief. Gedenken Sie meiner bisweilen und leben Sie den Winter vollends recht wohl durch.

Schelling.

Pauline Gotter an Schelling.

Gotha, den 16. März 1811.

Die wärmern Lüfte kündigen uns schon den Frühling an, und ich freue mich dieser baldigen lieben Erscheinung, auch noch ganz besonders in der Seele des entfernten Freundes, der in seiner heitern, freien Wohnung sie recht genießen wird. Ich kann wohl sagen, mit dem ersten freundlichen Sonnenblick waren meine Gedanken bei Ihnen, bester Schelling! aber auch nicht vergessend der Lieben, die Ihnen fehlt bei jeder schönen Freude. Herzlichen Dank für Ihre lieben Zeilen, Sie sind recht gut, daß Sie uns geschrieben, selbst im Augenblicke, wo Sie so vielfältig beschäftigt sind. Der Winter ist Ihnen wohl fortgesetzt fleißig verstrichen? und das begonnene Werk hat seinen Fortgang? Wohl muß es einem schmerzlich weh tun, daß sie sich dessen nicht mehr erfreuen kann, ich erinnere mich noch so lebhaft, wie ergriffen und begeistert sie von jener Rede am Namenstage[1] schrieb.

[1] „Über das Verhältnis der bildenden Künste" usw.

Der Winter ist uns ziemlich einsam verstrichen, nach unsrer gewöhnlichen stillen Weise, und ich insbesondere habe mehr aus Zufall als aus Vorsatz an keinem sogenannten Vergnügen teilgenommen. Es hat an Zerstreuungen mancherlei Art hier nicht gefehlt — Madame Händel gab einige Vorstellungen mit Schütz, der freilich sehr wenig Glück auf der Bühne gemacht. Wir haben auch außerdem noch Theater hier, es ist aber nicht der alte aus der Asche erstandene Phönix, sondern ein ziemlich gemeiner Vogel. Eine Freude in der Art oder vielmehr von ganz anderer Art war die Vorstellung des standhaften Prinzen in Weimar; wohl schwerlich hat Calderon selbst eine so vollendete Darstellung dieses Stücks gesehen. Mir hat es großen Genuß gewährt; aber auch ebensoviel den andern Tag die Tischgespräche darüber. Auch noch einen heitern Wintertag habe ich mit Goethe sehr vergnügt in Drackendorf verlebt, wo er in der besten Laune von der Welt viel Schönes und Herrliches gesagt. Er besuchte uns mit Knebel; wir hatten es darauf angelegt, die alten Herren recht aufgeräumt zu haben, und uns deswegen ihnen zu Ehren auf das zierlichste und gewählteste geputzt; das verfehlte denn auch seinen Zweck nicht und sie versicherten zuletzt: ihre Füße hätten zwar nicht getanzt, aber ihre Herzen . . .

Leben Sie wohl, bester Schelling! und schreiben Sie uns bald wieder, denn ein Blatt von einer lieben Hand bleibt doch die eigentlichste Wirkung in die Ferne[1].

Ihre

Pauline.

Schelling an Georgii.

M., den 19. März 1811.

Seit ich hier bin, war es mein beständiger Gedanke, Ew. zu schreiben. Die Erinnerung an so viele angenehme Augenblicke, die ich in Ihrer Gesellschaft verlebte, hat mich nicht verlassen.

[1] Dem Brief war beigelegt Goethes Gedicht „Wirkung in die Ferne“

Amtliche Geschäfte verhinderten mich an der Ausführung. Nun wurde mir geschrieben, welchen harten Verlust Sie erlitten haben: ich nahm gewiß den innigsten Anteil daran, und bedauerte den Tod einer so vortrefflichen Frau in doppelter Hinsicht, da ich durch eigene Erfahrung wohl fühlen konnte, was Sie dabei empfinden mußten. Hätte ich nicht erfahren, daß in den ersten Augenblicken eines solchen Schmerzes unser Gemüt höchstens für den Trost der nächsten Freunde empfänglich ist, daß wir ihn allein und nur hinblickend auf die höhere künftige Welt durchkämpfen müssen: so würde ich Ihnen meine innige Teilnahme zu bezeugen nicht gesäumt haben. Jetzt, da eine Zeit vergangen ist, erlauben Sie mir, mich auch unter Ihre Freunde zu mischen und mit Ihnen zu trauern. Doch — nicht trauern sollten wir, wenigstens sollte diese Trauer gemischt sein mit einer himmlischen, göttlichen Freude.

Wenn wir die rechte Empfindung vom gegenwärtigen Leben erhalten haben, wenn wir fühlen, daß der Zustand desselben weit schrecklicher ist, als wir gewöhnlich wissen, da eine göttliche Hand uns die eigentliche Beschaffenheit desselben verbirgt: so können wir die, welche davon befreit sind, nicht anders als glücklich preisen. Diese haben im eigentlichen Verstande überwunden, wir stehen noch auf dem Kampfplatz und warten auf unsere Erlösung[1]. Schon das gewöhnliche Wort, daß keiner vor seinem Ende selig ist, zeigt uns genug den Wert des jetzigen Lebens.

Und doch muß eben dies Gefühl seiner Gefahren und seiner Härten uns ermutigen, desto mannhafter es zu bestehen, und nicht bei den schmerzlichsten Proben, die es für uns enthält, zuerst die Kraft sinken zu lassen — denn eben auf diese Proben ist in Ansehung unser gerechnet, in ihnen erst soll sich bewähren, welche Festigkeit unsere Überzeugung, unser Glaube an eine höhere Ordnung der Dinge gehabt hat.

[1] Das ist ganz im Sinne E. v. Hartmanns.

Könnt' ich jetzt nur bisweilen ein Stündchen bei Ihnen sein! Ich habe nicht gedacht, als ich bei unsern Unterredungen im vorigen Sommer, durch eigenes Gefühl getrieben, so gerne verweilte bei dem Gedanken von der Geisterwelt und dem jenseitigen Zustande, daß auch für Sie diese Beschäftigung bald dasselbe persönliche Interesse erhalten würde. Jetzt könnten wir uns noch manches mitteilen, was damals unberührt blieb. Anhaltendes Nachdenken und Forschen hat jedoch bei mir nur dazu gedient, jene Überzeugungen zu bestätigen, daß der Tod, weit entfernt die Persönlichkeit zu schwächen, sie vielmehr erhöht, indem er sie von so manchem Zufälligen befreit; daß Erinnerung ein viel zu schwacher Ausdruck ist für die Innigkeit des Bewußtseins, welche dem Abgeschiedenen vom vergangenen Leben und den Zurückgelassenen bleibt; daß wir im Innersten unseres Wesens mit jenen vereinigt bleiben, da wir ja unserm besten Teile nach nichts anderes sind, als was sie auch sind — Geister; daß eine künftige Wiedervereinigung bei gleichgestimmten Seelen, die das Leben hindurch nur eine Liebe, einen Glauben und eine Hoffnung gehabt, zu den gewissesten Sachen gehört, und namentlich von den Verheißungen des Christentums auch nicht eine erfüllt bleiben wird, so schwer begreiflich sie auch einem mit bloßen abgezogenen Begriffen umgehenden Verstande sein mögen. Täglich erkenne ich mehr, daß alles weit persönlicher und unendlich lebendiger zusammenhängt, als wir uns vorzustellen vermögen. Könnte bei richtigem Fühlen und Denken zur Gewißheit jener Überzeugungen irgend etwas fehlen, so bedarf es nur des Todes einer innig geliebten mit uns verbunden gewesenen Person, um sie zur höchsten Lebendigkeit zu erhöhen. — Bei dieser Beschaffenheit kann es Ihnen nicht an Trost fehlen, und selbst nicht an Mut, noch ferner zu leben. Eben wenn wir wissen, daß uns das Leben nicht mehr zur Last gereicht, wenn die Welt uns verödet ist, dann fangen wir erst recht an um Gottes willen zu leben. — —

Schelling an Georgii[1].

München, am Osterfeste 1811.

Heute als am tröstlichsten aller Feste kommt es mir, Ihnen, würdigster Mann, wieder zu schreiben. Wie sehr hat mich Ihr Brief erfreut! Das hätte ich mir nimmer einbilden können, daß Sie meine geringen Bemühungen im vorigen Sommer mit Ihrer jetzigen Lage in eine solche Verbindung brächten. Wenn es so war, wenn ich Ihnen Trost für eine nahe bevorstehende Zeit bereiten mußte, so konnte mich dies nur in Rührung und Demut versenken, eine natürliche Empfindung, die uns ergreift, wenn uns gewährt wird, daß wir ohne unser Wissen zu einem höheren Zweck wirken mußten. Doch darf es mich auch freuen, Ihnen etwas geworden zu sein, da ich mich so oft im Reden mit Ihnen erquickt habe und Ihrem Umgang so viele Bestätigung verdanke.

Wenn Sie irgend etwas in meinem letzten Schreiben würdig finden, einem Denkmal auf die Selige einverleibt zu werden, so gebe ich dazu herzlich gern meine Einwilligung. Nur meinen Namen wünsche ich nicht genannt, was auch unstreitig nicht die Meinung ist. Ich sehne mich immer mehr nach Verborgenheit; hinge es von mir ab, so sollte mein Name nicht mehr genannt werden, ob ich gleich nie aufhören würde für das zu wirken, wovon ich die lebhafteste Überzeugung habe.

Ist es Ihnen bei dem Tod Ihrer geliebten Gattin nicht ebenfalls so ergangen, daß Ihnen die hohe Beziehung des Leiblichen dadurch um vieles klarer geworden ist? Ich habe von jeher das Leibliche nicht so herabgesetzt, als der Idealismus unserer Zeiten getan hat und noch tut[2]; aber in solchem Fall wird uns seine Wesentlichkeit noch in ganz anderer Weise fühlbar. Wir können uns nicht mit einem allgemeinen Fortdauern unserer Verstorbenen begnügen, ihre ganze Persönlichkeit möchten wir erhalten, nichts, auch

[1] Nach dem Konzept. (A. d. O.)
[2] Auch damit leitet Schelling zu E. v. Hartmann über.

das Kleinste nicht, von ihnen verlieren; wie wohltuend ist da der Glaube, daß auch der schwächste Teil unserer Natur von Gott an- und aufgenommen ist, die Gewißheit von der Vergötterung der ganzen Menschheit durch Christus. In der Tat, wenn diese mystische Verbindung der göttlichen und menschlichen Natur der höchste Punkt im ganzen Christentum ist, so ist die Überzeugung von einer wirklichen Einheit Gottes und der Natur, kraft der sie nicht bloß als ein Fehlerhaftes oder Hervorgebrachtes, sondern auf eine eigentlichere und persönliche Weise zu ihm gehört, der wahre Vollendungspunkt menschlicher Wissenschaft. Von diesem aus erscheint uns erst alles in höherem Lichte. Gerade der Tod, der uns unsere Abhängigkeit von der Natur verwünschen läßt, und der ein menschliches Gemüt im ersten Eindruck fast mit Abscheu gegen diese unbarmherzige Gewalt erfüllt, die auch das Schönste und Beste, wenn es ihre Gesetze fordern, schonungslos vernichtet, gerade der Tod tiefer erfaßt, öffnet uns das Auge für jene Einheit des Natürlichen und Göttlichen. Wir können einmal der Natur eine gewisse untergeordnete Allmacht nicht absprechen; wenn sie nun nicht Gott ist, so ist sie eine Art von anderer Gott, dem wir wenigstens mit einem Teil unseres Wesens angehören; wie können wir nur Kinder des wahren Gottes sein, da wir doch nicht von seinem Fleisch und Blut sind? oder wie wird der Gott, der lauter Geist ist, den Leib auferwecken, der dem andern Gott angehört, und ihn mit dem Geist wieder verbinden, der allein *seines* Geschlechtes ist?

Zu diesen Gedanken leitete mich der heutige Tag, von dem ich mir denken kann, zu welchem Trost er Ihnen in diesem Jahre gereichen wird. Ohne jene letzte Hoffnung wäre selbst die Gewißheit der sog. Unsterblichkeit nur eine halbe, mit Schmerzen vermischte Freude. Die Gewißheit, daß der durch den Tod hindurchgegangen ist, der zuerst die Verbindung zwischen der Natur und dem Geisterreiche wiederhergestellt hat, wandelt den Tod für uns in einen Triumph, dem wir entgegengehen, wie der Krieger dem gewissen Sieg. Wir dürfen uns unseres Trostes als Men-

schen freuen; denn gewiß, die Bestimmungen, die uns erwarten, sind unglaublich hoch, und ich wenigstens, der ich weit entfernt bin von aller sentimentalen Sehnsucht nach dem Tod und fest entschlossen zu leben und zu wirken, so lang' es mir vergönnt ist, muß mir doch den Augenblick des Sterbens als den wonnevollsten unseres ganzen Lebens denken.

Lassen Sie uns, würdigster Mann, auch ferner im Geiste verbunden bleiben. Der Schmerz befreundet am innigsten. Könnte ich doch jetzt nur bisweilen ein Stündchen bei Ihnen in Ihrem schönen Garten sein, wir wollten manches Opfer des Andenkens bringen und von würdigen Gegenständen reden. . . .

Ich empfehle mich Ihrem geneigten Andenken und bin mit der herzlichsten Ergebenheit und Verehrung ganz der Ihrige

S.

Schelling an Pauline Gotter.

München, 2. Juni 1811.

Heute, am lieblichen Feste, komme ich dazu, Ihnen, liebliche Pauline, zu schreiben. Was könnte ich Lieberes, Angenehmeres tun? Ich habe mich unzähligemal selbst gescholten, daß ich Ihnen nicht früher antwortete auf den freundlichen Brief, den der reizende Scherz von Goethe begleitete. Ich gestehe Ihnen, so oft ich die Feder ansetze zu schreiben, fühle ich so lebhaft das Ungenügende davon, daß ich vom Tische hinwegeilen möchte, Sie aufzusuchen und von Angesicht zu Angesicht mit Ihnen zu reden. Denken Sie nicht, daß, wenn ich Ihnen lange nicht geschrieben, ich darum nicht viel mit Ihnen umgegangen bin. Es ist sonderbar, aber den ganzen Tag, eh' Ihr letztes Briefchen kam, war es mir im Kopfe herumgegangen: Wenn morgen ein Brief von Pauline käme! und doch konnte ich nicht an die Möglichkeit glauben, mir wohl bewußt, daß ich keinen Brief verdient habe. Den innern Jubel, da ich Ihre Hand erblickte, können Sie sich vorstellen. Nun möge alle Lust des Himmels und der Erde

Ihnen lohnen, daß Sie den unartigen Freund nicht vergaßen, daß Sie sich seiner noch erinnern wollten, ehe Sie aufs Land gingen.

Was ich zu Ostern herauszugeben gedachte, hat sich unter der Hand so ausgedehnt, daß ich wohl noch den ganzen Sommer damit zubringen werde. Die Zeit tut mir nicht leid; es ist ein Lieblingskind, an dem ich pflege; nur eines macht mich ungeduldig. Der Himmel weiß, wo ich ohne diese Arbeit wäre. Reden Sie mir nicht zu viel davon, liebe Pauline; Sie können unmöglich wissen, wie reizend für mich der Gedanke ist, mich einmal nordwärts zu wenden; mir ist, als würde mir ganz wohl werden, wenn ich Sie und die lieben Ihrigen nur einmal wiedersehen könnte. Hier muß ich in einer wahren Einöde leben, unter Menschen, mit denen es gleich fatal scheint umzugehen und nicht umzugehen. Hätte mir die Natur nicht eine ziemliche Kraft zur Einsamkeit, zum In-mir-selbst-sein gegeben, so würde ich es weniger leicht ertragen. So kann mich nur oft der Gedanke ungeduldig machen, daß es so wenige Tage brauchte, um bei den treuesten, besten Freunden zu sein. Warum können wir nicht fliegen? will ich gar nicht einmal fragen, obgleich es der Mensch immer wieder und wieder fragen muß. . . .

Ja, wohl ist es ein herrlicher Frühling. Nicht nur Sie, ich glaube die ganze lebende Welt erinnert sich keines solchen. Man kann sich nicht sattleben, und möchte vergehen im Übermaß des Lebens, das sich von allen Seiten hervor- und herzudrängt. Lassen Sie sich nicht von Jacobs etwa sagen, daß die Gegend um München eine Wüste ist; von der einen Seite so sehr als irgendein Ort in Deutschland, aber nach der andern findet sich in geringer Entfernung so viel Schönes, als nur immer Gebirgsgegenden darbieten können. Sie inzwischen werden in den Krümmen, auf den Wiesen und den Hügeln des Saaletales herumwandeln. Ich möchte mich gern zu Ihnen hindenken; aber zu viele schmerzliche Erinnerungen sind an diese Orte geknüpft. Es ist kein Platz in der Gegend, den Sie betreten, wo ich nicht einmal mit Augusten und Carolinen gestanden.

Ein Lieblingsplatz war das freundliche Burgau, und ein Ort hinter dem Dorf Maur, gegenüber der Felsenwand an der Saale.

Gestern abend waren es, dem Feste nach, fünf Jahre, daß Caroline hierher kam, wo ich über einen Monat allein gewesen war. Die Trennung hatte uns beiden unerträglich geschienen, wir gaben uns das Wort, uns in keinem Falle wieder zu trennen. Jenen ganzen Pfingsttag führten wir die Rede im Mund, mit der Sie Ihren Brief angefangen: Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen — „und mit ihm die Freundin", setzte ich hinzu. Heute bin ich nun allein, aber ich habe meine Einsamkeit erheitert, indem ich Ihnen schrieb. Erfreuen Sie mich bald wieder mit einer Zeile von Ihrer Hand. Mich dünkt, Sie müßten fühlen, wie oft und viel ich mit Ihnen umgehe; habe ich doch geahnt, daß Sie mir geschrieben! Gehen Ihre Empfindungen ebenso in die Ferne, so hätten Sie die letzten Tage des Mai gewiß recht oft ganz unwillkürlich an mich denken müssen.

Leben Sie wohl, bestes Kind, grüßen Sie die liebe Mutter und die Schwestern bestens von mir.

Schelling.

Pauline Gotter an Schelling.

Drackendorf, den 3. Juli 1811.

Daß ich Ihnen doch ausdrücken könnte, bester Schelling, wie mich das liebe, schöne Blatt von Ihrer Hand erfreut hat! Ein so lebhaftes Gefühl ergriff mein Inneres, endlich wieder von dem fernen Freund zu hören, daß ich es fast körperlich empfand, und nun danke ich Ihnen von Grund der Seele für die lieben Worte. Also haben Sie einen Brief von mir erwartet? Nun ist es mir doppelt lieb, daß ich mich nicht abhalten ließ, Ihnen das letztemal zu schreiben, wir sollten doch nie „dem stillen Wink des Herzens nachzugehn verlernen"; ich entsinne mich noch wohl, daß ich den Tag ein so unwiderstehliches Verlangen fühlte, Ihnen einige Worte zu senden, daß die Bitten meiner Mutter und Schwestern, die mit mir spazieren gehn wollten,

mich nicht vom Schreibtisch abzuziehen vermochten, ohne daß ich ihnen etwas anderes zu meiner Entschuldigung anzugeben wußte, als eben diesen lebhaften Wunsch, wieder Nachricht von Ihnen zu erhalten. Nun bin ich schon seit geraumer Zeit wieder in den freundlichen Umgebungen des reizenden Saaletales; ich bin hier empfangen worden, wie man nur nach einer langen Abwesenheit im elterlichen Hause begrüßt wird, von allen Seiten kamen Freunde und Bekannte, und selbst die Kinder im Ort schienen mich noch zu kennen. So etwas fesselt, und ich fühlte mich in den ersten Stunden wieder einheimisch. Das Tal hat seinen besten Schmuck dieses Jahr angelegt, es ist unaussprechlich schön hier, alles in der üppigsten Vegetation, und ich bin, Dank sei's dem Himmel, muntern Sinns und frohen Herzens genug, um die Herrlichkeit, die mich umgibt, mit vollen Zügen zu genießen. Der früheste Morgen findet mich schon auf den Fluren und ich lebe und webe nur im Freien, auch jetzt, wo ich mit dem lieben Freund rede, umgibt mich eine Wiese, die von tausend Blumen so voll steht; rechts liegt die alte Burg, links ziehn sich die Gründe nach Kahle zu und vor mir sehe ich die Berge jenseits der Saale, von der Morgensonne beleuchtet.

Daß Sie, lieber Schelling, in dieser Gegend einheimisch waren, daß Caroline, Auguste es waren, ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir das lieb ist, wie mir das die Gegend erst recht lieb macht, wie sie mir gleichsam geheiligt dadurch erscheint. Vor wenig Tagen habe ich das freundliche Plätzchen hinter Burgau aufgesucht, dessen Sie gedenken, es soll künftig auch mein Lieblingsort werden. Drei Kränze habe ich dort gewunden, zwei entführte die Saale bald aus meinen Blicken, der dritte hängt zu Ihrem Andenken in meinem Zimmer; aber es bedarf dieser Erinnerung nicht — in der stillsten Einsamkeit wie im lautesten Vergnügen fliegt oft mein Geist zu Ihnen, bester Schelling! und der liebste Wunsch bleibt immer — Sie nur einmal wiederzusehn. Viele frohe Stunden stehn mir diesen Sommer bevor, auf mancherlei Weise darf ich mir Freude versprechen; Goethe hat uns gestern unvermutet in

Jena überrascht, er wird den Rest des Sommers dort zubringen und versprach uns bald und recht ordentlich zu besuchen. Auch in dieser Hinsicht darf ich auf viel Schönes und Angenehmes rechnen, und doch, lieber Schelling, auf alles dies, wie gern leistete ich darauf Verzicht, wenn ich das herzliche Verlangen befriedigen könnte, den teuren Freund wiederzusehn. Daß ich selbst nach München kommen sollte, ist beinah undenkbar, ich sehe nicht ein, wie es ausführbar wäre, und meine Freude wäre auch nur halb, wenn meine Mutter und Schwestern, die es gewiß nicht minder lebhaft wünschen als ich, nicht teil daran nähmen. Können und wollen Sie nicht die große Reise nach Gotha machen, so bliebe vielleicht der Ausweg einer Zusammenkunft am dritten Ort übrig, wir würden Ihnen mit Freuden einen Teil des Weges entgegenkommen, um so mit Ihnen vereint Carolinens Andenken zu feiern. Es darf nicht bloß ein eitler Wunsch bleiben; daß er für den Augenblick nicht ausführbar ist, wo Sie so beschäftigt sind, ist leicht einzusehen, und wenn auch nicht diesen Herbst, der bei dem schnellen Wachstum gewiß nicht auf sich warten läßt, so blieb uns doch vielleicht die Hoffnung auf künftigen Sommer. Überlegen Sie sich's.

Leben Sie wohl, edler Freund! die Mutter und Schwestern grüßen herzlich, und ich gedenke Ihrer auf Höhen und in Tiefen. Lassen Sie uns nicht so lange wieder auf ein Wort von Ihnen hoffen.

Pauline.

Gries hat mir neulich viele Empfehlungen an Sie aufgetragen, und fragt an, ob Sie seinen Tasso erhalten haben? —

Schelling an Pauline Gotter.

Leider muß ich den Brief, wie immer, mit der Selbstanklage anfangen, beste Pauline! Es ist wieder über einen Monat, daß ich Ihren lieben Brief erhalten habe. Freilich ging die Zeit hin im Hin- und Herüberlegen, wie es wohl anzustellen wäre, die lieben Freunde zu sehen, und

immer hoffte ich, darüber etwas Gewisses schreiben zu können. Aber es ist jetzt alles so erschwert mit dem Reisen, besonders angestellten Leuten, und über die Grenzen unsrer kleinen Staaten zu kommen kostet bald so viel Mühe, als ins große chinesische Reich hineinzukommen. Wollte ich Ihr freundliches Erbieten, das mich im Herzen gefreut, einen Teil des Wegs entgegenzukommen, auch annehmen, was ich doch fast nicht verantworten könnte, so wäre mein äußerster Punkt, ohne die Grenze zu überschreiten, Cronach, an der Spitze des Bamberger Landes; wie könnte ich aber Ihnen zumuten, den ganzen Thüringer Wald um meinetwillen zurückzulegen! — Ich habe mich nun so eingerichtet. Schon seit vorigem Monat habe ich mich auf das Land in fast völlige Waldeinsamkeit begeben, wo ich ungestört arbeite und einmal wieder die angeborene Waldluft recht befriedigen kann. Hier geht es denn auch mit dem Arbeiten viel besser vonstatten, und bleibt es bei dem schönen Wetter, das jetzt wieder aufs neue angefangen, so denke ich bis Ende September hier zu bleiben. Vielleicht gibt der Himmel Gnade, daß ich in dieser Zeit so viel beendige, als vor Wintersanfang durchaus beendigt sein muß, und daß mir im Oktober noch Raum zu einem kleinen Ausflug wird, den ich, wenn es nur immer möglich ist, nach keiner andern Richtung als der der Magnetnadel nehmen werde. Aber davon sein Sie nur überzeugt, bestes Kind, wenn auch dieser Herbst mir nicht zu wandern erlaubt, der nächste Frühling bringt mich eines Tags in den Thüringer Wald, und wenn nicht nach Gotha, doch in solche Nähe, daß wir uns ohne zu große Beschwerde von Ihrer Seite sehen und nach Lust sprechen können.

Ich muß Ihnen doch auch eine kleine Beschreibung von dem Ort meines Aufenthalts machen. Es ist ein Punkt an dem hohen Ufer der Isar, die hier aus Schluchten und Wäldern hervorströmt, um sich dann in die weite Ebene von München zu ergießen. Der Anblick eines durch den grünen Wald strömenden reißenden Wassers, der gewiß zu den reizenden gehört, ist hier ganz vorzüglich schön. Nach allen Richtungen, auf mehrere Stunden in

die Weite, ist der schönste Laubwald voll reger Tiere, Hirsche, Rehe und Vögel. Etwas wild sieht es freilich aus, aber in der Art, wie es gefällt. Es ist ein Punkt, der Ihnen gefallen würde, der auch zu den Lieblingsplätzen der Münchner Welt gehört, die eine Viertelstunde von dem Bauernhof, den ich bewohne, ihren sonntäglichen Belustigungsort hat.

Sind Sie denn auch noch auf dem Lande, oder umfängt Sie schon wieder die Stadt? Wo Sie sein mögen, mein Gedanken sind recht oft bei Ihnen, ja ich muß sie mit Gewalt zügeln und halten, da ich sie zu meinen jetzigen Arbeiten so sehr als möglich in der Nähe haben muß. Ich weiß nicht, liebe Pauline, ob Sie von dem jetzigen Gelehrtenleben einen Begriff haben; es hat mit dem Leben des Kriegers noch die meiste Ähnlichkeit. Der Künstler stellt sein Werk als etwas von ihm selbst Unabhängiges hin, das unmerklich die Gemüter, auch die nichtwollenden, an sich zieht und allmählich sich verähnlicht. Der Gelehrte, der eine Überzeugung ausspricht und sie geltend machen muß, setzt zugleich seine Persönlichkeit daran, und wir Philosophen vollends sind die eigentlichen Krieger im Reiche der Intelligenz. Bei einer Bewegung und Unruhe, wie sie in die Köpfe gekommen ist, läßt sich an keinen Frieden denken, und auch hier liegt alles daran, sich immer tätig, rüstig und wehrhaft zu halten. Dies ist nun freilich, je nachdem man's nimmt, wieder das schönste Leben, aber die fröhlichen Gedanken an ein friedliches, stillgenießendes Leben, mit denen andre Menschen sich weiden, gedeihen nicht dabei, und fast müßte man ihre Verwirklichung von einem künftigen Leben fordern, wie die Seele des Ulysses, nach einer Erzählung bei Plato, sich dort nichts anderes ausgewählet, als das stille Leben eines Privatmanns, fern von Krieg und von Staat. — Lassen Sie mich doch immer wissen, liebe Pauline, was in Ihrer Nähe im Reich des Geistes vorgeht. Es entzündet uns, wenn wir andre um und neben uns in Tätigkeit wissen, und hier herum ist fast nichts zu gewahren, als der behaglichste Mittags- und Abendschlaf der Wissen-

schaft und besonders der Poesie. Nur der Musik und bildenden Künsten scheint dieser Himmel noch hold....

Leben Sie wohl, beste Pauline! Herzliche Grüße an alle die Ihrigen; wie oft denke ich an Sie alle! Gedenken Sie auch meiner, doch nicht bloß in Gedanken, auch in Werken, worunter ich hier, bestehen sie gleich aus Worten, Briefe meine, die von Ihnen zu bekommen immer ein Fest ist.

Hessellohe bei München, 18. Aug. 1811.

Schelling.

Pauline Gotter an Schelling.

Drackendorf, den 7. Sept. 1811.

..... Gar sehr lieb ist es mir, Sie fern von der Stadt in ländlicher Einsamkeit und schönen Umgebungen zu wissen, schon tausendmal habe ich Sie im Geist dort begrüßt, viel besser unter den wilden Tieren des Waldes zu wohnen als so einsam im Geräusch der Hauptstadt; nur sein Sie nicht zu fleißig, um auch Zeit zu finden, Ihrer Freunde zu gedenken, die zu denen gehören, die sich nur am ruhigen Genuß des Daseins erfreuen können, je stiller und friedlicher, je besser! Sie sehn, ich bin auch noch auf dem Lande, und so vergnügt hier, daß ich kein Verlangen nach der Stadt fühle. Das herrliche Wetter, die liebliche Gegend, die ganze Freiheit unsrer ländlichen Lebensweise und mehr wie alles dies — der treue Freund, den ich im Herzen trage — mein heiterer Sinn, lassen mich in jedem durchlebten Tag einen neuen Reiz finden, und der Augenblick, wo ich das liebe Tal wieder verlassen soll, wird vor mir stehn, ich weiß nicht wie. Der alte Herr war diesmal nicht lange in unsrer Nähe und ziemlich griesgrämig, wie man sagt. Uns hat er sich zwar nicht so gezeigt, sondern immer, wie billig, seine Sonntagslaune angelegt; er pflegt aber auch oft zu sagen: „Deine Gegenwart, liebes Kind, verjüngt mich um 20 Jahr", und das ist immer Musik für mein Ohr. Die Herausgabe des W. M.[1]

[1] Wilhelm Meister.

wird vorderhand noch unterbleiben, dagegen erscheint Michaelis der erste Teil seiner Biographie. Mit dem Titel hat er sich vorgesehen, und wie es hieß: Zur Farbenlehre, so heißt es diesmal: Aus meinem Leben, ja vielleicht mit dem Zusatz — Wahrheit und Dichtung. Den zweiten Teil bekommen wir Ostern und endigt mit dem Zeitpunkt, wo er nach Weimar kommt; dann schließt das Werk, bis auch er einmal nicht mehr sein wird. Daß uns die folgenden Teile noch lange vorenthalten blieben! In die ersten 20 Bogen bin ich so glücklich gewesen zu blicken, und nun erst recht begierig auf das nächste. Es ist eine Grazie in der Erzählung der unbedeutendsten Zufälle, die nur aus Goethes Feder fließen kann und die einen entzücken muß; oft hätte ich ihn in der Freude meines Herzens in die Arme schließen mögen, als die einzige Äußerung, die uns Menschen herzliche Empfindungen, als wirkliche aus dem Herzen kommende, nur einigermaßen zur Genüge ausdrückt. Mit den kleinsten Vorfällen seiner Kindheit wird man nach und nach vertraut, und es ereignet sich alles, möcht' ich sagen, fast sichtbar vor unsern Augen, daß man eben sich zuletzt einbildet, man hätte es mit ihm erlebt. Wenn er sich mir bis jetzt bald als Lehrer und Vater, bald als Freund und Liebhaber zeigte, so empfand ich nun eine eigne Freude, ihn auch als Kind, als Knabe vor mir zu sehn. Das Ganze ist fein angelegt und motiviert, spätere Denk- und Handlungsweisen werden schon früh vorbereitet.

Und nun leben Sie wohl, bester Schelling! Mutter und Schwestern grüßen herzlich, sie haben sich mit mir über Ihren Brief gefreut und danken wie ich. Genießen Sie nach Lust der sonnigen Tage, mit denen uns der Himmel noch begünstigt, im grünen Wald, und ehe sich dieser ganz entblättert, lassen Sie wieder ein Wörtchen von sich hören. Oft versetze ich mich in Gedanken zu Ihnen am hohen Ufer am rauschenden Strom; möchte jede Welle erzählen, wie nah Ihnen meine Seele ist.

Pauline.

Schelling an Windischmann.

München, 12. Nov. 1811.

. . . Nächstens erscheint oder ist schon erschienen: Über die göttlichen Dinge und deren Offenbarung von Herrn Präsident Jacobi. Es ist schwer abzusehen, wie die göttlichen Dinge Zeit gefunden, bei einem so viel und so gar nicht göttlich beschäftigten Manne vorzukommen. In den Vorzimmern und an den Speisetischen der Großen haben sie ihn doch gewiß nicht aufgesucht. Es liegt in diesem Manne, der die Welt trefflich zu täuschen verstand, eine unglaubliche Anmaßung samt verhältnismäßiger Leerheit des Herzens und Geistes, die man aus sechsjähriger Anschauung kennen muß, um sie zu begreifen. Unstreitig wird der Welt wieder die heillose Lehre des Nichtwissens vorgepredigt, mit frommen Verwünschungen der Gottlosigkeit unseres Pantheismus und Atheismus. Ich wünsche sehr, daß ihm von mehreren Seiten begegnet werde. Er hat unglaublichen Schaden gestiftet und stiftet ihn noch. — Auch unsere Zeit bedarf etwas ganz anderes als das kahle Nichtwissen. Darin liegt sie ohnedies, und solche Lauheit, Herz- und Charakterlosigkeit, womit sich allein das Verzichten auf Erkenntnis und feste Überzeugung vom Gewissesten und Höchsten verträgt, ist eben die Ursache ihres Unglücks. Finden Sie Gelegenheit, auch ein kräftig Wort darüber auf Veranlassung jener Schrift zu sagen: so werden Sie der guten Sache den größten Dienst leisten. Leben Sie wohl, grüßen Sie die Ihrigen, und behalten Sie mich in Liebe, wie ich Sie.

Ihr

Schelling.

Schelling an Windischmann.

München, 27. Febr. 1812.

Ihr Brief, Freund, war mir begeisternder Zuruf. Ihr Urteil hat für mich solchen Wert, daß ich mir nicht allein eitlerweise etwas darauf zugut tue, sondern davon zu

Höherem und Besserem angefeuert werde. — Bei dem Lob, das Sie dieser Schrift[1] erteilen, rechne ich jedoch viel auf Ihre Nachsicht und die Bestochenheit der Freundschaft; denn ich finde, daß sie besonders im einzelnen viele Mängel hat und weit besser werden konnte, wenn sie nicht binnen zwei Monaten geschrieben und gedruckt wurde.

Hier hat selbige ein ungemeines Aufsehen gemacht und ist nicht anders wie eine Bombe in die Stadt gefallen. Trotzdem hat sie für meine äußere und bürgerliche Existenz keine nachteiligen Folgen gehabt. Im Gegenteil, sie hat mir viele Freunde erworben. Es ist auffallend, wie Menschen aller Art und jeden Standes davon ergriffen worden, daß sie mir ein Bild wurde von der Wirkung auf die Gemüter, welche unsere vollkommen entwickelten Gedanken einst in ihrer Ausbildung zur letzten Klarheit auf das Menschengeschlecht haben müssen. — Seit vielen Jahren habe ich die anfängliche Bescheidenheit, bloß für Wissenschaft und Schule, wenngleich auch dies Letzte doch in höherem als gewöhnlichem Sinn, zu wirken, mehr und mehr aufgeben und einsehen müssen, daß die Vorsehung eine Veränderung der ganzen Denkart und keinen Teil verschmäht will. Vielleicht hat der erste Versuch, auch auf den geistlichen und alle Stände zu wirken, darum so glücklich ausfallen müssen, um mich hierin zu bestärken. Dies ist der eigentliche, stille, noch unausgesprochene Sinn der von mir angekündigten Zeitschrift[2]. Ihre Gedanken, Freund, sind völlig die meinen. Polemik tut not, aber ganz andere, die mit Blitzen vom Himmel, mit Donnern der Begeisterung niederwirft, mit sanftem Wehen eines göttlichen Geistes die gesunden Keime belebt. Hierzu seien wir denn beide innerlichst verbündet! Ich nehme Ihre Hand und reiche Ihnen die meinige. Unsere Gedanken müssen sich wohl nahe berühren; ich seh' und erkenn'

---

[1] „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen usw. des Herrn Friedrich Heinrich Jacobi.“

[2] „Allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche“, 1813 erschienen.

es aus allem, und die Folge wird's ja zeigen. Sie und ich, beide haben wir einige Jahre zugesehen, nur um desto kräftiger wieder einzugreifen. . . .

Heil und Segen Ihnen mit den vielen Kindern und den Zwillingen insbesondere; das ist doch der reinste, lauterste Segen vom Himmel, und keine Gebete dringen so mächtig zum Himmel als Kindergebete. Lehren Sie doch ja die Kinder alle recht früh beten. Könnt' ich Sie doch einmal sehen in Ihrem Reichtum! Neidlos, doch vielleicht nicht ohne Wehmut würde ich in meiner Armut neben Ihnen stehen.

Ich muß schließen, lieber Freund, auch dies hat mit größter Eile die Hand nur hingeworfen. Schreiben Sie mir bald wieder. Freundesstimme geht über alles im armen Leben. Rechnen Sie auf mich,

Ihren
treu ergebenen
Schelling.

Pauline Gotter an Schelling.

Gotha, den 19. März 1812.

Immer hat es mir im Sinn gelegen, bester Schelling! Ihnen wieder zu schreiben; ich habe den Dank noch auf dem Herzen für Goethes Leben, den ich Ihnen gern auf der Stelle ausgedrückt hätte; aber die Hände waren zu beschäftigt, französisches Militär zu bewirten, um die Feder zu regieren; nur den Gedanken war es vergönnt, den lieben, entfernten Freund aufzusuchen, und flüchteten sich um so lieber zu ihm, um bei dem äußern Drängen und Treiben im Innern einen freundlichen Ruhepunkt zu finden. Unser stilles Leben ist auf diese Weise sehr ins Tumultuarische gekehrt, selten vergeht ein Tag, daß man sich dieser lästigen Gäste überhoben sieht, die alten werden immer wieder durch neue abgelöst. Die Stadt ist überschwemmt, die Bürger gedrängt und man fügt sich wohl mit Geduld in dieses allgemeine Los, das so gelind

erscheint gegen die Unsumme von Elend, die noch für Tausende daraus erwachsen wird. Wie ernst und trübe sieht es wieder in der Welt aus, man hört nichts andres in der Nähe und Ferne. Es gehört wohl eine entschiedene Heiterkeit des Gemütes dazu, in dieser Gegenwart nicht allen Frohsinn einzubüßen! — Solche kriegerische Zeiten zu erleben, das sind auch Erfahrungen, bester Schelling! die die Banden der Freundschaft und Liebe fester knüpfen; bei der gänzlichen Unsicherheit jedes irdischen Besitzes möchte man sich dieses himmlischen Guts um so unwandelbarer versichern.

Wie lieb ist es mir, bester Schelling! daß Ihr Buch nur Günstiges für Sie nach sich gezogen! Nun will ich mich auch nachgerade über seine Existenz zufriedengeben; aber keineswegs darüber, daß wir es nicht zu bekommen scheinen, von einem Tag zum andern habe ich vergebens darauf gehofft. Von dem, was Schlichtegroll darüber hierher berichtet, weiß ich nur ganz im allgemeinen, daß er glaubt, durch diese Auseinandersetzung die Wissenschaft gefördert zu sehn. Jacobs hütet sich wohl etwas mehr davon gegen uns zu äußern, er kennt zu bestimmt unsre Gesinnungen für den Verfasser.

Was Goethe darüber urteilt, sollen Sie gewiß erfahren, das Frühjahr bringt mich wohl einmal wieder in seine Nähe, um es von ihm selbst zu hören[1]. Wie können Sie nur in aller Welt glauben, nicht mehr in seiner Gunst zu stehn? Nein, ich weiß gewiß, lieber Schelling! er ehrt und liebt Sie von ganzem Herzen, und wenn dem nicht so wäre, verdiente der alte Herr nicht einen freundlichen Blick mehr. Daß er Ihnen nicht geantwortet, ist wohl nur zufällig, vielleicht bedurften Ihre Briefe geradezu keiner Antwort, und er erspart sich gern jeden Federzug. Schreiben Sie ihm nur immer wieder, wer wollte mit seinen Freunden so genau rechten? Wundern tut es mich auch nicht, wenn er den Herrn Kapellmeister Weber etwas kalt empfangen, ich kenne schon seine entschiedene Anti-

[1] Vgl. Einleitung S. 19.

pathie gegen alle Musici[1]. Am auffallendsten bemerkt sich das, wenn er Reichardt gegenübersteht. Zelter ist der einzige, den er persönlich liebt und schätzt. Ich habe auch diesen Winter keine Zeile mit dem alten Herrn gewechselt, nur durch Fremde und Bekannte haben wir uns von Zeit zu Zeit begrüßen lassen; aber es ist mir nicht bange, seine Gesinnungen unverändert zu finden, — er hat zwar ein wankelmütiges Herz, aber doch nur auf gewisse Weise. Wie es diesen Sommer mit ihm werden wird, weiß ich noch gar nicht, sein Famulus wird Ostern bei der weimarischen Schule angestellt, und lange kann G. doch nicht in fremden Landen ohne diesen existieren. Es klingt freilich wunderlich, den alten Herrn für so unmündig zu erklären.

Also zu Anfang dieses Sommers, bester Schelling! sollen wir Sie sehn? Daß uns nur ja diese liebe Aussicht nicht noch weiter in die Ferne gerückt werde! es liegt so schon eine lange Zeit dazwischen — wir haben noch förmlichen Winter. Vor vier Wochen gab es schon Veilchen, und auf einmal sind wir wieder eingefroren, als wollte sich der Sommer nie zeigen. Mich kann es ungeduldig machen, so tief im März zu sein und noch keinen Strahl der Frühlingssonne fühlen.

Da kommt das kriegerische Buch, während ich schreibe, gleichsam als hätte ich's zitiert. Ich habe mich nicht enthalten, gleich hineinzublicken, und bin erfüllt von Jacobis Abscheulichkeiten, gegen die sich meine ganze Seele empört. — Rechtlicherweise hat man von so etwas keinen Begriff, wenn man es nicht mit Augen sieht, mir hat sich wahrhaft das Herz dabei umgewendet. Ich begreife nun, daß Sie nicht schweigen konnten; ob mehr Mäßigung möglich war, kann ich freilich nicht beurteilen. Der Himmel bewahre Sie je wieder vor so einem hämischen Gegner! Die beiden ersten Abschnitte des Buches sind wohl zu wissenschaftlich, um für uns ganz genießbar zu sein; ich freue mich desto

[1] Schelling empfahl in einem Briefe vom 30. November 1811 Karl Maria von Weber an Goethe mit den Worten: im Fache der musikalischen Komposition wandle er keinen gemeinen Weg.

mehr auf den letzten, dessen heitrere Behandlung uns noch mehr zusagen wird, schon beim ersten Blick fühlt man sich betroffen von der Gewalt des Geistes und Witzes, die diese ganze Vision beherrscht. Kaum kann ich erwarten, es recht mit Muße zu genießen.

Leben Sie wohl, lieber, teurer Freund! lassen Sie bald wieder von sich hören und sein Sie von uns allen auf das liebevollste gegrüßt.

Pauline.

Schelling an Pauline Gotter.

M.-Einſ., den 1. Mai 1812.

Kaum, beste Pauline, habe ich von meinem kleinen Landhaus Besitz genommen und es mir etwas wohnlich gemacht, so ergreife ich die Feder, um Ihnen zu antworten. Der Himmel hat mich indes recht begünstigt, letzten Montag, den 27., ging ich hierher, am nämlichen Tag entwölkte sich die Luft, und zugleich kam die Wärme, die gestern fruchtbare Gewitterregen, heute wieder den klarsten Himmel brachte. Kurz, es scheint endlich mit dem Frühling ernst zu werden.

Wie froh bin ich dieser Stille! Im Gedränge der Menschen, im täglichen Umtrieb der Geschäfte verlieren wir uns selbst. Die Einsamkeit erlaubt uns, auch wieder an uns selbst, an unser Liebstes und Bestes zu denken; da finden wir im eigentlichen Verstande unser Inneres wieder und freuen uns, daß es noch da ist. — Warum ist das Herz des Menschen auch darin wie die Erde, daß immer eine Seite ins Dunkel zurücktreten muß, damit die andere beleuchtet sei? — Diese Tage also habe ich mir selbst gelebt, meinen Erinnerungen und den wenigen, wenn auch nicht geringen Hoffnungen. Manche Zähre süßer Wehmut ist dem heiligen Andenken geflossen; hier hätte sie so gern mit mir geweilt, es war der einzige Punkt, der ihr recht gefiel.

Meine nächste Hoffnung geht darauf, die liebe Mutter, Sie, beste Pauline und, wenn es sein kann, auch die

Schwestern zu sehen. Welche Wonne nach so langer Entbehrung sich einmal wieder unter treuen Freunden zu wissen, mit denen, ich fühl' es, mein Herz und meine Seele eins ist! — Vor mir im Süden liegt, in der schönsten Perspektive, das herrliche Gebirg, von dessen noch mit Schnee bedeckten Gipfeln die Sonne golden widerstrahlt; ich glaube, in den Vertiefungen den Frühlingsdampf jener romantischen Seen zu erblicken, nach denen mich immer eine besondere Sehnsucht hinzieht. Aber eine mächtigere lenkt mir den Sinn nach Norden zu; und eh' ich unter jenen fernen Gipfeln wieder wandle, muß endlich der lange Wunsch des Herzens erfüllt sein, so teure Freunde zu sehen. Ja, beste Pauline, diesmal ist es nicht nur fester Vorsatz, es ist auch alles so eingerichtet und berechnet, daß er ausgeführt werden kann. Sobald ich den nächsten Brief von Ihnen habe, glaube ich auch das Nähere schreiben zu können. Sie wiederholen das ungemein holde und freundliche Anerbieten, dahin zu kommen, wohin ich am leichtesten zu gelangen hoffen kann. Küssen Sie der lieben Mutter zum voraus die Hände für dieses freundschaftsvolle Entgegenkommen. Bestimmen kann ich freilich heute noch nichts; es muß noch wegen einiger Umstände Rücksprache genommen werden, eh' ich mich entscheide, wie weit mein Ausflug gehen kann und soll. . . . .

Herzlichen Dank für Ihre Nachricht von der Wirkung meines Buchs in Jena. Ich werde freilich die Hände voll zu tun bekommen; Jacobi bietet alle seine Mannen auf, aber ich weiß, was sie ungefähr vermögen, und lasse mich's nicht anfechten. Wenn sie alle gesprochen haben, kann ich ja immer auch wieder kommen. Jacobis Lage ist in der Tat nicht die beste, er sucht eben um Urlaub an, in ein Bad zu gehen, seine Gesundheit herzustellen; ich fürchte, er wird ihn erhalten und man wird veranstalten, daß er nicht wiederkommt. Mir wäre dies sehr leid; ich wünsche, daß er an seinem Platz bleibe bis zu Ende. —

Doch genug von diesen Dingen! Ich wende alle meine Gedanken gern vom Gegenwärtigen und dringe in die Zukunft und in die Ferne. Gern will ich in alle Verhältnisse

zurückgehn, wenn ich nur erst Sie gesehn. Ein solcher Augenblick wiegt Jahre auf. Leben Sie gesund, herzlich gegrüßt samt der lieben Mutter und den Schwestern von

Ihrem

ergebensten Freunde

Schelling.

Erster Brief nach dem Zusammentreffen bei Lichtenfels.

Aus dem Zimmer, wo noch alles Dich atmet, wenige Augenblicke nach der Rückkehr von unsrer Trennung, schreibe ich Dir, holdseligstes Leben, diesen Brief, zwar in dem festen Glauben, daß die Hand, die auf ihm ruht, früher als er in der Deinigen ruhen wird, aber auch ergeben, wenn es nicht sein kann, den glückseligsten Augenblick zu erwarten. Kommt er nach mir, so siehst Du wenigstens, wie ich nach der Trennung empfinde, und kannst damit das Gefühl vergleichen, das bei der Wiedervereinigung mich mit Dir überströmt. Mein liebstes Kind, ich hoffe auf den Himmel, er wird diese Abwesenheit nicht lange währen lassen, die mich (ich will es Dir nur gestehen) ungemein schmerzt, ja mehr als ich dachte. Jetzt, Du Engel, ist Zeit zu beten, mein Gespräch und Denken ist nichts als ein beständiges Gebet, sein Inhalt ist nur der eine große, der meinem Leben wieder Inhalt gibt. Dankte ich Dir nichts, so dankte ich Dir wieder den Glauben an die Liebe, und dieses ist das Größte, — die Hoffnung einer solchen reinen himmlischen Liebe, als ich kaum für diese Erde geschaffen hielt. —

Doch Du willst nicht, daß ich mit Liebesworten Dich anrede; eher Liebesschläge, die ich Dir leider nicht geben kann. Ich wünschte zu wissen, mit wem Du nun diese unmäßig langen sechs Tage des Abends kichern oder in das Winkelchen Dich zurückziehen wirst, um vor der Zugluft verwahrt, aber von Küssen erwärmt zu werden. O einzige, unergründliche Anschläge, die das mutwillige Kind

während seines Hierseins alle erdacht; wer vermag es Dir gleichzutun in unschuldiger Schlauheit und arglistiger Unschuld.

Auf dem Rückweg durch den Wald habe ich ein einzig Maienblümchen gefunden und dabei mich geärgert, Dich nicht mein Maienblümchen genannt zu haben. Von vielen artigen Namen wäre dieser einer der wahrsten gewesen.

Da es Dir an nichts weniger als an Geist gebricht, so laß Dir sagen, Maiblümchen, daß Du am besten tun wirst, ins Kraut, oder wie Du selbst sagst: ins Stroh zu wachsen, daß Dich nicht so leicht jedes Lüftchen hin und her weht, so schön Du Dich auch wiegst und das Köpfchen neigst. Man sagt, im Schlaf wachse und gedeihe der Körper. Du kannst diese Zwischenzeit als eine große Schlafzeit ansehen. Deine Sonne geht Dir jetzt hinter dem Thüringer Walde weg, wie dem Polarländer unter seinem Horizont. Doch ist es mit Dir anders, sechs Tage wird sie Dir fehlen und viele, viele lange Jahre Dir nicht mehr untergehn, Dich bescheinen, an sich halten und drücken, wie die Sonne die Erde an ihr Herz drückt, welchen Druck die dummen Leute die Schwere nennen. Schlaf', Maiblümchen, so lange denke nichts, sei nur, die Zutaten des Seins laß alle fahren, werde gesund, kräftig, zum völligen Aufblühen bereit, Du Braut der brennenden Sonne. — Welche Einbildung! wirst Du wieder sagen, aber besser ist, Du sagst nichts, sondern schläffst, einem Kinde gleich, das Du ja wachend nicht minder bist, um zu gedeihen und hernach fröhlich zu sein. Sollte nun der Brief doch glücklicher sein, als der ihn geschrieben, so laß' Dich's nicht anfechten; auf jeden Fall ist er doch nur sein Vorläufer und Morgenstern, fehlen kann es ja nicht; wir werden uns sehen und nichts kann uns auseinander reißen, als der Arm, der uns zusammengeführt, und der will es nicht; kann er sich widersprechen? Küsse und herze Mutter und Schwestern für mich; wer soll aber Dich für mich küssen? Niemand, Kind; das kann nur ich allein. Vollende wohl Deine letzte Reise als Mädchen, Du mädchenhaftes Mädchen, Engel geleiten Dich Engel.

Pauline Gotter an Schelling.

Schleusingen, Donnerstag abend.

Nun bin ich einen ganzen Tag von Dir getrennt, mein lieber, lieber Freund! und wie lang ist er mir geworden! Wenn ich bedenke, daß noch acht Tage so vergehn können, so weiß ich nicht, wie ich es aushalten werde! Ängstige Dich indes nicht, ich will recht vernünftig, recht ruhig sein und mir alle Mühe geben, Dich zu vergessen. Die Reise hierher ist mir gut bekommen, ich bin nur sehr erschöpft und kann Dir deswegen nur wenig sagen, wenn ich gleich viel auf dem Herzen für Dich habe; aber Du weißt auch ohne Schreiben und Sagen, wie ich Dich liebe, und das ist ja schon viel. Adieu geliebter, bester, liebster Freund! mit aller Innigkeit eines liebevollen Herzens schließe ich Dich in meine Arme.

P.

Gotha, Sonnabend.

Von Schleusingen aus wirst Du wohl einige Zeilen erhalten haben, mein liebster Freund! die Dich wenigstens über unsre glückliche Ankunft beruhigt haben. Mehr kann ich Dir auch heute nicht sagen: ich bin noch matt von der Anstrengung der Reise, eine bleierne Schwere hängt sich an jeden Federzug, so sehr auch meine Freuden, Hoffnungen und Wünsche dem lieben Freunde zufliegen. Die Stöße des Wagens, die Bewegungen des Herzens haben mir beide zugesetzt, um für den Augenblick ganz frisch zu sein, doch sollst Du mich sicher so finden. Mit einem gemischten Gefühl habe ich die Heimat wieder begrüßt; ich fühlte, daß sich mein Inneres schon von ihr losgerissen hatte, nur mein Auge ruhte noch mechanisch auf der mir sonst so lieben Gegend; ich empfand auf das lebhafteste die Kraft, die Gewalt in meinem Innern, die jedes Band, jedes Verhältnis zerreißt, das Neigung und Gewohnheit seit meinem Dasein knüpften, um auf ewig dem Manne

zu folgen, dem sich meine ganze Seele hingibt. Ja, liebster Schelling, mit unverbrüchlicher Liebe gehöre ich Dir, ich lebe nur in dem Gedanken: Gott hat Dich mir gegeben und Gott wird mir ja auch Kraft geben Dich glücklich zu machen. O, es ist Wonne des Himmels, in einer schönen Gegend, in der lieblichsten Jahreszeit sich zum erstenmal bewußt zu werden, daß man nicht allein steht, daß es noch ein Wesen gibt, mit dem man auf das unauflöslichste verbunden ist. Die schönen, schönen Tage! Komm bald, Geliebter! daß sie uns wieder werden.

Hier wundert man sich, eine so ruhige Braut an mir zu finden; aber ich wüßte nicht, wie ich anders sein könnte, es ist nichts, was in meinem Innern streitet, es ist alles Harmonie, und es ist nicht möglich, ein grenzenloseres Vertrauen zu haben.

Lebe wohl, Geliebter, bald genieße ich die Seligkeit wieder mit Dir zu sein.

P.

Schelling an seinen Bruder Karl[1].

München, den 10. Juli 1812.

..... Du und die lieben Eltern, auch die Schwestern, werden vor allem begierig sein zu wissen, welche vorzügliche Eigenschaften mich zu einem so schnellen Entschluß bewegen konnten.

Vom Äußern anzufangen, ist es schwer, Pauline zu beschreiben. Vielleicht hast Du noch ein Bild von ihr behalten, da Du sie mit mir einmal als Kind in Weimar gesehen. Sie ist 23 Jahre alt, groß, schlank, und sieht fast mehr einem Werk der Phantasie als einem Werk der Natur ähnlich. Ohne eine Schönheit zu sein, hat sie eine ihr ganz eigne Holdseligkeit in den Mienen, ein liebliches Wesen, das ihr alle Herzen gewinnt. Sie ist zart und von leicht störbarer Gesundheit, aber durchaus

[1] Medizinalrat in Stuttgart.

frei von allen weiblichen Kränklichkeiten, hat gesunde Säfte, gute Farbe und eine unauslöschliche durch nichts zu störende Heiterkeit. In dieser Hinsicht glaube ich, kannst Du Dich beruhigen, da ich den Freund Marcus mit auf die Brautschau nahm, der mir, nachdem er alles wohl erkundet, zu der Heirat riet und sich gleichsam für mein Glück als Arzt verbürgte. In der Tat hat sie sich bei dem nicht geringen Bamberger Unfall, den Ermüdungen der Reise in schlechter Witterung doch ziemlich aufrecht erhalten, und ich hoffe, bayrische Luft, Kost und Bier wird ihr in kurzem die volle Konsistenz geben.

Was aber freilich über alles geht, ist ihr ganz vortreffliches, von jedem, der sie kennt, dafür erkanntes Herz, und daß sie mich mit der reinsten, innigsten Liebe liebt. Ich habe nie ein Herz gefunden, in welchem der allgemeine Same des Bösen so wenig Wurzel geschlagen, es ist kein böses Äderchen in ihr, sie ist ganz Huld, Liebe und Güte; und wie sie mich dadurch beglückt, so hoffe ich, wird sie auch die Herzen anderer Menschen für sich gewinnen, was noch überall der Fall war und schon vorläufig bei den Personen der Fall ist, die sie hier von Gotha aus kennen. Hierzu kommt die größte Einstimmigkeit unserer Denkart über das, was zum wahren Lebensglück gehört, und daher auch über unsre Lebenseinrichtungen, in welchen ich mit Zuversicht hoffen darf, ganz meinem Geschmacke und meinen Neigungen, welche zugleich die ihrigen sind, folgen zu dürfen. Ihre häusliche Erziehung läßt mich auch auf eine gute Führung meiner Haushaltung hoffen. Ihre Mutter, eine in jeder Hinsicht vortreffliche, sehr moralisch und religiös gesinnte Frau, hat das Beste an ihr getan, wiewohl ich glaube, daß nach dem glücklichen Naturell alles nur darauf ankam, nichts an ihr zu verderben noch verderben zu lassen. — — Nach allen diesen Umständen hoffe ich, daß Du, daß die lieben Eltern und alle Geschwister und Verwandte mir zu dieser Verbindung Glück wünschen werden, von der ich nach allen Anzeichen keinen Augenblick zweifle, daß sie durch den Himmel gestiftet worden, der uns beide von Unbeginn füreinander

bestimmt hatte. Wenigstens weiß ich nicht, wo ich das Mädchen hätte auffinden wollen, das so in jeder Hinsicht für mich und für alle meine Umstände gepaßt, so viel Fähigkeiten gehabt hätte, mich glücklich zu machen. — —

Schelling an seinen Bruder Karl.

Liebster Bruder!

Ich danke Dir für die mir gegebenen Nachrichten von den letzten Umständen und der Bestattung unsers verewigten Vaters, so schmerzhaft sie mir gewesen sind. Es wird mir schwer, an den Gedanken mich zu gewöhnen, daß der gute Vater nicht mehr unter uns ist. Ein Leben wie das seinige verklärt sich erst recht im Tode, wenn alles Außerwesentliche dahin ist und nur das reine Bild des inneren Menschen bleibt.

Dem Himmel sei Dank, daß die gute Mutter der Größe ihres gerechten Schmerzes nicht unterlegen ist. Tröste und stärke sie, wie Du weißt und kannst, auch physisch, damit sie uns erhalten werde; wir haben den Vater noch nicht ganz verloren, solange sie lebt.

Ich habe freilich gedacht, sie würde bei Dir wohnen können. Wenn es aber nicht sein kann auf eine Art, die ihr gemäß und angenehm ist, so finde ich besser, daß es nicht geschehe. Ich wünsche in diesem Fall, daß sie auch nicht fürs erste oder einstweilen bei Dir wohne. Es hat nichts Auffallendes, wenn sie bei einem andern ihrer Kinder wohnt; aber es würde auffallen, wenn sie von Dir auszöge. Du wirst schon Mittel und Wege finden, ihr inzwischen ein anständiges Unterkommen zu verschaffen. Ich bitte Dich auch in meinem Namen zu tun, was möglich ist. Wenn die Mittel der guten Mutter nicht zureichen, so will ich schon Rat schaffen. Ich habe, wie im prophetischen Geist, der Mutter gleich in dem Brief, den Du hoffentlich erhalten hast, geschrieben, sie sollte doch zu mir kommen. Ich habe alles mögliche Zutrauen zu der wirklich edlen Denkart unsres Schwagers, wie zu dem guten Herzen

unserer Schwester. Ich zweifle nicht, sie werden alles aufbieten, um der guten Mutter eine angenehme Lage zu bereiten. Aber können sie immer, wie sie wollen? — Du weißt, daß sie sich selber einschränken müssen, und da die gute Mutter in dem nämlichen Fall ist, so fürchte ich, der kaum zu entfernende Anblick einer gewissen Kümmerlichkeit werde der Mutter nicht zusagen, die in ihrem Leben so reichlich und gegen alle Menschen freigebig zu leben gewohnt war. Die Wohnungen in Stuttgart, die nicht teuer bezahlt werden, sind so unangenehm, eng und finster. Hier kann man wohlfeil doch angenehmer wohnen. Ich könnte mir die gute Mutter nicht in einem sonnenleeren, engen, aussichtslosen Stübchen denken. Ich habe eben ein kleines Quartier zu meiner Disposition, das in dem nämlichen Haus und der nämlichen Etage mit meiner Wohnung ist, ausnehmend heiter und mit der schönsten Aussicht. Die Mutter würde sich darin vorkommen als wohnte sie auf dem Lande. Alle übrige Lebensgemächlichkeit könnten wir ihr leicht bereiten, und so gering ihr Einkommen sein mag, getrauen wir uns doch alles so einzurichten, daß sie nicht nur anständig, sondern auch angenehm und nach ihrer Weise leben kann. Ich habe mich auf den Fuß gesetzt, nur mit wenigen auserlesenen Menschen umzugehen, still und häuslich zu leben, was ich um so eher durchsetzen kann, als meine Frau und ich beide hier fremd sind. Kurz, ich glaube, sie würde es so bei uns finden, wie es ihr gemäß und lieb ist. Ich würde es als Glück und Segen betrachten, die Mutter in ihren alten Tagen bei mir zu haben, zugleich als Ersatz für die frühe Trennung von unserer Familie, an der ich immer mit so großer Innigkeit gehangen habe. Meine Frau hat die nämliche Gesinnung, sie ist heiter, verträgsam und ganz für ein friedliches, häusliches Leben. Es wäre freilich ein großer Entschluß für die Mutter, ihr Geburtsland zu verlassen. Aber sie würde sich doch bei mir wie zu Hause fühlen; sollte sie ja sich nicht gewöhnen können, so wäre damit nichts verloren, ich könnte sie ja immer nach Verfluß eines Halbjahres oder Jahres wieder zurückbringen.

Ich zweifle aber keinen Augenblick, daß sie hier bei uns sich heimlich und traulich fühlen würde. Ich schreibe Dir dies alles nur zu dem Ende, damit, wenn die Mutter Lust dazu bezeigte, Du es ihr nicht ausredest, sondern, soviel möglich, selbst zur Ausführung dieses meines Wunsches behilflich seist. Ich weiß wohl, welche Verpflichtungen ich dadurch auf mich nehmen würde; aber ich gelobe auch Dir und unsern Geschwistern die treueste Erfüllung derselben. Daß sie diesen Winter schon hier wäre, könnte ich nicht wünschen noch ihr zumuten. Es gewöhnt sich überall im Winter schwerer; auch wird die Reise mühseliger. Ich wünsche also, daß Du für diesen Winter eine Einrichtung treffest. Ich weiß nicht, ob der Schwager schon diesen Herbst seine Wohnung verändern kann; wäre es nicht, so müßte ja doch die Mutter für sich wohnen. Wäre es nun ihr Wille, aufs Frühjahr zu mir zu kommen, so könnte Groß[1] seine Wohnung behalten, wenn sie ihm, wie ich denke, für seine Bedürfnisse groß genug ist, und die Veränderung wäre ihm erspart. Aufs Frühjahr würde ich dann die Mutter in Ulm abholen und bei dieser Gelegenheit das Vergnügen haben, auch Dich wiederzusehen.

Ich brauche Dich nicht zu bitten, liebster Bruder, alles anzuwenden, um die Lage der Mutter einstweilen so gut einzurichten, als möglich; der große Entschluß, nach München zu ziehen, muß freilich rein von ihr selbst ausgehen. Bei solchen Ereignissen, wie das ist, das uns betroffen, bleibt es immer das Schmerzlichste, wenn mit dem Tod des Familienhauptes auch die Familie selbst sich auflöst. Dies wird bei uns nie sein; den Charakter der Einigkeit und inniger gegenseitiger Anhänglichkeit darf sie nicht verlieren, sie muß, auch unter dem jetzt unsichtbaren Oberhaupt unseres verewigten Vaters, immer eins in Treue und Liebe bleiben. — — Lebe wohl, bleibe gesund und gedenke meiner in Liebe.

Dein
treuer Bruder
Fritz.

[1] Schellings Schwager.

Schelling an seine Mutter.

München, 4. Sept. 1814.

— — Ach, liebste Mutter, wir vermissen Sie eben noch täglich, ja stündlich. Es ist gar nicht mehr so heiter bei uns, seit die freundliche, liebreiche Mama uns verlassen. Könnten Sie doch nur auch zuweilen wie zu Karl auf ein Stündchen zu uns kommen. Alles, was wir Sie nun bitten, liebste Mutter, ist, daß Sie doch alles anwenden, sich recht gesund zu erhalten. Es ist das größte Glück, eine solche liebe, gute Mutter noch zu besitzen. Ich hätte fast nicht mehr leben mögen, wenn wir Sie auch verloren hätten. Seien Sie noch viele Jahre unter Ihren Kindern; Sie sind aller Trost und höchste Freude. Wenn ich Sie auch nicht sehe, tut es mir doch wohl an Sie zu denken und mir vorzustellen, wie Sie unter meinen andern Geschwistern sind. Bis jetzt sind Sie in Stuttgart fast gar nicht zum Ausruhen gekommen. Von der Reise angegriffen, waren Sie die Tage unsres Aufenthaltes in beständiger Bewegung, dies und die Veränderung des Klimas und der Lebensart hat Sie wohl am ehesten krank gemacht. Gott sei ewig Dank, daß Ihnen hier nichts der Art zugestoßen, wo wir Ihnen einen Arzt wie Karl zu verschaffen vergeblich gesucht hätten. Jetzt ruhen Sie doch recht aus von allen Ihren Anstrengungen, sammeln Sie neue Kräfte, um auch den Winter gesund durchzubringen.

Unser kleiner Liebling gedeiht immer noch so fort wie sonst, nur gibt es Tage, wo er stark zahnt und dann etwas unleidig wird. Alle die gewöhnlichen und immer vorkommenden Sachen versteht er schon; man darf nichts von Spazierengehen sagen, denn da will er gleich fort, wenn es auch regnet. Leider findet sich auch der Eigensinn schon ein, der in diesem Alter schwer zu bezähmen ist. Ich glaube, wenn Sie jetzt wiederkämen, würde er Sie noch erkennen. —

Meine Frau grüßt und küßt die liebste Mama aufs zärtlichste; sie kann sich oft gar nicht dreinfinden, daß Sie nicht mehr hier sind, und wird Ihnen nächster Tage ant-

worten. So bitte ich Sie denn auch, alle die lieben Unsrigen, Schwester und Schwager, den liebsten Karl und seine liebe Frau aufs herzlichste von uns zu grüßen. Ich bin jetzt auf meinem neuen Zimmer sehr fleißig und befinde mich viel besser. —

Gott erhalte Sie, liebste Mutter; ich bin und bleibe immer

Ihr
treu-geh. Sohn
Fr.

Schelling an seinen Bruder Karl.

Liebstes Brüderchen!

Ich habe Dich immer als meinen guten Genius betrachtet und Deiner Stimme gern mehr als jeder andern von außen kommenden gefolgt. Jetzt ist ein Fall da, wo ich sie wieder vernehmen möchte. Unerwarteterweise erhalte ich von dem alten, geliebten Jena einen Antrag zur Lehrstelle der Logik und Metaphysik in der philosophischen Fakultät. Man bietet mir tausend Taler (eine dort unerhörte Summe, die ich gewiß, der erste und bis jetzt einzige, erhalten würde), das Primariat in der philosophischen Fakultät und andere Vorteile. Das Einkommen wäre dem hiesigen so ziemlich gleich, inwiefern die Fakultätsgebühren nach dem geringsten Anschlag auch 150 Reichstaler betragen, und ich schon an der Wohlfeilheit der Wohnung 3—400 Gulden gewinnen würde. Der Erwerb durch Vorlesungen wäre fast reiner Überschuß. Doch das gehört nur zu den Bedingungen, ohne welche ich nicht gehen könnte. Aber — daß ich wieder als Lehrer wirken kann in dieser bedeutenden und immer bedeutender werdenden Zeit, wieder jene goldene Freiheit genießen, die man vielleicht an keinem Orte der Welt und auf keiner Universität so wie in Jena schmecken kann, das sind Motive, die in meinem Innern eine gewaltige Bewegung hervorbringen. Wieder bloß Lehrer der Philosophie zu sein, würde mich nicht in so hohem Grade reizen, aber der all-

mähliche und schickliche Übergang, den ich dort zur Theologie machen könnte und zu dem ich auf jeden Fall die Mittel mir ausbedingen würde, der Gedanke, dadurch unter göttlichem Segen für ganz Deutschland etwas Entscheidendes zu tun und ein wohltätiges Licht anzustecken, wogegen die erste noch in der Jugend hervorgebrachte Bewegung nur ein unlauteres Feuer war: das sind Vorstellungen, die mich mit großer Gewalt treiben und fast zum Entschluß bringen. Drei Dinge haben diesen bis jetzt zurückgehalten.

Zuerst die Notwendigkeit, mich der höchsten Lauterkeit meines Entschlusses zu versichern, ohne welche doch kein wahres Glück für mich wäre.

Zweitens die Pflicht, meine Kräfte zu prüfen und wohl abzuwägen, ob ich geistig und physisch auch dem allen gewachsen sein würde.

Drittens ein Gefühl von Rechtlichkeit in bezug auf die bayrische Regierung. — Subalterne haben mich im Anfang illiberal und unsittlich behandelt, aber ich habe mich doch von der Wohlmeinung der Regierung immer überzeugt, und die ersten Männer des Staats, in deren Händen, Gott sei Dank, seit einer Reihe von Jahren mein Schicksal gelegen, haben mir nie etwas Unwürdiges zugemutet noch mich anders als mit Liberalität und nobler Denkart behandelt. Leichtsinnig abbrechen und abtrünnig werden möchte ich gerade in den gegenwärtigen Zeiten am wenigsten, wo jeder Ehrenmann, denke ich, auch in Verhältnissen zu Regierungen Charakter zeigen muß.

Nun bitte ich Dich, liebes Herz, schreibe mir über das Ganze auch Deine Gedanken[1]. Gehe mit Dir selbst zu Rat, höre auf Deine innere Stimme, frage auch besonders unsere gute Mutter, und laß Dir diese Angelegenheit recht empfohlen sein. Was Du mir dann schreibst, wird in der Wagschale meiner Entschließungen einen mächtigen Ausschlag geben. Es versteht sich übrigens, daß ich

[1] Der Bruder erwiderte mit vielen Bedenken gegen die Annahme des Rufes. (A. d. H.)

nicht wünsche, daß vorläufig andern als den Unsrigen etwas davon bekannt werde.

Möge der Himmel Dir und allen den Unsern bei diesem ungünstigen Wetter Gesundheit erhalten! Ich umarme Dich in Gedanken und bin wie immer

Dein

treuer Bruder

Fritz.

Schelling an seine Frau.

Wallersee [Ende März 1818], halb acht Uhr abends.

Ich grüße Dich, Du liebe Seele, und schreibe Dir, daß ich 1/2 7 Uhr glücklich hier angekommen bin. Der Tag war herrlich, in den Mittagsstunden kaum die Hitze auszuhalten, und alles, je weiter man gegen den Kochelsee kommt, dampfend in Frühlingsduft, obgleich die Bäume noch nirgends grün sind. Die Abhänge der Berge und die Ränder der Wiesen beblumen sich, aber die Blümchen, die ich Dir und Paulchen hier schicke, sind die ganze jetzige Flora. Die blauen sind von Wolfarthshausen, die gelben von Königsdorf, die roten vom Kesselberg. Lache mich nicht damit aus, es sind doch immer die ersten Kinder des Frühlings in dieser armen Gegend, und ich habe sie für Dich gepflückt. Der Kutscher fuhr bis Königsdorf, wo ich für 27 Kreuzer zu Mittag speiste; am Abhang der Wiesenhügel hinter den Häusern des Dorfes sieht man die Kolosse zuerst recht deutlich in ihren Umrissen, auch den Landsitz der Madame Happach, — das Kloster Beierberg und ein altes Schloß Eurasburg — es ist ein schöner Punkt, wo ich Dich doppelt zu mir wünschte. In diesem Dorf bat mich der Mittenwalder Bote, durch den alles, was gefahren wird, von München hierher kommen muß, ihn hinten aufsitzen zu lassen, was ich ihm bewilligte, da der Kutscher nichts dagegen einzuwenden hatte. Der hat sich dann mit Dankbarkeit erboten, alles von mir und an mich aufs beste zu bestellen. Er sagte mir, das kleine Haus sei von den Gendarmen okkupiert

— doch wie sich nachher fand, nur der untere Teil und auch von diesem nur ein kleines Nebengebäude. In Kochel machten wir wieder halt. Kommen wir zusammen dahin, so müssen wir den Weg von Kochel nach dem Joch zu Fuße machen; das ist ein einziger Anblick, noch schöner als von Stengels Hügel. Überhaupt kann ich Dir sagen — die Größe und Herrlichkeit der Berge, die Schönheit des himmelblauen Sees hat alle Bilder, die ich davon behalten, noch immer weit übertroffen. Es ist ein herrlicher Fleck der Erde. Das liebe Kloster und die Kirche von Schleedorf sah ich im Schatten von ferne liegen, am deutlichsten auf einem Absatz des Kesselbergs; ich konnte nicht ohne Wehmut hinblicken, da ich vor diesem schönen Örtchen, wo ich mit Dir war, vorbeiziehen mußte. Schon am Fuße des Kesselbergs mußt' ich eine Strecke durch Schnee gehn; solche Stellen wiederholten sich von Zeit zu Zeit je nach dem Schatten, den Wald und einzelne Hügel warfen. Nicht ohne Anstrengung überstieg ich zu Fuß diesen wilden Berg und kam endlich auf der andern Seite in das schauerliche Tal, das wenigstens für einige Wochen mein Wohnplatz sein soll. Vertraut mit dem Eindruck desselben, war ich doch dem Schrecken nicht gewachsen. Man kann es nicht beschreiben. Von meinen künftigen Fenstern aus hat man zunächst vor sich den, wenn er ruhig ist, schwarzen, wenn er sich bewegt, metallisch oder stahlblank glänzenden See, am Ufer den dunkeln Tannenwald und hinter diesem die Berge, die wie hell poliert Silber vom Scheitel bis zum Fuß von Schnee glänzen — denke Dir diesen wunderlichen Kontrast. — Noch liegt Schnee bis in die Landstraße herein und überall am Ufer des Sees. Fast schien es, als ob ich nicht bleiben würde. Der Posthalter kam mir gleich damit entgegen, daß ein geistlicher Herr, der ehemals im Kloster Ettal gewesen, in das Haus ziehen wolle und sein Versprechen habe. Am Ende ließ er sich jedoch willig finden, der geistliche Herr kann sehen, wo er unterkommt, oder auch mit den untern Stuben sich begnügen. So werde ich denn bleiben — ich gestehe Dir aufrichtig, zunächst bloß darum,

weil ich hier regelmäßiger Nachrichten von Dir und den Kindern haben kann; denn übrigens gehört einige Seelenstärke dazu; man könnte sich hier wie ein Gestorbener vorkommen, der plötzlich in einer schauerlichen Gegend in der andern Welt erwacht wäre. Vielleicht aber gewöhne ich mich mehr daran, als ich jetzt meine; wenigstens werde ich recht arbeiten, etwas andres bleibt hier nicht übrig. Inzwischen darfst Du Dir die Zimmer nichts weniger als splendid denken — zwei nebeneinander mit einem ungeheuren Ofen, das eine etwas feucht, doch wird's, ja es muß gehen. Noch habe ich Dir nichts von Dir geschrieben. Mein liebes Kind, ich will Dich nicht weich machen und darum lieber weniger zärtlich schreiben, als es mir ums Herz ist. Gott wird sich Deiner und Deiner lieben Kinder annehmen und uns wieder glücklich zusammenführen. Ich weiß zwar immer, was ich an Dir habe, aber seit ich von Dir weg bin, mit dem Gedanken, eine Weile von Dir getrennt sein zu müssen, fühle ich doppelt das Glück, das ich in Dir genieße. Du liebe, zarte Seele hast Deinem Mann schon manches Opfer bringen müssen; bring' auch dieses noch, künftig wird eine solche Trennung nie mehr nötig sein. Was Du tust, ängste Dich nicht um mich, ich habe ein Vorgefühl, daß alles gut gehen werde. Herze und liebkose die guten Kinder für mich. Ich muß jetzt schließen. Ich wollte Dir Sälblinge von hier schicken, aber der Herr Posthalter versichert, daß sie, auch gekocht, sich bis München nicht halten. Das versparen wir also, bis Du mich abholst. Du adressierst einfach: An — —, abzugeben auf dem Posthaus zu Wallersee.

Leb' wohl, Du Liebste, Beste. Ich bin allezeit bei Dir und den Kindern.

[Wallersee] Samstag [zu Anfang April 1818].

Das hat Dir ein guter Engel eingegeben, mir über Murnau zu schreiben. Höre, und wundre Dich! Gestern abend blieb ich auf, bis ich das Horn des Briefreiters

hörte, mehr als Paul darüber erfreut, denn ich erwartete nichts gewisser als einen Brief von Dir. Aber kein Brief, nicht einmal ein Brieflein! Wie es damit zugegangen, weiß ich nicht, genug, es ist so! Sahst Du nicht oder vergaßest, daß der Brief schon vormittags, ich glaube spätestens 11 Uhr auf der Post sein muß? Oder wurde er nicht richtig bestellt? Oder ist er auf der Post liegen geblieben? Denk Dir nun meinen Zustand! Er war wahrlich nicht beneidenswert. Noch war Hoffnung, Dein Brieflein sei nach Mittenwald mitgegangen, weil hier das Paket nicht eröffnet wird, und er komme heute von dort zurück. Wieder nichts! Nun bekam ich solche Sorge, trotz eines Traumes in der Nacht, der mich zu trösten schien, daß ich beschloß, Knall und Fall nach Haus zu reisen. Alles war so gut wie gepackt, ein Einspänner bestellt, der mich den Nachmittag noch nach Benediktbeuren brachte — nun auf einmal kam Dein Brief, ein Mann brachte ihn, von Schleedorf, wo er beim Waiziger Bier geholt hatte. Denke Dir mein Erstaunen, wie ich las: „weil der Brief erst am Freitag fortkomme, wollest Du mich so lang' nicht ohne Nachricht lassen und den andern Weg versuchen." Dazu freilich hat nun Dein Mittwochs-Brieflein nicht gedient, es kam erst am Samstag, aber es sollte ein anderes Mißgeschick gutmachen, woran ich nicht und Du noch weniger dachtest. Sage nun, sehe ich nicht wieder augenscheinlich, daß meine liebe Frau unter dem Einfluß guter Geister steht, ja selbst mein guter Geist ist? Dafür halte ich Dich ganz und gar; möchtest Du mir nur in allem raten, gefragt und ungefragt, und immer und in allen Dingen mein Orakel sein! Wenn ich glücklich wieder zu Dir komme, maß' es Dir an, mein Liebchen; oder maß' es Dir vielmehr nicht an, übe nur, wozu Du berufen bist. In Dir ruht mein Glück, und noch inniger, als vor jetzt bald vier Jahren, wünsche ich 40 im ganzen mit Dir leben zu können, Du gutes Kind. Gott geb's, jetzt wünsch' ich es recht, vorher war mir Sein oder Nichtsein ziemlich gleichgültig. — Nun ich Dein Brieflein hatte und doch nur drei Tage alte Nachrichten, schien es mir

Torheit zu gehen; in einem Augenblick waren meine kleinen Habseligkeiten wieder ausgepackt, in einer Viertelstunde alles in der alten Ordnung. Gott sei gepriesen, daß alles so gut steht — Du (denk nur auch und zuerst an Dich!) so wohl, und die Kinder so wohl! Ich blieb insoweit gern, als ich im besten Tun war, als ich gewiß bin, daß, wenn mir Gott Gesundheit und Leben erhält, ich diesmal gewiß das Werk zustande bringe. — Höre nun, wie ich mir alles ausgedacht hatte. Zuerst sollte der Schrank vor meiner einen Türe weg, damit ich nicht nötig hätte, abends Leute zu sehen; dann mit Deiner Bewilligung alle zu mir führenden Türen wohl geschlossen werden; hierauf mit Dir zu Rate gegangen, ob wir nicht lieber Mariä-Einsiedel für 100 Gulden mieten wollten, wo, so lang' es noch frisch und nicht heißer Sommer wäre, ich allein im untern Zimmer hausen wollte, all' ander Tage entweder Dich in München besuchend, oder von Dir besucht, oder mit Dir unterwegs zusammentreffend. Im hohen Sommer, bis wohin ich mit meiner Arbeit gewiß fertig war, solltest dann auch Du mit den Kindern herausziehen, und ich entweder in den Saal, oder in die Stadt. Was hältst Du nun von diesem Plänchen, dessen Kosten durch Abrechnung dessen, was mein hiesiger Aufenthalt und die in jenem Fall aufgegebene Reise nach Schleedorf erfordert hätte, gewiß wären gedeckt gewesen? Ich gestehe Dir, dieses Plänchen hat einen rechten Stein bei mir im Brett, oder vielmehr: es ist mir ein Stein auf dem Herzen, daß es mir nicht früher eingefallen, denn es vereinigt alles, was ich nur wünschen konnte. Ich will Dir noch mehr gestehen, aufgegeben ist es nicht ganz. Fahre ja einmal, wie Du im Sinn hattest, mit Paulchen dorthin, lade Frau von Gärtner und ihren Schwiegersohn dazu ein, das Häuslein anzusehen, ob es noch einen Sommer bewohnbar ist, d. h. nicht plötzlicher Einsturz droht. Mein Zweck würde dort so gut erreicht als hier, nur störte mich nicht die Sorge für Frau und Kinder. Denke immer ein wenig darüber nach, und zwar gleich, nämlich ob es Dir anständig ist, und ob es sich bald und leicht ausführen läßt. Denn daß ich

heute hier geblieben, ist noch immer kein Beweis, daß ich nicht einmal über Nacht mich entschließe wegzureisen. Denn wohl wird es mir hier doch nur in meiner Arbeit, oder wenn ich an Dich schreibe oder von Dir ein Brieflein erhalte; ich bin nicht krank und nie in der Arbeit durch Übelbefinden gestört, aber doch auch nicht ganz wohl, weil ich sehr im Unterleib leide, sei es das ungewohnte Essen, die hier noch immer rauhe Luft, sei es, daß ich alt genug bin, um die zarte Pflege einer geliebten Frau nicht ganz entbehren zu können. Laß' Dich durch keinen Umstand dabei bestechen, folge Deinem geraden Sinn und Urteil; aber leuchtet es Dir ein, so können wir unsre Trennung sehr abkürzen, und am liebsten wäre mir, wenn ich sogleich, ohne erst nach München zu gehen, dort einrücken könnte; dazu gehörte weiter nichts, als mit des Müllers Wagen mein Bett hinausschicken, meinen Schreibtisch (den in der Speisekammer) und ein paar Stühle.

Gestehe nun meine große Genügsamkeit; den Freitagsbrief habe ich noch nicht, nur das Brieflein vom Mittwoch, und doch bin ich glücklich und zufrieden. Nachrichten hoffe ich keine als höchstens am Montag durch den Mittenwalder Boten, wenn Du ihn anders nicht, in der Meinung, die Post gehe zweimal in der Woche, diesmal noch versäumt hast. Also, vor Freitag keine gewissen Briefe! Und vielleicht auch dann nicht, wenn es den gnädigen Herrn auf der Post nicht gefällt. Und doch preise ich Gott, daß ich heute den Trost gehabt habe, die Zeilen von Dir zu erhalten. Du scheinst inzwischen nur den einen Brief von mir erhalten zu haben, den ich mit dem Kutscher abschickte, mehr läßt sich aus Deinem Brieflein nicht abnehmen. Seitdem habe ich Dir noch zweimal geschrieben, einmal durch die Post, das andremal (vorgestern) durch einen Münchner Kutscher, dem ich ein Trinkgeld versprochen, wenn er den Brief überliefere. Schreibe mir jedesmal genau, wie viele Briefe Du erhalten. Dieser hier ist Nr. 4.

Du schreibst mir von Fritzchen nichts insbesondre; das Bild des Kindes erquickt mich in bloßen Gedanken. Wenn

ein Brief von Liebstadt kommt, den mach' auf und schreibe, im Fall es nötig wäre, ich sei verreist. Den von Cotta mach' nur auch auf und schick' ihn mir bald.

War nun Gottes Wille, daß ich länger hierbleibe, so versäume mir ja den Mittenwalder Boten nicht. Eigentlich darf er keine versiegelten Briefe mitnehmen, außer es ist Geld darin. Lege also jedesmal einen Zwölfer hinein. So bekomm' ich doch in der Woche zweimal Nachrichten. Den Brief, den Du auf die Post gibst, schicke Freitag vormittags 10 Uhr hin und adressiere so:

An — —, abzugeben auf dem Posthaus
in
Wallersee
über Benediktbeuren.

Man bittet den Brief ins Benediktbeurer Felleisen zu tun.

(Dies setze bei und laß es sagen!)

Für heute schließe ich nun und drücke Dich und die Kinder in Gedanken an mein Herz. Was mir noch beigeht, setz' ich morgen bei. Gott segne Dich, Du Liebste!

Da in der Welt nichts unmöglich ist, so könnte wohl gar dieser Brief wieder hierher nach Wallersee gehen, wenn ich ihn an mich überschriebe, darum an Dich! — Sage mir, ob andre Briefe richtig ankommen, die vom Ausland nämlich.

Sonntag Miseric. [5. Apr.] Diese letzte Abendstunde sei Dir geweiht, Du liebes Herz. Denn ich bin müde vom Arbeiten und würde, wie gern! diese Stunde mit Dir verplaudern. Warum können wir es doch zu Hause nicht auch so einrichten, daß ich den ganzen Tag so stetig arbeite und dann den Abend mit Dir in freundlichem Gespräch feire? Wie mancher Genuß entgeht uns dadurch! Es kann doch, unabwendliche Fälle ausgenommen, nur an dem Willen liegen — meinem, und auch Deinem? und an der Einrichtung. Denke einmal recht darüber nach und entziehe mir Deinen klugen und verständigen Rat nicht, denn ich will mein Leben durchaus auf diesen Fuß setzen. — Wenn und wann Du nach Schleedorf

gehen willst, schreibe mir doch aufrichtig und wolle mich nicht überraschen. Auch darum nicht, weil ich nicht weiß, wie gesagt, ob ich nicht einmal über Nacht aufbreche; und wenn dies auch nicht geschieht, wer will mir wehren einmal einen Besuch in München zu machen, da ich es so lange, als meine Arbeit bei der schnellsten Beendigung dauert, ohne Dich und die Kinder gesehen zu haben nicht aushalten kann, auch wohl einmal ein Abschnitt kommt, bei dem ich schlechterdings ein paar Tage ausruhen muß. Das kann ich hier nicht; arbeit' ich nicht, so habe ich keine Unterhaltung, und verreis' ich nach Schleedorf oder sonst wohin, so gehe ich ebenso leicht, ja am Ende wohlfeiler nach München, da ich eine solche Reise, nach eingezogner Erkundigung, sehr wohlfeil einrichten kann. Und weit fröhlicheren Sinns, neu gestärkt und ermutigt, würde ich zu einem zweiten Aufenthalt zurückkehren; es wäre denn, Du wolltest um die Zeit eben nach Schleedorf gehen, dann wäre es ein anderes. Aber wissen muß ich dies durchaus. Denn es wäre doch gar zu traurig, wenn ich nach M. reiste und Du indes nach Schleedorf; doch verlange ich nur die Woche, nicht den Tag zu wissen. Nun schlaf' wohl für heute, Du Liebe, mit Deinen süßen Kindern, ich bin müd' vom Schreiben und die Augen müssen ausruhen.

Donnerstag, den 28. Apr.

Liebste, beste Frau!

Ich hätte heute die schönste Gelegenheit, mit einer ganz leeren Retourkutsche wieder zu Dir und meinen lieben Kindern zu kommen. Da ich aber Deine Ansicht noch nicht weiß, so habe ich mich, bis mein Orakel sich äußert, um so mehr entschlossen, noch, so schwer mir die Trennung von Dir und meinen lieben Kindern fällt, hierzubleiben, da mich der liebe Gott so sichtbar in meiner Arbeit fördert und außer dem Gram, nicht bei Dir und den Kindern zu sein, nichts mich stört, nicht die Nebel, die seit vorgestern jeden Morgen aufsteigen, nicht das Regenwetter, das heut' eingefallen ist. Denn ich denke nur an zwei Sachen, an

meine Lieben zu Hause und an meine Arbeit; ich würdige den See keines Blicks, die Berge, die mich sonst erhoben, gefallen mir nicht — für nichts andres habe ich Sinn. Da ich aber nicht selbst mit dem Wagen komme, will ich doch die Gelegenheit nicht vorbeilassen, Dir (ich weiß, es geschieht damit) durch ein paar flüchtige Zeilen meine Liebe zu bezeugen. Schreiben kann ich Dir freilich nichts, als das Alte doch ewig Neue, wie sehr ich Dich liebe und die Kinder, wie schwer mir die Trennung täglich, ja stündlich aufs Herz fällt, doch zugleich, daß es mir außerdem völlig nach Wunsche geht, daß, wenn Ort, Jahreszeit und Gelegenheit erlaubten, Dich mit den Kindern hier, wär' es auch in einem Bauernhaus, unterzubringen, nichts zu meinem Glück fehlte; denn ungestörter kann man nicht sein, selbst das Kapellenglöcklein neben mir ertönt täglich nur zweimal, es ist bei Tag so still wie in der Nacht, ja stiller als an manchen Orten; die Leute sind so gut, freundlich und gefällig, als man sich nur denken kann; ein gutes Rindfleisch habe ich jeden Mittag, trefflichen Spießbraten jeden Abend, der Ofen, morgens einmal geheizt, wärmt den ganzen Tag; morgens $5^1/_2$ Uhr ist mein Kaffee da; ich gehe gewöhnlich $9^1/_2$ Uhr zu Bett, obschon meine Natur sich noch nicht gewöhnt hat, so früh zu schlafen, oder sind es die Gedanken an Dich und die Kinder, die mich nicht schlafen lassen? Denn daß ich um diese Zeit mich am meisten nach Haus sehne, ist natürlich.

Nun muß ich schließen. Erspare mir, meine Empfindungen für Dich und die Kinder auszudrücken. Ich kann nichts tun, als Euch Gott befehlen. Was Du tust, sorge für Deine Gesundheit. Weiß ich Dich wohl und guter oder doch leidlicher Dinge, so ficht mich nichts an. Die lieben Küchlein schlummern und wachen sicher unter Deinen Flügeln. Nun nur noch den Wunsch, daß Du den Brief lesen könnest, den soeben der Kutscher abholt.

Dein

Sch.

III. Erlangen, München, Berlin.
(1820—1854.)

Eins vermißte Schelling in München vor allem: die Wirksamkeit auf dem Katheder. Um sie zu erreichen, ging er 1820 nach Erlangen, aber ohne Anstellung an der Universität. Sein Kommen erregte großes Aufsehen. Er hielt seine Vorlesungen publice, „fast die ganze Universität, Professoren und Studenten, saßen beisammen in der Aula. Er litt nicht, daß irgend etwas nachgeschrieben wurde. Er las alles vom Blatt, aber er las sehr gut“. (Karl Hase, Ideale und Irrtümer. 1872.) Unter den Hörern war auch Graf Platen, der auch täglich in Schellings Hause verkehrte. Er hat in seinen Tagebüchern genau über die Vorlesungen berichtet.

1825 bestieg in München König Ludwig den Thron. Er war ein Feind der Reaktion und ein begeisterter Verehrer von Wissenschaften und Künsten. Unter ihm wurde die Universität reorganisiert und Schelling durfte nicht fehlen. So wurde er 1827 zum Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen und Vorstand der Akademie ernannt. Schelling trat, wie Thiersch in seinen Lebenserinnerungen berichtet, mit derselben Lebhaftigkeit wie in seiner Jugend auf. Seine Antrittsvorlesung wirkte begeisternd, und seine Vorlesungen über den „philosophischen Empirismus“ und Geschichte der neueren Philosophie hatten gewaltigen Zulauf. Wie groß sein Einfluß war, zeigte sich bei den Studentenunruhen im Dezember 1830. Bei den mitternächtlichen Gottesdiensten war es zu studentischem Ulk gekommen, der in übertriebener Weise vom Militär unterdrückt war. Es kam zu einer kleinen

Revolution. Da versammelte Schelling die Studenten am Abend des 29. Dezember in der Aula und hielt an sie eine Ansprache, die so geschickt war, daß die unruhige Schar versprach, keinen Lärm mehr zu vollführen — und dies Versprechen wurde gehalten.

Während dieser Zeit begann Schellings Kampf gegen Hegel, dessen Philosophie er für eine „Episode" hielt. In der Vorrede zu Cousins Vorrede zu seinen „Fragments philosophiques" (1833) bestimmte Schelling seinen Abstand von Hegel. Aber mit all dem war Hegels Macht nicht zu besiegen. Da bot sich Schelling die Gelegenheit, im Zentrum den Feind anzugreifen: 1840 wandte sich Bunsen an ihn, auf Wunsch Friedrich Wilhelms IV., um ihn für Berlin zu gewinnen. Da die Verhältnisse in Bayern sich zum Schlechteren gewandt, war Schelling trotz der aufrichtigen Liebe des Kronprinzen Maximilian nicht abgeneigt, dem Rufe zu folgen. Im Herbst 1841 ging er zunächst probeweise nach Berlin. Begeistert wurde er empfangen (vgl. die Antrittsvorlesung unten). 1842 erhielt er seine Entlassung aus dem bayrischen Dienste. Er las in Berlin vornehmlich über Philosophie der Mythologie und Offenbarung. Anfeindungen blieben auch dem alten Manne nicht erspart. Sein alter Gegner Salat ließ ein zweites Heft seines Pamphletes „Schelling in München" erscheinen, 1843 ergoß sich ein Regen von Streitschriften. Das schlimmste aber war, daß „der bekannte Satanas und Erbfeind" seiner Philosophie, Paulus, Schellings Vorlesungen nachdrucken ließ („Die endlich offenbar gewordene Philosophie der Offenbarung etc."), ebenso Frauenstädt. Schelling verklagte ihn — aber die Regierung war ihm nicht mehr wohlgesinnt und so wurde Paulus nicht zur Rechenschaft gezogen. Dadurch fühlte sich der Denker so verletzt, daß er seine Vorlesungen einstellte.

Zurückgezogen in den engsten Familien- und Freundeskreis verbrachte er die letzten Lebensjahre. Die treue Freundschaft des Königs Maximilian von Bayern tat ihm innig wohl. Sein Haus war einsam, aber eine stattliche Schar von Söhnen, Töchtern und Enkeln blickte zu

ihm auf. Auf der Reise nach Pfäfers starb er in Ragaz abends den 20. August 1854, König Maximilian hat ein Denkmal auf seinem Grabe errichtet.

Von den Freunden dieser späteren Jahre sei noch Sulpiz Boisserée (1783—1854) erwähnt. Nachdem Boisserée sich in Hamburg als Freund von Reimarus viel mit Mathematik und Physik beschäftigt hatte, erwarb er sich in Köln und Heidelberg große Verdienste durch seine Sammlungen alter rheinischer Kunst, in Paris war er Schüler Fr. Schlegels geworden. Namentlich für die Wiedererweckung der Gotik hat er viel geleistet und auch Goethe für die alte christliche Kunst gewonnen. 1827 kaufte Ludwig von Bayern seine Gemäldesammlung für 120000 Taler. Sein Hauptwerk sind die „Denkmale der Baukunst am Niederrhein vom 7. bis 13. Jahrhundert".

Von Bunsen (1791—1860) sei noch gesagt, daß er sich ursprünglich viel mit orientalischen Sprachen beschäftigte, dann als Sekretär bei Niebuhr in die diplomatische Karriere kam. Er erwarb sich das Vertrauen Friedrich Wilhelms III. und IV. und leistete vortreffliche Dienste bei Gelegenheit einer geheimen Sendung nach London, ebenso als Ratgeber in der Revolutionszeit. Daneben schrieb er umfassende wissenschaftliche Arbeiten, so ein „Leben Jesu" und „Ägyptens Rolle in der Weltgeschichte". Seine größte Arbeit war der Bibelkommentar für die Gemeinde, 9 Bände.

Schelling an seine Frau.

Erlangen, d. 30. Aug. 1822.

Dienstag kam ich abends halb 8 Uhr zu Hause, nachdem ich mit großer Anstrengung diesen Tag noch meine Vorlesungen geschlossen hatte, um am folgenden frei von allem Geschäft Dir entgegenreisen zu können. Die Kinder kamen mir schon ausgekleidet entgegen, um sogleich zu Bette gehen zu können, sie warteten nur noch auf die Bestätigung durch Deinen Brief. Du hast es Dir selbst gedacht und also brauche ich es Dir nicht zu versichern, daß die plötzliche Abänderung, welche die früheren Briefe nicht ahnen ließen, uns nicht angenehm affizierte. Die Kinder gingen stumm zu Bette. Einen härteren Stand hatte ich nachher mit den Leuten, welche in der letzten Zeit noch die Hälfte der Nächte dazu genommen hatten, um alles instand zu setzen, und die behaupteten, daß sie Deiner Versicherung zufolge: in vier Wochen werdest Du gewiß zurück sein, nun schon zum viertenmal sich die vergebliche Arbeit gemacht. Die Catharina kann ich übrigens wegen ihrer großen Gutmütigkeit und Bereitwilligkeit nicht genug loben; ich wünsche, daß Du ihr einmal ein kleines Belobungsschreiben zukommen lassest.

Mir fehlte es übrigens den Abend und folgenden Morgen nicht an Zerstreuung. Von der Vorlesung aus begleitete mich Professor Brandis[1] aus Bonn nach Hause, der sich ungemein erfreut hatte, diese Vorlesung mit an-

[1] 1790—1867, Hauptwerk: Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie.

gehört zu haben, und an dem ich einen sehr liebenswerten Mann fand. (Er war vor mehreren Jahren mit Niebuhr in München und dann in Rom.) Kaum hatte mich dieser verlassen, so kam eine Deputation der Studenten, mir den Dank der sämtlichen Zuhörerschaft zu bringen und mich zu bitten, noch diesen Abend ein einfaches Vivat anzunehmen; sie hatten unbestimmt gehört, daß ich den folgenden Tag verreise. Dieses wurde denn auch bald darauf mit so viel Feierlichkeit vollbracht, als ohne Musik und Fackeln möglich war; ich dankte wie gewöhnlich aus dem Fenster, behielt die Deputation bei mir und traktierte sie mit Wein. Kaum hatte mich diese verlassen, hörte ich eine Person die Treppe heraufstolpern, die ich an der Stimme für Wiebeking erkannte, der sich jedoch nicht lange aufhielt. Am nächsten Morgen brachte ich ihr die zwei Knaben, die sie freundlich aufnahm und beiden ein Geschenk — von Cäcilie mitbrachte. Sie ging dann auch mit mir in unser Haus, wo sie alles frisch gescheuert und bei dem schönen Sonnenschein im besten Lichte sah, und sich nicht genug über die hübschen Quartiere in Erlangen verwundern konnte. Ich traktierte sie mit württembergischen Trauben, von denen der Herr Hofrat noch einige auf die Reise mitnahm. Paul, der ein gar feines physiognomisches Näschen hatte, machte, ohne Arg zu haben, die Bemerkung, sonderbar sei, Frau v. W. habe im Gesicht etwas von einer Katze oder — setzte er hinzu — wie ein Tiger. Übrigens waren sie beide sehr freundschaftlich und freuten sich, die guten Nachrichten von Dir gleich mitnehmen zu können.

Durch Deinen gestern erhaltenen Brief bin ich nun selbst etwas mehr aufgeklärt. Die unbestimmten Ausdrücke von bedeutenden Erfolgen, oder in Julchens Brief: daß eine Lösung wirklich einzutreten scheine, konnten so wenig, als die Versicherung, daß bekannte und unbekannte Leute Dir zugesprochen haben, mich eigentlich beruhigen, zumal ich wußte, daß Julchen auch früher schon, eh' von solchen Erfolgen sich etwas zeigte, gegen dritte Personen dieselbe Sprache geführt hatte. Die bloße Mei-

nung, ohne bestimmte Tatsachen, hat an sich keine Grenze, und Du könntest in derselben Meinung ebensogut noch den ganzen Winter dort bleiben, wozu ich Dir, zur rechten Zeit davon unterrichtet, gern die Mittel gereicht hätte. Die beiden Jungen müssen doch einmal fort, und ich könnte mich bequem mit einem Bedienten einrichten und die Leute mir vom Halse schaffen. Das Auffallendste war mir, unter den Leuten gerade Wittenbachers nicht erwähnt zu sehen, des einzigen, dessen Wort mir etwas gelten konnte. Mein Zweifel war um so natürlicher, als von den großen Veränderungen, die seit zehn, oder wie Julchen schreibt, seit vierzehn Tagen vorgegangen sein sollten, in den frühern Briefen doch eine Spur sich finden mußte. Da war aber immer nur von Stillstand der Wirkung die Rede. Etwas Bestimmteres erfahre ich nun durch den gestrigen Brief, und Du wirst meiner Versicherung gern glauben, daß ich unter diesen Umständen Deinen Entschluß nicht anders als vollkommen billigen kann, und daß ich alles Unangenehme, was Deine längere Abwesenheit für mich hat, der höchst erfreulichen Ursache wegen gern auf mich nehme. Ich setze voraus, daß der Entschluß nicht ohne Wittenbachers Rat oder doch Beistimmung gefaßt worden, daß Du genau seinen Vorschriften folgest und ja nichts übertreibest. Das erfreulichste und zugleich sicherste Zeichen Deiner Genesung scheint mir Deine leichte Beweglichkeit; erhalte sie Dir auch für die Zukunft und falle niemals zurück in jene Verdrossenheit und Trägheit, die vielleicht schon Zeichen, aber gewiß ebenso großes Beförderungsmittel des schon vorhandenen Übels war. Ich habe viel von Deiner Fröhlichkeit in Karlsbad gehört, und mich sehr darüber gefreut und nur gewünscht, daß Du etwas davon auch in Dein Haus mitbringen mögest. Wenn das Karlsbad, wie ich nun fest überzeugt bin, Dir hilft, so ist die Quelle Deines Übels von der Art, daß es immer wiederkommen oder nie ganz aufgehoben werden wird, wenn Du nicht Deine Lebensmaximen zum Teil änderst und Dich entschließest, auch mit Mann und Kindern künftig frischer und freudiger zu leben.

Deine Einladung, nun ebenfalls noch nach Karlsbad zu kommen, ist so freundlich als wohlgemeint. Einer Erheiterung und Zerstreuung wär' ich allerdings bedürftig, aber ich möchte doch nicht gern die letzten schönen Tage des Sommers in dem unangenehmen Karlsbad vertrauern. Auch glaube ich, wird es besser für Dich sein, die Kur ungestört von mir zu vollenden. Hätte ich Geld, so machte ich mit den Kindern einen Ausflug nach Stuttgart; aber daran gebricht es und ich kann nicht hoffen, meine Kasse vor dem 20. des nächsten Monats wieder in bessern Stand zu setzen, und selbst einen kleineren Ausflug, etwa zu Hacker, muß ich mir der Kinder wegen versagen, die ich nicht gern den Leuten überantworten möchte. Dessen ungeachtet, kann ich Dir durchaus nicht in dem Entschluß beistimmen, Deine Abwesenheit in diesem Fall auf bloße 14 Tage zu beschränken. Ich bitte Dich vielmehr und verlange ausdrücklich von Dir, daß Du nun wenigstens die vollen vier Wochen dort noch aushaltest. Ich zweifle nicht, daß nun noch viel bedeutendere und entschiedenere Krisen auf dem Wege sind. Es wäre ewig schade und nicht zu verantworten, wenn Du diese nicht abwartetest. Da Du jetzt (was ich übrigens billige) einige Zeit ausgesetzt hast und dann doch wieder nur allmählich steigern wirst (das Abnehmen vor der Abreise kann ich nicht zweckmäßig finden), so mußt Du für den vollen, auf das Aussetzen folgenden Gebrauch wenigstens noch drei Wochen rechnen. Ich will mir für meine Person diese längere Abwesenheit gern gefallen lassen, wenn Du nur nach Kreyßigs Ausdruck als eine Ausgewechselte zurückkommst; und Du für Deine Person kannst es Dir auch gefallen lassen, da Du doch zwei von Deinen Kindern und Deine Schwester bei Dir hast. — Frau v. d. R. scheint mir doch noch lange keine Frau v. Staël zu sein, welche in München zwar keine Aufwartung, wie Du es nennst, aber doch den ersten Besuch erwartete, allein diesen sogleich erwiderte. — Meine Vorlesungen haben (weil es Deiner kleinen Eitelkeit schmeichelt) einen starken Eindruck gemacht und die Ermahnungen, die ich mir er-

laubte, den Studenten über ihre Studierart sehr eindringlich zu erteilen, die Wirkung nur erhöht, so daß mir viele noch besonders gedankt haben. In die letzte Stunde kamen noch viele Professoren, sogar auch Bucher. Leb' nun recht wohl und setze Deine Kur aufs eifrigste und mit besserem Mut, Dank gegen Gott und Freudigkeit fort. Wenn einmal ein Brief ausbleibt, so denke nur nicht gleich, es sei etwas Übles die Ursache. Es ist mir peinlich, die Tage so genau zu beobachten. Nochmals leb' wohl.

Schelling an seinen Bruder Karl.

Erlangen, d. 12. Juni 1827.

Liebster Bruder!

— Es ist mir sehr angenehm, daß Du Dich mit meinem Entschluß, dem Ruf nach München zu folgen, zufrieden bezeigt. Ich habe mich von Position zu Position verteidigt, aber dem entschiedenen Wunsche des Königs, der mir einigemal selbst eigenhändig darüber geschrieben und sich auf die edelste Weise in jeder Hinsicht gegen mich erzeigt hatte, mußte ich mich ergeben. Ich hoffe auch zu Gott, dessen Willen ich in der Sache erkennen muß, da es eigentlich ganz gegen meinen anfänglichen Willen und gegen meinen bis zu Ende fortwährenden Wunsch so gekommen, daß er mich dabei nicht verlassen werde. Die Verhältnisse sind freilich in manchen Hinsichten sehr heikelich und bedenklich, aber eben darum auch groß, bedeutend und wichtig genug, daß ich für Pflicht halten mußte, mich ihnen, da ich sie nicht gesucht hatte, nicht zu entziehen, und aus eben jenem Grunde auch mit Gottes Hilfe auf eine große und bedeutende Wirkung rechnen darf. Es ist gewiß der Mühe wert, unter solchen Verhältnissen öffentlich, frei und laut sprechen zu dürfen, und vor einer so zahlreichen und empfänglichen Jugend, der sich ein zum Teil nicht minder empfängliches Publikum anschließt, als Dozent wieder aufzutreten. Auch ist, so

viel ich erfahren kann, unter den Wohlmeinenden die Freude, daß ich den Ruf angenommen habe, so allgemein, daß ich mit einiger Bemühung von meiner Seite, unter göttlichem Beistand nicht zweifeln darf, erwünschte Anerkennung zu finden. Überdies fühle ich auch schon den Professorgeist wieder mit Macht über mich kommen, der sich hier gar nicht recht einstellen wollte; den Unterschied macht unstreitig das Amt und der Beruf. Ich konnte zwar hier dozieren, aber es war keine Pflicht; unwillkürlich kam ich mir dabei vor, wie einer, der sich produzieren will und etwa ein Konzert gibt. Auch machte es ebendieses mir schwerer, zum Gewöhnlichen und zu den Anfangspunkten hinabzusteigen, wozu man sich doch entschließen muß, um mit Nutzen und verständlich zu lehren.

Es hat sich auch alles andre so von selbst und ungesucht gemacht, daß ich ebenfalls gestern abend schon Nachricht wegen einer mir ganz gemäßen, gesunden Wohnung ganz in der Nähe unsrer bisherigen hiesigen Nachbarn (Schuberts) erhielt. — —

Empfiehl uns den verehrtesten Anverwandten insgesamt angelegentlichst und grüße Klärchen zärtlichst von uns; auch Beaten.

Dein

treuer Bruder

Fritz.

Schelling an seine Söhne in Nürtingen.

Erlangen, d. 17. Juni 1827.

Lieber Paul!

Dein ausführlicher Brief hat uns große Freude gemacht. Aber noch größere, daß Du, Gott sei Dank! so leicht und schnell die böse Krankheit überstanden. Der gütige Herr Rektor hat so treulich für Dich gesorgt, daß er selbst Deinetwegen und mit Dir nach Urach gegangen

ist; erzeige ihm dafür in allen Stücken, durch Fleiß und gutes Betragen fortwährend kindliche Dankbarkeit. Es ist mir nun ein großer Stein vom Herzen, daß ich Dich, wenn Du das Haus und die väterliche Leitung des bisherigen teuren Lehrers verlassen mußt, doch wieder geistig und leiblich wohl versorgt und beraten weiß. Du wirst Dich freilich im Anfang sehr zusammennehmen müssen, um mit den andern gleichen Schritt zu halten. Du wünschest die Hagersche Ausgabe des Homer, ich kann sie Dir wohl verschaffen und will sie Dir schicken, wenn es Herr Rektor gut findet. Denn übrigens glaube ich kaum, daß es Dir in Urach wird verstattet werden, Dich dieser Ausgabe in der Stunde zu bedienen. Zu diesem Ende wirst Du wohltun, Dir die Tauchnitzische Ausgabe zu kaufen; laß sie aber gleich recht gut und fest binden. Zur Vorbereitung und ersten Hilfe, bis Du mit den Homerischen Formen und Redensarten mehr vertraut bist, wirst Du dann immer den Hagerschen Homer brauchen können, und, wie gesagt, will ich Dir ihn schicken, wenn es Herr Rektor zweckmäßig findet.

Wir sind gottlob diesen Frühling hindurch unausgesetzt, kleine Zufälle abgerechnet, wohl geblieben. Nur klagen Deine Geschwister sehr, daß dieses Jahr die Kirschen durch den Raupenfraß fast in der ganzen hiesigen Gegend zerstört worden sind, und die häufigen und starken Regengüsse hindern manche Vergnügungen im Freien. Die gute Tante hat uns für einige Wochen verlassen, um ihre Freundin in Augsburg zu besuchen. Daß wir nun gewiß nach München gehen, hat Dir, wenn ich nicht irre, die Mutter schon geschrieben. Ich trenne mich freilich ungern von der Stille meines bisherigen Lebens und den Annehmlichkeiten des hiesigen Aufenthalts; aber ich konnte dem Willen unsres Königs nicht widerstehen. Für Euch, liebe Kinder, wird diese Veränderung, wie ich hoffe, nur vorteilhaft sein, zunächst daß, wenn Du nach Urach und der liebe Fritz nach Blaubeuren kommen sollte, die Entfernung von München, wohin wöchentlich von Ulm ein Eilwagen abgeht, noch kleiner ist als von Nürtingen nach

Erlangen. Ich hoffe auch, Euch, liebe Kinder, vorher noch auf die eine oder andre Weise zu sehen; denn ob wir Euch gleich diesen Herbst nach München können kommen lassen, ist vor jetzt ungewiß und hängt von Umständen ab, die ich selbst nicht bestimmen kann. Für den Herbst seid Ihr aber zum voraus schon von dem Onkel in Neustadt eingeladen, wenn es nicht etwa möglich ist, daß Du gleich nach Urach gehst, um während der Vakanz noch einige Vorbereitung zu erhalten.

Lebe recht wohl, lieber Paul, und empfiehl uns aufs herzlichste dem verehrten Herrn Rektor und der teuersten Frau Rektorin.

Dein
treuer Vater.
Sch.

Lieber Fritz!

Wir haben es sehr bedauert, daß Du von der Krankheit so hart bist angegriffen worden. Gott sei Dank, der Dir geholfen und Dich uns erhalten hat! Nächst Gott gebührt der größte Denk den würdigen Pflegeeltern, die Dich mit der Treue und Sorgfalt wahrer Eltern, zum Teil mit Hintansetzung ihrer eignen Gesundheit, in dieser Krankheit gewartet und gepflegt haben; sodann dem lieben Onkel, der, unangesehn seiner vielen und anstrengenden Arbeiten zu Hause, Dir zu Hilfe gekommen und eine ganze Nacht bei Dir ausgehalten hat. Ich brauche Dich gewiß nicht zu ermahnen, für dies alles innig und von Herzen dankbar zu sein und auf jede Dir mögliche Weise diesen Dank zu bezeugen.

Lieber Fritz, nachdem Du uns wieder geschenkt bist, fahre fort, Deinen Eltern, wie bisher, durch Fleiß und Wohlverhalten Freude zu machen. Sei aber besonders auch darin folgsam, daß Du nicht zu früh wieder ins Freie verlangst und die Lebensordnung, die Dir der Arzt, dem Du ebenfalls großen Dank schuldig bist, vorschreibt, genau befolgst; denn oft sind die Nachwirkungen der Krankheit schlimmer als sie selbst. Doch bist Du vielleicht

schon in diesem Augenblick wieder ganz freigesprochen. Nur hüte Dich recht sehr, auch jetzt noch, in einen der Regengüsse zu geraten, die bei Euch nicht weniger heftig und häufig sein werden als bei uns.

Lebe recht wohl, lieber Fritz, wir befehlen Dich dem göttlichen Schutz und Segen; Mutter und Geschwister grüßen Dich, samt Paul, aufs herzlichste, ich aber bleibe

Dein

treuer Vater

Sch.

Erste Vorlesung in München (Auswahl).
(26. November 1827.)

. . . . .

An seinen eigentlichen Aufgaben hat der Geist der Philosophie seit Jahrtausenden gearbeitet; unstreitig läßt sich annehmen, daß er seinem Ziel stufenweis näher gekommen ist und immer mehr sich nähert, aber solange dies Ziel nicht erreicht ist, ist nur in jener zum Ziel fortschreitenden Bewegung eigentliche, lebendige Philosophie. Ja, auch wenn es erreicht ist, muß es doch jeder Nachfolgende auf demselben Wege erreichen, auf dem es der erste erreichte. Philosophie ist, wie ihr Name schon sagt, freie Liebe, und ohne diese ist sie tot. Läßt sich aber Liebe befehlen oder erzwingen? Wenn aber das Ziel nicht erreicht ist, wie kann man etwas, was im Werden, in stets lebendiger, nie ruhender Fortbewegung ist, als etwas Abgestorbenes, Fertiges, gleichsam Vorhandenes behandeln, auf welches man wie auf das Erzeugnis einer Manufaktur seinen Stempel drückt? Wo man daher das Studium der Philosophie durch Vorschriften zu bedingen und einzuengen geneigt ist, da wird man auch gleich auf eine gewisse Durchschnittsphilosophie denken müssen, eine Philosophie, die jedes Äußerste in allen Richtungen vermeidet und überall nur ein gewisses mittleres Maß, sowohl in der Sache selbst als in der Art, sich über die großen Gegenstände des Denkens zu äußern, zuläßt. Aber damit wird die Jugend um die eigentliche Philosophie wie um den wahren Zweck des allgemeinen philosophischen Studiums betrogen. Denn die Philosophie verlangt einmal Entschiedenheit — jede Entschiedenheit aber ist in irgendeiner Richtung ein Äußerstes —, es ist einmal ihre Natur,

auf die Gipfel des Denkens sich zu erheben, und wo sie durch direkten oder indirekten Zwang gehemmt wird, gleicht sie einem gefangen gehaltenen Adler, dem seine wahre Heimat, die Felsenspitze, verwehrt ist. . . . .

. . . . Der höchste Zweck des allgemeinen philosophischen Unterrichts ist überhaupt nicht oder nicht einmal dieser: nur wieder Philosophen zu bilden, wie z. B. der Zweck des allgemeinen mathematischen Unterrichts nicht sein darf, nur wieder Mathematiker von Profession, oder des philologischen wieder Philologen von Metier zu bilden. Denn daß recht viele wissenschaftliche Grammatiker oder Kritiker existieren, ist zwar erwünscht, aber wichtiger für die Menschheit ist, daß so viele als möglich in einem Volk seien, die imstande sind, sich an den Werken des Altertums aufzurichten und zu stärken, mit dem Geiste desselben fortwährend sich zu durchdringen. Die meisten also studieren nicht Philosophie, um wieder Philosophen zu werden, sondern um jene großen zusammenhaltenden Überzeugungen zu gewinnen, ohne die es keine Selbständigkeit der Gesinnung und keine Würde des Lebens gibt. Ja in einer Zeit, wo alles andere schwankend geworden, alles Positive Bestreitungen und Anfechtungen in verschiedenem Sinn noch immer ausgesetzt ist, da erscheint es doppelt wichtig und notwendig, daß eine männliche, aller Tiefen des Geistes kundige Philosophie die wankenden Grundlagen aller wahrhaft menschlichen Überzeugungen wiederherstelle und befestige[1]. . . . .

[1] Diese Worte gelten für heute ganz genau so, auch für die Frage des Philosophieunterrichts in der Schule.

Rede an die Studierenden der Ludwig-Maximilians-Universität in der Aula Academica am Abend des 29. Dezembers 1830[1].

Meine Herren!

Ich habe Sie, außerordentlicherweise, gebeten, mich heute noch zu hören; ich spreche zu Ihnen nicht in Auftrag, nicht daß ein Mensch es mir angemutet oder mich darum ersucht hätte, sondern ganz allein, weil das eigne Herz es mir gebietet, weil ich es nicht mit ansehen kann, daß noch eine Nacht wie die letzten herankomme, und der Zustand von Unruhe fortdaure, der schon so viele unglückliche Folgen gehabt hat und mit noch unglücklicheren uns, Sie alle, die Hochschule selbst bedroht; um mit Ihnen zu überlegen, wie die Ruhe in die Gemüter, der Friede in die gestörten Verhältnisse zurückzuführen sei; was noch sich tun lasse, um dem immer weiter um sich greifenden, unsern liebsten Hoffnungen schmähliche Vernichtung drohenden Unheil ein Ziel zu setzen. Ich rede zu Ihnen — nicht als ein Vorgesetzter, sondern als Ihr Lehrer, dessen Stimme Sie in manchen ruhigen und, ich darf sagen glücklichen Stunden, wenn es ihm gelang, Sie in Ihr eignes Inneres und in die Tiefen menschlicher Gedanken zu führen, mit Lust, mit Liebe, selbst mit Begeisterung gehorcht haben — ich rede zu Ihnen, nicht als einer, der Ihnen gegenübersteht, sondern der mit Ihnen dasselbe Interesse hat, als Freund der Jugend, als Ihr Freund, der in Ihnen nie etwas anderes gesehen hat als wahre Kommilitonen, Mitstreiter im großen Kampfe des menschlichen Geistes. Hören Sie also auch heute den,

[1] Sämtliche Werke, 1. Abt. IX, S. 369.

dem Sie als Anführer auf dem Wege der Wissenschaft mit Vertrauen und Mut gefolgt sind, mit Liebe und Vertrauen, und lassen Sie ein gutes Wort bei Ihnen eine gute Statt finden!

Denn: Heilbar sind die Herzen der Edlen, wie Homer sagt. Zeigen Sie sich als Edle, als höher Denkende, die über das Zufällige hinwegsehen und nur das Wesentliche im Auge haben. Die Erbitterung ist groß, dennoch halte ich sie nicht für unheilbar. Die bloße Gewalt ist blind; der einmal entfesselten vermag der beste Wille, die zärtlichste Sorgfalt nicht mehr Ziel und Maß zu geben; über die Gewalt vermag ich nichts, aber über Sie sollte ich billig etwas vermögen; ich habe es — warum dürfte ich es nicht sagen? — ja, ich habe es um Sie verdient durch meine Liebe zu Ihnen, durch die Aufrichtigkeit meiner Vorträge, in denen ich Sie bis auf den Grund meiner Gedanken sehen lasse. Ich kann mich nicht an die Gewalt wenden, darum wende ich mich an Sie; Sie habe ich mir ersehen, und zu Ihnen hege ich das Vertrauen, daß durch Sie — durch Sie allein, ohne andere Dazwischenkunft — durch einen einzigen großen und auf immer ruhmwürdigen Entschluß Ihres Herzens das alles beendigt werde, was mich nicht allein, was alle Ihre Lehrer, alle, die eines Gefühls für die Hoffnungen des Vaterlandes fähig sind, mit der tiefsten Betrübnis, mit den bangesten Sorgen erfüllt. Noch stehen die Sachen so, daß man sie ansehen kann als solche, die von einem ersten, vielleicht unüberlegten, insofern zwar tadelhaften, doch verzeihlichen Anfang durch eine Verkettung von Umständen und Verhältnissen, gegen die nicht jeder gleich stark und gewaffnet ist, bis zu dem Punkte gediehen sind, wo der Nichtwollende mit dem Wollenden, der Unschuldige mit dem Schuldigen fortgerissen wird, wo die Besinnung flieht und blinde Wut bis zum Äußersten fortschreitet — ja bis zum Äußersten! oder soll es, kann es noch weiter kommen, nachdem Blut, ich schaudere, es zu sagen, das Blut der Jünglinge, die uns zu geistiger Pflege und Ausbildung anvertraut sind, geflossen ist? O hätt' ich nimmer diesen Tag gesehen!

Excidat illa dies aevo! Möge eine augenblickliche, jetzt gleich, und indem ich Sie anrede, beschlossene Umkehr diese Tage in eine ebenso tiefe als schnelle Vergessenheit begraben! An Ihnen ist es — ich sage es frei und furchtlos — an Ihnen ist es, umzukehren; oder sollten Sie den Abgrund nicht sehen, der sich zu Ihren Füßen bereits geöffnet hat, der Sie, der uns alle, der unsere teuersten und schönsten Hoffnungen zu verschlingen droht? Hören Sie die Stimme der Weisheit und einer väterlichen Zuneigung, denken Sie, daß aus Ihren Lehrern, daß aus mir in diesem Augenblick Ihre Eltern, Ihre Verwandten, alle, die Ihnen die Liebsten und Wertesten unter den Menschen sind, zu Ihnen sprechen, Sie beschwören, durch eine plötzliche, nie zu spät kommende Besinnung still zu stehn auf der gefährlichen Bahn, die Sie betreten haben. Noch ist es Zeit, bald — einen Schritt noch — und es wird zu spät sein!

Ich weiß es — unvollkommen zwar und nur aus Angaben einzelner unter Ihnen, die den rechten Weg gewählt haben, sich deshalb an die vorgesetzte akademische Behörde zu wenden, aber ich weiß es — daß auch Sie zum Teil über schwere Unbilden, über unnötig grausame Behandlung einzelner sich zu beklagen haben. Glauben Sie nicht, daß Ihre Lehrer gleichgültig sind gegen das, was Ihnen widerfährt; kehren Sie nur zuerst in die Schranken der Ordnung zurück! Ich rede zu Ihnen, wie gesagt, ohne Auftrag, der Entschluß selbst, an Sie mich zu wenden, ist ohne Vorwissen der akademischen Behörde gefaßt; aber die Gesinnungen meiner verehrten Amtsgenossen sind mir, wie meine eignen, zu gut bekannt, als daß ich mich nicht berechtigt halten sollte, mich dafür zu verbürgen, daß wir bereit sind, alles zu tun, um den unverschuldet Gekränkten oder Mißhandelten jede Genugtuung zu verschaffen, die von einer gerechten und selbst jetzt (ich bin dessen gewiß) noch viel weniger entrüsteten als schmerzlich betrübten Regierung zu erwarten steht. Wenden Sie sich von heute an in jedem Fall, wo Ihnen über Gebühr geschehen, an den akademischen Senat, setzen

Sie diesen selbst in den Stand, alle Tatsachen solcher Art, hinlänglich beglaubigt, der höchsten Behörde vorzulegen.

Sie sehen, wie wenig ich geneigt bin, alles Unrecht nur auf Ihrer Seite zu suchen. Aber, meine teuersten Herrn und Freunde, Sie haben die Gewalt hervorgerufen, und Sie haben während vier Tage nicht aufgehört, sie hervorzurufen. Wir beklagen, ja wir beweinen alles, was ohne Not gegen Sie verübt worden sein sollte, allein unsere Klage wendet sich immer zuletzt an Sie selbst zurück. Von Ihnen hängt es ab, die Stille und Ruhe wieder eintreten zu lassen, bei der allein gerechte Klagen Gehör fordern und finden können.

Schon trägt man sich zum Teil mit gräßlichen Beschuldigungen von Absichten, die Ihnen zugetraut werden. Ich bin, wie von meinem eignen Leben, überzeugt, daß der gesunde Verstand, das richtige Urteil, die gute Gesinnung des bei weitem größten Teiles unter Ihnen den bloßen Gedanken solcher Absichten mit Abscheu und Entrüstung zurückstößt. Aber eben darum, und weil man Absichten dieser Art vorauszusetzen eben jetzt so geneigt ist und leider zum Teil so viele Ursache hat, eben weil weil durch eine Kette von Umständen und unglücklichen Maßregeln gerade in Deutschland — zwar in geringer Zahl — aber denn doch eine Gattung von Menschen sich erzeugt hat, die, gleich heimatlos im Reiche des Geistes wie im Gebiete des Staates, unfähig durch irgendeinen wahrhaft großen Gedanken, durch eine ruhmwürdige Tat die Aufmerksamkeit ihrer Mitbürger zu erregen, den Umsturz zu suchen, der ihre unbedeutende, aber von einem sinnlosen Ehrgeiz verzehrte Persönlichkeit an die Stelle setze, wo sie bemerklich werde; eben deshalb und dieser Umstände wegen, die ich mit Freimütigkeit ausspreche, hat jeder, dem das Vaterland lieb, dem die Ehre der Nation ein unschätzbares Gut ist, aufs gewissenhafteste zu verhüten, daß durch keine Art von Verletzung der öffentlichen Ordnung irgendeine Lücke, eine offene Stelle entstehe, durch welche jene den Staat umschleichenden und vergebens bis jetzt in ihn einzudringen suchenden Wölfe wirklich ein-

zubrechen vermöchten. Wenn Auflehnung gegen die rechtmäßig eingesetzte Gewalt, selbst dann, wenn diese durch eine offenbare und schreiende Verletzung beschworener Pflichten und Rechte sie hervorruft, stets ein Unglück, da wo keine unwiderstehlich dringende Ursache dazu vorhanden ist, stets ein Verbrechen ist, so wäre sie hier, so wäre sie in Verhältnissen wie die unsrigen außerdem zugleich — Wahnsinn. Ich weiß, daß Sie diese Überzeugung mit mir teilen; kann ich aber ebensogut wissen, können Sie selbst wissen, daß Wölfe von der eben bezeichneten Art nicht auch unter Ihnen herumschleichen, die durch treulose, verräterische Einflüsterungen eine Sache, die nur jugendliche Unbesonnenheit angefangen, groß zu ziehen und bis zu jenem Äußersten zu bringen suchen könnten? Müßten Sie nicht erschrecken, wenn unversehens in Ihren Reihen Stimmen eines solchen Wahnsinns sich erheben sollten, die freilich unfähig, unsere Verhältnisse, das Glück, welches wir vor so vielen andern Völkern, nah und fern, unter Gesetzen und einer alle unsere teuersten Rechte schützenden Verfassung genießen, zu erschüttern, aber hinlänglich wären, die in meinen Augen unauslöschliche Schmach auf uns zu laden, daß wir selbst solchen Stimmen Gelegenheit gegeben hätten, auf bayrischem Boden und im Anblick eines Volkes sich vernehmen zu lassen, das von jeher zu stolz gewesen, Fremdes blind nachzuahmen, von leeren, empfindungsarmen Köpfen sich führen zu lassen, oder seine Eigentümlichkeit zu verleugnen. — O, wie erfreut mich dieser Sturm eines lauten, anhaltenden, eben hier aus dem Herzen hervordringenden Beifalls, den ich nicht als Beifall für mich, den ich nur als Ausbruch der innersten und herzlichsten Zustimmung zu den von mir ausgedrückten Gesinnungen ansehen kann!

Um so mehr, und weil dies Ihre Gesinnungen sind, ist es die höchste Zeit, meine Herren, und ich rechne von diesem Augenblick mit Gewißheit darauf, daß die Unordnungen aufhören, von denen Sie selbst nicht wissen können, wohin sie führen, und wo sie enden. Die einzige Frage ist wie? wie herauskommen aus dieser unseligen

Verwicklung? Nichts einfacher, wenn Sie nur, — Sie selbst, wenn Sie Ihrer eignen Würde, Ihres eignen hohen Standpunktes sich bewußt sein wollen. Aufgereiztem Pöbel kann man nicht zumuten, daß er sich selbst überwinde. Ihnen, Jünglingen, die die Sonnenhöhen der Wissenschaft kennen, die tief unter sich gemeine Denkart und gemeines Vorurteil sehen, die ihren Geist an dem Höchsten zu üben gewohnt und zu üben aufgefordert sind — Ihnen kann man zutrauen, daß Sie den Wert der Selbstüberwindung fühlen, und daß Sie in sich selbst die Kraft finden, sie wirklich zu üben; Sie kann man auffordern, eben jetzt ein Beispiel dieser Selbstüberwindung zu geben, das nicht allein Sie ehren, sondern — als allein durch die Stimme der Vernunft und der besseren Einsicht bewirkt — ein allgemeines Zeugnis für den Geist deutscher Universitäten ablegen wird. Was will die bloß physische Unerschrockenheit, mit der auch der Barbar, der Sklave selbst, vom Stecken des Treibers getrieben, blitzenden und todverbreitenden Waffen oder festen und unbezwingbar scheinenden sich entgegenstürzt, was will diese Unerschrockenheit, der auch die tiefste Roheit fähig ist, gegen die Tapferkeit sagen, mit der ein edles Gemüt sich selbst bezwingt? Den bloßen Naturmenschen kann man auch an dem Widerstand erkennen, den er der physischen Gewalt entgegensetzt; den Gebildeten und wahrhaft menschlichen Menschen, unter den Gebildeten den Mann, der Mann ist im vollen Sinne des Worts, erkennt man an der Gewalt, die er über sein eignes Inneres ausübt. O lassen Sie diesen höchsten Sieg nicht sich entgehen! Niemand wird sich über die Gründe Ihres Entschlusses täuschen, niemand wird verkennen, daß Sie sich zu gut und durch Ihren Beruf zu erhoben gefühlt haben, um ferner einen Kampf hervorzurufen, der ohne Gegenstand, der ohne allen vernünftigen Zweck ist, den Sie selbst nach wenigen Wochen, schon nach wenigen Tagen, wenn er heute noch fortgesetzt würde, verwünschen, ja verfluchen müßten.

Wissen Sie, was uns bevorsteht? Wenn dieser Kampf noch einen einzigen Abend erneuert wird, so ist voraus zu-

sehen, daß die Vorlesungen geschlossen, auf mehrere Monate alle einheimischen Studierenden die Stadt, alle auswärtigen das Land zu verlassen genötigt werden. Die öffentliche und allgemeine Ordnung ist ein zu großes und unschätzbares Gut, als daß hier eine Rücksicht auf irgendein besonderes Institut stattfinden könnte. Wissen Sie, was noch entfernter bevorstehen kann? Ich muß es sagen: leider gibt es noch immer eine Anzahl Menschen unter uns, die der Verlegung der Hohenschule in die Hauptstadt, die der Macht, welche der wissenschaftliche Geist dadurch erlangt hat, gram und im Innern abgeneigt sind, die alles aufbieten werden, diese Vorfälle zu benutzen, um die Hoheschule für immer von hier zu verbannen, sie auf den alten Stand zurückzusetzen. Bayrische Jünglinge, die Ihr wißt, die Ihr fühlt, was Ihr der hiesigen Universität verdankt, welche Vorteile für allseitige, gründliche, immer dauernde Bildung sie Euch gewährt, die Ihr insbesondere imstande seid, den gegenwärtigen Zustand mit dem früheren zu vergleichen, wendet alles an, weiteres Unglück zu verhüten! Vielleicht ist es sogar in diesem Augenblicke schon zu spät, und es bleibt uns nur die Hoffnung, wenn dieser Abend die vorigen Szenen nicht wieder erneuert, noch die Katastrophe abwenden zu können.

Die Zeit drängt, ich kann nur kurz noch sagen, wie weniges ich im Grunde Ihnen zumute. Es ist nur dies, daß Sie diese eine Nacht alle, wie Sie hier sind, sich ruhig zu Hause halten, daß die, welche mich gehört haben, alles tun, um auch die, welche mich nicht gehört haben, zu diesem Entschluß zu bewegen. Es ist so wenig, um das ich bitte, zu dem ich Sie als Lehrer, als Freund ermahne. Ich war auch einst Student; ich mute Ihnen nichts zu, was der Ehre wahrer akademischer Bürger nachteilig sein kann. Sie dürfen sich nicht schämen, meiner Stimme zu folgen; auch mein Herz hat für alles Rechte, was Sie empfinden, geglüht und glüht noch dafür. Nun also, ich fordere Sie auf, *wagen* Sie es, sich selbst zu überwinden, einen Augenblick der Verleugnung wird es Sie kosten, im nächsten Augenblick des *fest* gefaßten Entschlusses werden Sie sich

größer, werden Sie sich über sich selbst erhoben fühlen. Ich entlasse Sie nicht von hier, ohne daß Sie das, was ich verlange — im Namen des Vaterlandes, im Namen der Wissenschaft, im Namen dieser Universität von Ihnen verlange — ehe Sie dies fest, wie Männer beschließen, beschlossen haben. Geben Sie nicht zu, daß man von mir sage, er hat sich in seiner Meinung getäuscht, sein guter Wille ist ihm schlecht gelohnt worden. Zeigen Sie, daß zwar nicht Kolbenstöße, nicht Bajonettstiche, noch Säbelhiebe, aber daß das Wort eines einzigen Lehrers, der nichts bei Ihnen voraus hat als die Meinung von seiner herzlichen Zuneigung und Liebe, daß das Wort eines einzigen Lehrers imstande war, Sie zur Stille, zur Ruhe zurückzurufen. Jetzt gleich, indem Sie nach Hause gehen, bitte ich Sie, alles Aufsehen zu vermeiden. Wie schmerzlich müßte ich es empfinden, wenn dem guten Willen, die Sonne nicht untergehen zu lassen, ohne noch alles aufgeboten zu haben, was zu Ihrem Besten geschehen konnte, wenn diesem nur die kleinste durch ihn veranlaßte Unordnung vorgeworfen werden könnte! Nein; die Ehre Ihres Lehrers ist eins mit Ihrer eignen, und welches auch Ihre Empfindungen sein mögen, Sie werden den Lehrer, der sich an Ihr Vertrauen gewendet, nicht bloßstellen, Sie werden das Vertrauen, das er in Sie gesetzt hat, nicht beschämen lassen!

Gott mit Ihnen!

(Unmittelbar nach Beendigung der Rede, und während die Mitglieder des akademischen Senats, die derselben beigewohnt hatten, noch gegenwärtig waren, erschien eine Abordnung der Zuhörer, welche für sich, wie für die nicht Anwesenden versprachen, und ihr Ehrenwort gaben, daß in der folgenden Nacht kein Studierender auf der Straße erscheinen sollte. Sie haben ihr Ehrenwort gelöst. Die Nacht verfloß in tiefster Ruhe, Grabesstille herrschte auf den Straßen, nur unterbrochen von dem Geräusch der zahlreichen Patrouillen des Linien- wie des Bürgermilitärs; kein Studierender wurde verwundet.)

Schelling an seine Frau.

Karlsbad, August 1829.

— Stell Dir vor, gestern sitz' ich im Bade, höre eine etwas unangenehme, halb bekannte Stimme nach mir fragen. Dann nennt der Unbekannte seinen Namen, es war Hegel aus Berlin, der mit einigen Verwandten aus Prag hierher gekommen ist und sich ein paar Tage auf der Durchreise hier aufhalten wird. Nachmittags kam er zum zweiten Male sehr empressiert und ungemein freundschaftlich, als wäre zwischen uns nichts in der Mitte; da es aber bis jetzt zu einem wissenschaftlichen Gespräch nicht gekommen ist, auf das ich mich auch nicht einlassen werde, und er übrigens ein sehr gescheiter Mensch ist, so habe ich mich die paar Abendstunden gut mit ihm unterhalten. Noch habe ich ihn nicht wieder besucht; es ist mir etwas zu weit in den goldenen Löwen.

Schelling an Beckers[1].

Neuhausen (bei München), d. 11. Mai 1835.

Ich danke Ihnen herzlich, geliebter Freund, für die Briefe, durch die Sie unerachtet meines langen Stillschweigens mich in fortwährender Kenntnis alles dessen erhalten, was in der literarischen Welt, besonders in bezug auf mich, vorgeht. Meine Zeit erlaubt in der Tat nicht, den öffentlichen Blättern nachzugehen; von Büchern erhalte ich manches durch Buchhändler zur Ansicht, oder auch von den Verfassern zugeschickt. —

[1] Der Übersetzer von Victor Cousin: Über deutsche und französische Philosophie.

Unter den Hegelianern ist es jetzt namentlich Göschel, der sich bemüht, aus Paragraphen der Hegelschen Enzyklopädie (NB. erst in der dritten Ausgabe hinzugefügten) Dinge herauszuklauben, an die keiner aus dieser Klasse vor Bekanntmachung meiner Ideen gedacht hat. Daß die Hegelianer von allen Enden und Orten zusammenlaufen würden, um mich, wenn nicht durch die Macht der Gründe, wenigstens durch die der Zahl zu unterdrücken, war vorauszusehen, zumal nachdem sie sich bedroht glaubten, daß ich wohl selbst in ihr bisheriges Zentrum eindringen könnte, worüber sie doch wohl hätten ruhig sein können; denn in einem Alter wie das meinige, entschließt man sich nicht so leicht zu einer so großen Veränderung, seien die Anträge auch noch so annehmlich und reizend. Indes je ärger es diese Sekte treibt, desto schneller wird es mit ihr enden; ihre Stunde hat geschlagen, und es ist nicht dieses Treiben, es sind die Umstände, unter denen ich hier existiere, und die nicht hinderlicher für wissenschaftliche Tätigkeit sein könnten, als sie besonders seit einigen Jahren sich gestaltet haben, die mich allein anfechten. Über den projektierten Universitätsbau und anderweitige Behandlung der Universität werden Sie durch öffentliche und Privatnachrichten hinlänglich belehrt sein. Die Lit. Zeitung betreffend, so wurde darüber zum voraus mit mir zu Rat gegangen; da ich aber in dieser Beziehung keinen dringenderen Wunsch hatte, als selbst mit jeder Anforderung verschont und besonders nicht etwa als Vorstand mit der Direktion belastet zu werden, so schlug ich selbst als Hauptredakteur den Präsidenten v. Roth vor, der am meisten Muße und außer einer gewissen Geschicklichkeit auch die größte Neigung zu etwas der Art zu haben schien, auch freudigst und unbedenklichst angenommen hat. Was nun dabei herauskommen wird, muß man erwarten. —

Um dem Anlauf in München mich zu entziehen, habe ich mich für diesen Sommer, zwar ganz in der Nähe, in Neuhausen niedergelassen, wo ich schon seit einigen Tagen bin. Lassen Sie aber Ihre Briefe immer nach München gehen.

Bunsen an Schelling[1].

Hubel, 1. August 1840.

.....

Se. Maj. hat mir, in ganz geheimer Weise, unmittelbar den Befehl erteilt, Sie in seinem Namen zu bitten, seiner Residenz und Universität angehören zu wollen. Es handelt sich bei Friedrich Wilhelm IV. nicht darum, die erste Universität seines Reichs mit dem glänzenden Namen des ersten Philosophen der Nation zu schmücken.

.....

Es ist ein ganz anderer Grund, um dessentwillen Se. Maj. mich mit diesem Auftrage beehrt und mir befohlen hat, mit Ihnen darüber unverzüglich zu verkehren.

Der König fühlt, noch tiefer und stärker denn er als Kronprinz empfand, das Elend, worin Stillstand und Versumpfung alles realen Lebens in Staat und Kirche, und der Übermut und Fanatismus der Schule des leeren Begriffs das teure Vaterland gestürzt. Er hat es längst erkannt und empfunden, wie diese vereinten Umstände in einem Teile des jüngeren Geschlechts eine zersetzende und zerstörende Kraft entwickelt haben, die an längst durchgekämpft geglaubte Zeiten und Gefahren erinnert.

Er bedachte — um mich seiner eigenen, noch vor wenigen Monaten brieflich ausgesprochenen Worte zu bedienen — „die Drachensaat des Hegelschen Pantheismus, der flachen Vielwisserei und der gesetzlichen Auflösung häuslicher Zucht, deren Ernte in jene Tage fallen muß". Allein daneben gewahrt und begrüßt er auch freudig die Reste eines hohen geistigen Schwunges der Nation und die Zeichen der Empfänglichkeit des heranreifenden Geschlechtes für die Verwirklichung dessen, was damals, was seit dreihundert Jahren angestrebt wurde. . . . . Er wünscht Sie an seiner Universität als den Lehrer der Zeit, weil er weiß, daß ein ganzes Ge-

[1] Aus: Ch. C. J. Freiherr v. Bunsen, deutsche Ausgabe von Nippold, Leipzig 1869, II. Band, S. 133f.

schlecht, Jünglinge und Männer, aus allen Stämmen und Gauen Deutschlands, deren Schwung nur gelähmt, deren Begeisterung nur gefesselt war, dieses Lehrers harrt, daß das in Stocken geratene Leben der Wissenschaft nur des befruchtenden Anregens vom Meister bedarf, um kräftig aufzusprießen. Er beruft Sie also nicht zu einer von ihm oder Ihnen selbst gewählten Stellung, sondern er ladet Sie ein, er fordert Sie auf, die Stellung einzunehmen, welche Gott Ihnen in Ihrer Zeit für das gesamte Vaterland gegeben hat. Das zu tun, werden Sie gewiß eines großen Entschlusses und selbst schwerer Opfer wert erachten; . . . . .

Schelling an Bunsen.

Hochverehrtester, teuerster Freund!

Ich bin aufs tiefste gerührt von den hohen Gesinnungen, die Ihr Schreiben vom 1. d. mir mitgeteilt. Am besten Willen fehlt es nicht, aber kann ich wie das Herz wünscht? Eine so mächtige Umkehr der Denkweise und Überzeugung, als meine Vorträge bewirken müßten, kann ich sie so spät im Leben noch persönlich auf mich nehmen, da ruhigere Empfindungen mir Bedürfnis, die sanfte, allmähliche Wirkung als Schriftsteller dem Alter gemäßer scheint, als die laute, gewaltige, plötzliche durch das lebendige Wort? Stünde mein Herz nach Glanz und Aufsehen, was könnte ich mehr oder Besseres begehren? Aber ich darf nicht das Meine suchen. Ich habe außerdem über dreißig Jahre einem Lande und zweien Königen gedient, die mir beide gütige und wohlwollende Herren waren (wenn manches, gegen meine Gesinnung geschehen, mich schmerzlich berührt hat: persönlich hatte ich nie zu klagen). Ein Verhältnis, das so lang gedauert, läßt sich nicht ohne Aufsehen, nicht ohne Schmerz aufheben, es dürfte sich nur auf die sanfteste Art lösen. Sagen Sie Ihrem gnädigsten Herrn, in dem ich den künftigen Trost Deutschlands sehe, dem mein Herz und mein Innerstes

angehört, auch wenn ich äußerlich nicht zu den Seinen zähle, daß, wenn ich zweifle, zaudre, so liegt es nicht an meinem Willen, sondern im Gegenteil an der Furcht, meinem Willen zu folgen. Die Weisheit des Königs, der ich unbedingt vertraue, wird ermessen, ob bei der Ungewißheit der Dauer eines so weit vorgeschrittenen Lebens, einer zwar noch kräftigen, aber den Einwirkungen eines nördlicheren Himmels, eines bewegteren und angestrengteren Lebens vielleicht weniger widerstehenden Gesundheit, es noch der Mühe wert ist, an mich zu denken — mich so spät am Abend noch in den Weinberg zu rufen. Ich selbst kann nichts wünschen, nichts vorschlagen, es muß alles vom reinen freien Willen des Königs ausgehen, in dem ich allein den höheren zu erkennen vermöchte, dessen gewiß zu sein allein meine Ungewißheit besiegen könnte.

Das ist alles, teurer Freund! was ich Ihnen bis jetzt antworten kann.

Mit herzlicher Verehrung und treuester Ergebenheit
der Ihrige

München, d. 12. Aug. 1840.

Schelling.

Kronprinz Maximilian an Schelling[1].

Athen, den 12. Februar 1841.

Mein lieber Geheimer Rat!

Aus dem alten Athen richte Ich diese Zeilen an Sie, wolkenlos wie sein blauer Himmel war bis jetzt Mein Gemüt, Ich fühlte Mich so froh hier und glücklich, wie Ich lange nicht gewesen, bis der letzte Brief Meines Vaters Mir plötzlich alle Freude nahm; er sprach von Ihrem Rufe nach Berlin. Wenn noch hundert Briefe Mir dieselbe Nachricht wiederholten, Ich kann es wahr-

---

[1] Aus: „König Maximilian II. von Bayern und Schelling," Briefwechsel, herausgegeben von Trost u. Leist, Stuttgart 1890, S. 33.

haftig nicht glauben, daß Sie, Mein lieber, verehrter Freund und Lehrer, Bayern und Ihren, Ich kann wohl sagen, mit kindlicher Innigkeit und Liebe an Ihnen hängenden Schüler so plötzlich verlassen wollen; sagen Sie, was haben wir getan, um dieses zu verdienen? — Der König schrieb Mir, Sie glaubten, die Stimme der Vorsehung in dem an Sie ergangenen Rufe zu vernehmen — können Sie in Preußen treuer Ihnen ergebene Herzen finden als in Bayern, einem Lande, über das so lange die Sonne Ihres Geistes erleuchtend und erwärmend geschienen — tausendfältige Saat haben Sie auf seinem Boden ausgestreut und Sie wollen sie nicht reifen sehen. — Mögen sich auch in Preußen Ihnen schöne Aussichten des Wirkens und Nutzens eröffnen, vergessen Sie nicht, daß ein Herz wenigstens in Bayern schlägt, in dem keines Ihrer Worte verloren gegangen, noch je verloren gehen wird, das von Ihnen Empfangene als eine heilige Schuld betrachtet, die abzutragen die Aufgabe seines ganzen Lebens sein wird; was Sie Mir tun, das tun Sie nicht nur unserem deutschen Vaterlande, sondern, wenn Gott Mir hilft, dem gesamten Reiche des Geistes, der Welt! — Gott, wie nötig brauche Ich Sie, wie nötig braucht Sie Bayern!

Mein Herz ist zu voll, zu schmerzlich bewegt, um für den Augenblick mehr sagen zu können. Das seien Sie fest überzeugt, lieber Geheimer Rat, nirgends finden Sie, weder in Hütten noch auf Thronen ein Herz, das Sie mit innigerer, jugendlicherer Begeisterung liebt und verehrt als das

Ihres
treuen, ewig dankbaren Schülers
Maximilian K.

Erste Vorlesung in Berlin.

15. November 1841[1].

Meine Herren!

Ich fühle die ganze Bedeutung dieses Augenblicks, ich weiß, was ich mit demselben auf mich nehme; wie könnte ich es mir selbst verhehlen oder wie Ihnen verbergen wollen, was durch meine bloße Erscheinung an dieser Stelle ausgesprochen und erklärt ist? Gewiß, m. H., hätte ich nicht die Überzeugung, durch meine Anwesenheit der Philosophie einen wesentlichen, ja einen größern Dienst zu leisten, als ich ihr je früher zu leisten imstande gewesen, so stünde ich nicht vor Ihnen. Dieses also ist mein Glaube: allein ich bin weit entfernt zu erwarten, und kann noch weniger daran denken zu verlangen, daß dies auch die allgemeine Meinung über mich sei. Nur so viel hoffe ich zu verlangen, daß niemand mich mit Mißgunst an dieser Stelle sehe; daß man mir willig Zeit und Raum gönne zu der ausführlichen Antwort auf das Dic cur hic, die ich durch die ganze Folge meiner Vorträge zu erteilen im Begriff stehe. Habe ich doch auch anderen Raum gelassen, keinem gewehrt, das gleiche Ziel in der Wissenschaft mit mir zu erreichen! Bin ich in derselben zu etwas gelangt, das wert ist, hier vorgetragen zu werden und die Aufmerksamkeit einer Versammlung, wie ich sie hier vor mir sehe, in Anspruch zu nehmen, — der Weg dazu stand jedem offen, und niemand kann sagen, daß ich ihm durch Eile zuvorgekommen. —

[1] S. W. II. Abteilung, 4., S. 357.

Es sind jetzt 40 Jahre, da gelang es mir, ein neues Blatt in der Geschichte der Philosophie aufzuschlagen; die eine Seite desselben ist jetzt vollgeschrieben; gern hätte ich einem andern überlassen, das Fazit, das Resultat derselben zu ziehen, das Blatt umzuwenden, und eine neue Seite anzufangen.

Wenn ich versichere, daß ich die ganze Größe und Schwierigkeit der übernommenen Aufgabe gefühlt, und sie dennoch nicht abgelehnt habe: so spricht sich darin allerdings das Bewußtsein eines entschiedenen Berufs aus. Aber ich habe diesen Beruf nicht mir selbst gegeben, er ist mir ohne mein Zutun geworden; nun er mir geworden, darf ich ihn auch nicht verleugnen noch gering achten. Ich habe mich nicht aufgeworfen zum Lehrer der Zeit, wäre ich ein solcher, so hätte die Zeit selbst mich dazu gemacht, und ich würde mir kein Verdienst dabei zuschreiben, denn was ich für die Philosophie getan, ich habe es nur infolge einer mir durch meine innere Natur auferlegten Notwendigkeit getan.

Die Umstände nötigen mich, bei dieser Gelegenheit von mir selbst zu reden: doch eitles Selbstrühmen ist mir fern. Der Mann, der, nachdem er das Seinige für die Philosophie getan hatte, für geziemend erachtete, nun auch andere frei gewähren und sich versuchen zu lassen, der, selbst vom Schauplatz zurückgezogen, inzwischen jedes Urteil schweigend über sich ergehen ließ, ohne selbst durch den Mißbrauch, der von diesem Schweigen, durch Verfälschungen selbst des geschichtlichen Hergangs der neuern Philosophie gemacht wurde, sich bewegen zu lassen, es zu brechen; der im Besitz — nicht einer nichtserklärenden, sondern einer sehnlichst gewünschte, dringend verlangte wirkliche Aufschlüsse gewährenden, das menschliche Bewußtsein über seine gegenwärtigen Grenzen erweiternden Philosophie ruhig sagen ließ: es sei mit ihm gar aus, und der dies Schweigen, ganz und vollständig, nicht eher bricht, als bis eine unzweifelhafte Pflicht ihn dazu auffordert, bis ihm unwidersprechlich klar geworden, jetzt sei die Zeit gekommen, das entscheidende Wort zu sprechen:

dieser Mann, m. H., hat wohl gezeigt, daß er der Selbstverleugnung fähig ist, daß er nicht an voreiliger Einbildung leidet, daß es ihm um mehr als um eine vorübergehende Meinung, als um einen flüchtigen, schnell zu erlangenden Ruhm zu tun ist[1].

Lästig, das fühle ich, muß ich wohl zum Teil sein. Man hatte mich untergebracht, ich war konstruiert, man wußte aufs genauste, was an mir war. Nun soll man mit mir von vorn anfangen und einsehen, daß doch etwas in mir gewesen, von dem man nicht wußte.

Der natürlichen Ordnung der Dinge gemäß sollte statt meiner an dieser Stelle ein jüngerer der Aufgabe gewachsener Mann stehn. Er komme — ich werde ihm mit Freuden den Platz einräumen. Habe ich doch so manche treffliche jüngere Talente bedauert, die ich allerorten sich mit Mitteln und Formen abmühen sah, von denen ich wußte, daß sie zu nichts führen können, daß ihnen nichts abzugewinnen sei: wie gern hätte ich sie an mich gezogen, wie gern denen geholfen, die von mir nichts wissen wollten! Nun ich sehen mußte, daß ich selbst Hand anlegen müsse, wenn zustande kommen sollte, was ich als notwendig, als gefordert durch die Zeit, durch die ganze bisherige Geschichte der Philosophie erkannte, und daß ich für dieses Werk eigentlich aufgespart worden — da, als von mir verlangt wurde, in dieser Metropole der deutschen Philosophie, hier, wo jedes tiefer gedachte Wort für ganz Deutschland gesprochen, ja selbst über die Grenzen Deutschlands getragen wird, wo allein die entscheidende Wirkung möglich war, wo jedenfalls die Geschicke deutscher Philosophie sich entscheiden müssen, hier als Lehrer zu wirken: da, in einem so bedeutenden Moment, und nachdem Gott so lang das Leben mir gefristet, der Philosophie, die der Schutzgeist meines Lebens gewesen, nicht zu fehlen, mußte ich als unabweisliche Pflicht erkennen, und nur dieser Gedanke, diese klare Überzeugung allein konnte mich entscheiden.

[1] Schelling liebt manchmal solche Schachtelungen, namentlich in seinem Alter.

Zwar ich leugne nicht, viel anderes stand vor mir, das mich bewegen konnte. Einem König, wenn auch nur kurze Zeit, zu dienen, den ein glorreicher Thron nicht höher erhebt, als er durch Eigenschaften des Herzens und des Geistes erhoben wird, dem längst meine Verehrung gewidmet war, ehe der königliche Purpur ihn schmückte; das Land und Volk, dessen sittliche und politische Kraft jeder echte Deutsche von Kindheit an zu huldigen gewöhnt, und durch die letzten, ewig denkwürdigen Ereignisse aufs neue zu huldigen gelehrt worden: die Stadt, die zuerst genannt wird, wenn von den Sitzen der Wissenschaft und immer fortschreitenden Bildung in Deutschland die Rede ist, die zwar wie ein großes, mächtiges Wasser nicht von jedem leichten Hauch bewegt wird, und auch wohl zuweilen retardierend gewirkt hat (ich erinnere an die Zeit, wo bereits Kants Philosophie in ganz Deutschland, nur nicht in der Hauptstadt seines Vaterlandes Widerhall gefunden), die aber dagegen auch das einmal erkannte Tüchtige mit Macht ergreift und fördert: sodann dieser Kreis von Männern der Wissenschaft, den vornehmsten Zierden dieser Stadt, unter denen ich viele, zum Teil von Jugend auf, mir befreundete, andere längst hochverehrte Männer wußte, mit denen vereint zu leben, vereint zu wirken ich jederzeit mir zur Freude, zum Glück gerechnet hätte: endlich diese Jugend, von der bekannt ist, daß sie dem Ruf der Wissenschaft zu folgen gewohnt ist, daß sie, wenn ihr ein würdiges Ziel vorgehalten wird, vor Schwierigkeiten nicht erschrickt, sondern wo ihr nur die Spur und Fährte echter Wissenschaft gezeigt ist, freudig auf den Weg sich stürzt und selbst dem Lehrer voraneilt — dies alles, m. H., waren Anziehungskräfte von großer, ja fast unwiderstehlicher Gewalt, aber dies alles, so mächtig es war, hätte doch andern Betrachtungen weichen müssen, die so nahe liegen, daß ich sie eben darum nicht anzuführen nötig habe. Nur erst als ich in der ohne alles Zutun mir gewordenen Aufforderung ein Gebot erkennen mußte, dem ich widerstreben nicht dürfte, nicht könnte, ohne meinen letzten und höchsten Lebensberuf zu verfehlen: da war ich entschlossen, und so

trete ich denn auch entschlossen und mit der Überzeugung unter Sie, daß, wenn ich je etwas, es sei viel oder wenig, für die Philosophie getan, ich hier das Bedeutendste für sie tun werde, wenn es mir gelingt, sie aus der unleugbar schwierigen Stellung, in der sie sich eben befindet, wieder hinauszuführen, in die freie, unbekümmerte, von allen Seiten ungehemmte Bewegung, die ihr jetzt genommen ist: denn diese Schwierigkeiten, mit denen die Philosophie zu ringen hat, sind offenbar und lassen sich nicht verheimlichen.

Noch nie hat sich gegen die Philosophie eine so mächtige Reaktion von seiten des Lebens erhoben, als in diesem Augenblick. Dies beweist, daß die Philosophie bis zu jenen Lebensfragen vorgedrungen ist, gegen die es keinem erlaubt, je möglich ist, gleichgültig zu sein. Solange sich die Philosophie in ihren ersten Anfängen oder auf den ersten Stufen ihres Fortschreitens befindet, kümmert sich niemand um sie, der nicht selbst Philosophie zum Geschäft seines Lebens gemacht hat. Alle andern erwarten die Philosophie bei ihrem Ende, für die Welt erlangt sie erst Wichtigkeit durch ihre Resultate.

Nur tiefe Unerfahrenheit indes könnte sich einbilden, daß die Welt bereit sei, jedes Resultat, das man ihr als Ergebnis gründlicher und strenger Wissenschaft versichert oder darstellt, jedes Resultat ohne Unterschied sich auflegen zu lassen. Wäre dem so, so müßte sie nach Umständen z. B. auch einer wesentlich unsittlichen oder selbst die Grundlagen der Sittlichkeit in sich aufhebenden Lehre sich unterwerfen. Dies erwartet aber niemand von ihr, und es ist noch kein Philosoph erfunden worden, der ihr dies zugemutet hätte. Sie würde sich nicht damit abweisen lassen: sie verstehe die Prinzipien nicht, nicht den künstlichen und verwickelten Gang der Beweise, sondern, ohne nach diesen sich umzusehen, würde sie behaupten, daß eine Philosophie, die zu solchen Resultaten gelangt sei, auch in ihren Prinzipien nicht richtig sein könne. Was römische Sittenlehrer vom Nützlichen gesagt: nihil utile nisi quod honestum, müsse auch von dem Wahren gesagt werden.

Was nun aber in bezug auf das Sittliche jeder zugesteht, das muß auch von allen anderen, das menschliche Leben zusammenhaltenden Überzeugungen, also vorzüglich von den religiösen gelten. Keine Philosophie, die auf sich etwas hält, wird zugestehen, daß sie in Irreligion ende. Die Philosophie befindet sich nun aber gerade in der Lage, daß sie in ihrem Resultat religiös zu sein versichert, und daß man ihr dies nicht zugibt, namentlich ihre Deduktionen christlicher Dogmen nur für Blendwerk gelten läßt. Dies sagen selbst einige ihrer getreuen oder ungetreuen Schüler. Wie es sich verhalten möge, ist vorerst gleichgültig: genug, daß der Verdacht erregt worden, die Meinung vorhanden ist.

Das Leben behält aber am Ende immer recht, und so droht denn zuletzt von dieser Seite wirklich der Philosophie selbst Gefahr. Schon stehen sie bereit, die gegen eine bestimmte Philosophie zu eifern vorgeben, aber im Grunde alle Philosophie meinen, und in ihrem Herzen sagen: Philosophie soll überhaupt nicht mehr sein. Auch ich bin hierbei nicht unbeteiligt, denn der erste Impuls zu dieser Philosophie, die nun so allgemein wegen ihrer religiösen Resultate übel angesehen wird, ist, wie man dafür hält, von mir ausgegangen. Wie werde nun ich mich dabei benehmen? Gewiß, ich werde keine Philosophie von seiten ihrer besten Ergebnisse angreifen, was ohnedies nicht leicht ein philosophischer, die ersten Begriffe zu beurteilen fähiger Mann tun wird. Zudem ist es bekannt genug, daß ich gleich von vornherein mit den Anfängen jener Philosophie mich wenig zufrieden und nichts weniger als übereinstimmend erklärt habe. Demgemäß möchte man denken, ich werde mir zum Hauptgeschäft machen, jenes System zu bestreiten, dessen Resultate eine solche Aufregung gegen Philosophie hervorgebracht haben. So ist es nicht, meine Herren. Vermöchte ich nur dieses, so wäre ich nicht hier; so gering denke ich nicht von meinem Beruf. Ein solches unerfreuliches Geschäft überlasse ich gern andern. Unerfreulich nenne ich es; denn es ist schon immer traurig, etwas, das mit besonderer

Energie zusammengefügt worden, von selbst sich auflösen zu sehen. Die geistige und moralische Welt ist in sich so zertrennt, so zur Anarchie geneigt, daß man froh sein darf, wenn, wie immer, wenn auch nur für den Augenblick ein Vereinigungspunkt gegeben ist. Noch trauriger aber ist etwas zu zerstören, wenn man nichts an dessen Stelle zu setzen hat. Mach' es besser! sagt man mit Recht dem, der bloß tadelt, und ebenso recht hatte ein Mann, den ich aufrichtig bedaure, nicht mehr unter den Lebenden hier gefunden zu haben, der mit lobenswerter Offenheit sagte: „ein System müsse man einmal haben, und ein System könne nur durch ein System widerlegt werden, so lang' dem bestehenden kein anderes haltbares entgegengesetzt sei, möge man ihn bei diesem lassen“[1].

In dem nun, was er vom System sagt, gebe ich ihm recht: Einzelnes tut es allerdings nicht mehr, einzeln (man ist davon überzeugt) kann nichts eigentlich gewußt werden. Und auch darin hat derselbige Mann nicht unrecht, seine Verwunderung zu äußern, daß der Urheber der Identitäts-Philosophie, wie verlaute, von dem, was ihn ausgezeichnet, von seinem Prinzipe abgewichen sei und in dem „wissenschaftlich undurchdrungenen Glauben“, in der Geschichte ein Asyl gesucht habe, unter dem sich seine neue Philosophie unterstelle. Darüber nur dürfte ich nun meinerseits mich verwundern, daß der sonst so kluge und einsichtsreiche Mann nicht, eh' er seine Verwunderung an den Tag gegeben, sich erkundigt hat, ob es denn mit dem, was verlaute, auch seine Richtigkeit habe: denn wenn er lebte, würde er durch die Folge dieser Vorträge erfahren, wie ganz anders es sich in der Wirklichkeit verhält, als man ihm glauben gemacht.

Also — Polemik, was man gewöhnlich so nennt; als Zweck wird sie nie erscheinen und jedenfalls nur als Nebensache vorkommen. Allerdings so lehrreich, als ich ihn wünsche, würde dieser Vortrag nicht sein, wenn ich nicht zugleich in die Vergangenheit zurücksähe, den Gang

[1] Gans, Vorrede zu Hegels Philosophie des Rechts. S. XIV. (A. d. O.)

der bisherigen Entwicklung nachwiese; allein ich werde dabei weniger bemüht sein zu zeigen, worin dieser oder jener, als worin wir alle gefehlt, was uns allen gemangelt, um in das gelobte Land der Philosophie wirklich durchzudringen. Hat einer mehr geirrt, so hat er mehr gewagt; hat er sich vom Ziel verlaufen, so hat er einen Weg verfolgt, den die Vorgänger ihm nicht verschlossen hatten.

Nicht um mich über einen andern zu erheben, bin ich gekommen, sondern um meinen Lebenberuf bis zum Ende zu erfüllen.

Die Erkenntnis der Wahrheit mit völliger Überzeugung ist ein so großes Gut, daß dagegen, was man sonst Existimation nennt, Meinung der Menschen und alle Eitelkeit der Welt für gar nichts zu rechnen ist.

Ich will nicht Wunden schlagen, sondern die Wunden heilen, welche die deutsche Wissenschaft in einem langen, ehrenhaften Kampfe davongetragen, nicht schadenfroh die vorhandenen Schäden aufdecken, sondern sie, wo möglich, vergessen machen. Nicht aufreizen will ich, sondern versöhnen, wo möglich als ein Friedensbote treten in die so vielfach und nach allen Richtungen zerrissene Welt. Nicht zu zerstören bin ich da, sondern zu bauen, eine Burg zu gründen, in der die Philosophie von nun an sicher wohnen soll; aufbauen will ich auf dem Grunde, der durch die früheren Bestrebungen gelegt ist. Nichts soll durch mich verloren sein, was seit Kant für echte Wissenschaft gewonnen worden: wie sollte ich zumal die Philosophie, die ich selbst früher begründet, die Erfindung meiner Jugend, aufgeben? Nicht eine andere Philosophie an ihre Stelle setzen, sondern eine neue, bis jetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft ihr hinzufügen, um sie dadurch auf ihren wahren Grundlagen wieder zu befestigen, ihr die Haltung wieder zu geben, die sie eben durch das Hinausgehen über ihre natürlichen Grenzen — eben dadurch verloren hat, daß man etwas, das nur Bruchstück eines höheren Ganzen sein konnte, selbst zum Ganzen machen wollte — dies ist die Aufgabe und die Absicht.

Es ist eine große Sache darum, daß die Philosophie

in dieser Zeit eine allgemeine Angelegenheit geworden ist; selbst die erwähnte Aufregung, diese Bewegung der Gemüter, die ich bei meinem Auftreten um mich wahrnehmen konnte, zeigt, daß die Philosophie aufgehört hat, bloß eine Sache der Schule zu sein, daß sie eine Sache der Nation geworden ist. Die Geschichte der deutschen Philosophie ist von Anfang verflochten in die Geschichte des deutschen Volks. Damals, als es die große Tat der Befreiung in der Reformation vollbrachte, gelobte es sich selbst, nicht zu ruhen, bis alle die höchsten Gegenstände, die bis dahin nur blindlings erkannt waren, in eine ganz freie, durch die Vernunft hindurchgegangene Erkenntnis aufgenommen, in einer solchen ihre Stellung gefunden hätten. In der Zeit der tiefsten Erniedrigung hielt Philosophie den Deutschen aufrecht, über den Trümmern untergegangener Herrlichkeit hielten Männer von Kraft das Panier deutscher Wissenschaft hoch empor, um das die beste Jugend sich sammelte. In den Schulen der Philosophen — wer gedenkt hier nicht Fichtes, wer nicht zugleich Schleiermachers? — fanden manche die Entschlossenheit, in den Kämpfen um Philosophie den Mut und die Besonnenheit, die sich nachher auf ganz andern Schlachtfeldern erprobte. — Auch später noch blieb Philosophie der Deutschen Ruhm und Erbteil. Sollte nun diese lange ruhmvolle Bewegung mit einem schmählichen Schiffbruch enden, mit Zerstörung aller großen Überzeugungen und somit der Philosophie selbst? Nimmermehr! Weil ich ein Deutscher bin, weil ich alles Weh und Leid wie alles Glück und Wohl Deutschlands in meinem Herzen mitgetragen und mitempfunden, darum bin ich hier: denn das Heil der Deutschen ist in der Wissenschaft.

Mit solcher Gesinnung bin ich hergekommen, ohne andere Waffe als die der Wahrheit, ohne auf einen andern Schutz Anspruch zu machen, als den diese in ihrer eigenen Stärke hat, ohne ein anderes Recht für mich zu begehren, als das ich jedem unverkümmert erhalten wünsche, das Recht der freien Forschung und ungehemmter Mitteilung des Erforschten. So gesinnt trete ich in Ihre

Mitte. Ich komme mit dem ganzen Ernst meines Geistes und meines Herzens. Mir ist es Ernst, möge es auch denen Ernst sein, die mich hören werden! Mit Liebe begrüße ich Sie, nehmen Sie auch mich mit Liebe auf! Der Lehrer vermag viel, aber er vermag nichts ohne die Schüler. Ich bin nichts ohne Sie, nichts ohne Ihr bereitwilliges Entgegenkommen, ohne Empfänglichkeit, ohne Eifer auf Ihrer Seite. Hiermit weihe ich mich dem übernommenen Berufe, ich werde für Sie leben, für Sie arbeiten und nicht müde werden, so lang' ein Hauch in mir ist, und so weit derjenige es verstattet, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt, geschweige ein tiefempfundenes Wort, ein echtes Erzeugnis unseres Innern, ein Lichtgedanke unseres nach Wahrheit und Freiheit ringenden Geistes verloren geht.

Schelling an Dorfmüller.

Berlin, 9. Nov. 1841.

... Es hat sich alles ganz anders gemacht, als man sich draußen bei uns vorgestellt. Übrigens sind diese weniger Günstigen der entgegengesetzten Seite nur wenige und auch diese zeigen es nicht öffentlich; der bei weitem größere Teil, denen es um die Sache zu tun ist, fern von Eitelkeit, halten fest bei mir, namentlich kann ich auf Neander, wie er auf mich, zählen, ungeachtet ich kein Hehl habe, daß es mir mit der Philosophie Ernst ist, und zwar im wissenschaftlichsten Sinne. Wie ich meine andern Vorhersehungen so ziemlich bestätigt gefunden, so namentlich auch die Meinung, die ich immer von Neander gehabt: er ist auch persönlich und gemütlich ein durchaus vortrefflicher Mann. Die Hegelianer betreffend, so werden die meisten bei mir hören, nachdem sie mir öffentlich und privatim jede Ehrerbietung versichert und bezeugt. Nächsten Montag abend werde ich anfangen. Die Spannung ist unglaublich und schon jetzt von seiten der Universitätsvorsteher alles in Bewegung, zu verhüten, daß der allzu große Zudrang zu dem verhältnismäßig kleinen größten Auditorium keinen Skandal verursache. Ich werde mit voller Freimütigkeit vortragen, ohne etwas zu verbergen, und fürchte eben nur den Zudrang, da die Studenten schon erklärt haben, wenn nicht durch die Türen, würden sie durch die Fenster hereinkommen. Unter den eingeschriebenen Zuhörern befinden sich selbst die proceres Universitatis sowie die Söhne von solchen, wie Savigny, Lichtenstein, Steffens usw., wobei mir rührend, daß diese beiden,

die mich in Jena gehört, mich noch einmal im Alter hören werden. Ich glaube, Sie können also ohne alle Sorge für mich sein, auch sonst geht es mir gut, und nachdem ich erst eine passende Wohnung gefunden, war ich in wenigen Tagen eingerichtet, besser, bequemer als in München. Gebe mir Gott nur Gesundheit, und bis jetzt hält sie sich gut, dann soll mich nichts anfechten und mein Vertrauen nicht zuschanden werden. Leben Sie wohl!

Schelling an Sulpiz Boisserée[1].

Berlin, 18. August 1842.

Wiewohl sehr ungewiß, ob Sie dieser Brief in München noch trifft, denn wenn auch die große Hitze Sie nicht ins Gebirge getrieben, so werden Sie doch bei dem großen Fest in Köln nicht fehlen, will ich doch schreiben, in dem Augenblick vor der Abreise nach Karlsbad, wo ich, betäubt von dem hiesigen Lärm, erstickt von Staub und niedergedrückt von der dicken Luft, mich erst wieder zu sammeln und zu erquicken hoffe. Trotz allen nicht geringen Beschwerden des hiesigen Aufenthalts, habe ich mich dennoch aufrecht erhalten und befinde mich, was meine Gesundheit betrifft, besser als je in dieser Zeit in München. Bis jetzt, kann ich behaupten, hat mein hiesiges Auftreten dem herrschend gewesenen Unwesen wenigstens einen Schlag beigebracht, von dem es sich nicht wieder erholen wird; sie versichern zwar, es sei nichts geschehen und alles beim alten, aber die Wut, die sich doch übrigens nicht eigentlich bei den Besonneneren und dem Kern, sondern bloß bei den letzten Ausläufen und dem sonstigen Gesindel, was sich an die Partei angeschlossen, zum Teil auf die belustigendste Weise, manifestiert, zeigt mir hinlänglich, daß sie sich wund fühlen; es kam alles ganz anders, als sie erwarteten, und von einer Seite, woran sie nicht dachten, und haben noch Mühe, es zu begreifen. Diese sogenannten

[1] Aus „Sulpiz Boisserée“

Gegner haben überdies nur Bedeutung in der Ferne; hier bedeuten sie nichts, und selbst die ansehnlicheren sind außer aller Gesellschaft und aus allen Positionen, die sie sich früher gewonnen, gesetzt. So wenig es nun nach dem gewöhnlichen Geschmack auch eines jeden Sache ist, über einen aufgeregten Schwarm feindlicher Stech- und Schmeißfliegen unangerührt zu wandeln, muß ich doch bekennen, daß dieses Leben, selbst in seiner Ausartung, großen Reiz hat und dennoch vorzüglicher erscheint als die tote Gleichgültigkeit, der man in ruhigern Kreisen begegnet. Es hat außer der wohltuenden Teilnahme so vieler trefflicher und geistvoller Männer vielleicht eben jene Erfahrung und die dadurch erlangte Kenntnis der völligen Bodenlosigkeit des Entgegenstehenden dazu gehört, den Entschluß zur Reife zu bringen, um unaufhaltsam alles drucken zu lassen. . . . . .

Schelling an Kronprinz Maximilian.

Berlin, 9. August 1843.

. . . .

Da kommt Eurer Königlichen Hoheit Bildnis für mich — früher als selbst meine größte Ungeduld es erwartet hatte. Meine Augen füllten sich mit Tränen, als die lieben, mir so teuren Züge so vollkommen wiedergegeben erschienen. Ja, das ist Er, sagte ich, der herrliche Kronprinz in der ganzen geistvollen Liebenswürdigkeit seines Wesens, festgehalten im Akt des schnellfassenden Denkens, wie ich Ihn in den schönsten und begeistertsten Momenten gesehen — und dieses lebensvolle auch als Kunstwerk bewundernswerte Bildnis werde ich besitzen als Geschenk Seiner Huld und wie Er in den wissenschaftlichen Unterredungen mit mir Seiner hohen Stellung vergaß und nur menschlich dem Menschen gegenübertrat, so will Er auch, daß ich in dem Bildnis nicht den Kronprinzen, sondern den geistig zu mir Redenden, geistig Befreundeten sehe und so ein reines Bild der unvergeßlichen, in wissenschaftlicher Beschäftigung mit Ihm ver-

lebten Stunden mir bleibe und so überwältigte mich der Anblick, daß ich, in die Zukunft fortgerissen, weissagte: diesem mit Geist und herzgewinnender Güte gleich hochbegabten Herren wird gelingen, was jetzt nicht möglich scheint, denn Er wird Geister und Herzen beherrschen und mit Sich fortreißen. — — . . . . .

Schelling an Brandis.

Berlin, d. 31. Juli 1846.

Wie gütig sind Sie, mein teurer und hochverehrter Freund, daß Sie das Vorwort zu Steffens' Nachlaß, das für wissenschaftliche Begründung nichts enthält und mehr eine persönliche Gesinnung, wie es in einer Vorlesung zu solchem Zweck wohl verstattet ist, als ein vollgültiges Rusultat ausspricht, dennoch nicht zu gering geachtet, um bei Gelegenheit desselben Ihrer Teilnahme, Ihrer freundlichen Aufmerksamkeit mich zu versichern. Und wie dankbar muß ich diese Güte verehren, wenn ich mir bekenne, wie sehr ich solcher Aufrichtungen und Ermunterungen bedarf, da der Weg zu dem endlichen Ziel sich so verlängert hat, daß ich zu dem letzten Aussprechen erst in so hohen Jahren und in einem Alter gelange, wo alles schwerer fällt und schwerer genommen wird; und wenn Sie die räumliche Entfernung zwischen uns beklagen, wie viel mehr habe ich Ursache dazu, da der unmittelbare und beständige Umgang mit Ihnen nicht nur im allgemeinen fortwährend zu geistiger Belebung mir gereichen, sondern Ihre Gegenwart auch über so manchen Punkt schneller und leichter hinweggeholfen haben würde, über den ich nun bloß an mich selbst gewiesen war, da den Freunden, die mich hier umgeben, ein Eingehen auf einzelnes nicht zuzumuten ist und sonst, was Philosophie betrifft, keine vertrauenswürdige Seele in meiner Nähe sich gefunden. Um so mehr liegt mir daran, daß die Arbeit, von der, während sie der Vollendung ganz nahe ist, in diesem Augenblick wieder die notwendige Sorge für meine Gesundheit mich abruft, daß diese, wenn sie endlich erscheint,

Ihre fortwährend gehegte wohlwollende Meinung von mir vor Ihnen selbst und vor der Welt rechtfertige und die Hoffnungen, die Sie auf mich gesetzt, nicht ganz unerfüllt bleiben. Wenigstens habe ich die Prinzipienfrage auf solche Einfachheit zurückgebracht, daß sie nicht leicht wieder verdreht und auf falschkünstliche Wege geleitet werden kann, und endlich einmal die glückliche Zeit in der Philosophie eintreten könnte, wo sich mit gemeinsamer Arbeit der Bau fördern und weiterführen läßt, der nicht die Sache Eines Menschen und selbst nicht Einer Zeit sein kann. Aber wieviel besser würde die Ausführung sein, wenn ich denjenigen Teil, welcher die Grundlagen enthält, zuvor Ihrem Urteil unterwerfen, Ihre Hilfe dafür hätte in Anspruch nehmen können! ....

Gott erhalte Sie und alle die lieben Ihrigen! Mir schenken Sie ferner Ihre gütige und treue Freundschaft, wie Sie ja gewiß überzeugt sind, daß ich mit inniger Verehrung und Anhänglichkeit verbleibe

Ihr
treuverbundener
Schelling.

Schelling an seinen Bruder Karl.

Berlin, d. 3. Febr. 1848.

Es hat mir zur größten Freude gereicht, von Dir, teurer Bruder, noch am Ende des vorigen Jahres einen Brief zu erhalten. Unser Wiedersehen im letzten Herbst hat gar zu kurz gedauert, und meine Stimmung war verdrießlich wegen der Unterbrechung, die eine mir sehr am Herzen liegende Arbeit durch die Reise erhalten hatte; denn in meinem gegenwärtigen Zustande muß ich der günstigen Zeit ängstlich wahrnehmen, und in der Tat auch bin ich durch die Reise, die mir sonst so großes Vergnügen gewährt hätte, sehr zurückgesetzt worden. Ich danke nun Dir, der lieben Schwägerin und allen Deinen Kindern herzlich für die liebevolle Aufnahme, die ich dennoch gefunden habe ...

Was mich jetzt betrifft, so arbeite ich (aber sehr langsam, weil oft unterbrochen, und ich möchte sagen, mit Furcht und Zittern, weil mir die Sache so wichtig, und ich immer fürchte, sie nicht mehr vollenden zu können, so nah ich dem Ziel bin) an einer Darstellung der ersten Prinzipien, für die ich, nun auf höherer Stufe und mit höherer Bedeutung, wieder zu der Klarheit gelangt bin, die sie im ersten glücklichen Gewahrwerden für mich gehabt haben, so daß, nachdem so viel Störendes und Entstellendes, das sich zu- und aufgedrungen, vergessen ist, jetzt die Freude wohl gerechtfertigt sein wird, die wir einst an der ersten Entdeckung gehabt haben. Es mußte eine so lange Zeit dazwischentreten, um zur ersten Einfalt wieder zurückzukehren und bei andern Empfänglichkeit dafür zu finden. Was die Ausführung betrifft, so ist dafür durch die Hefte meiner Vorlesungen gesorgt, die ich zurücklasse und die sich ohne große Abänderung abdrucken lassen, so wie für die Hauptsache — die ersten Anfänge — gesorgt ist. Gelingt also jenes noch zu vollenden, so kann ich ruhig — auch für diese Welt mit dem Non omnis moriar im Munde — sterben. Sind die Prinzipien der Methode gegeben, auf der doch alles beruht, so ist die Ausführung in allen Richtungen eine Sache der Zeit — das Leben eines Individuums hätte doch dazu nie hingereicht. Nun befinde ich mich zwar im allgemeinen so, daß viele sich des verwundern, aber die Raschheit und das Anhalten an der Arbeit wie früher gelingt nicht mehr, und von Zeit zu Zeit kommen äußere Übel, wie das vorhin erwähnte[1], das im vorigen Jahr fast um dieselbe Zeit mich befallen, und die mich immer gleich mehrere Wochen meiner kostbaren Zeit kosten, außerdem, daß einmal auch unversehens etwas anderes sich dazu schlagen kann.

Das alles im engsten brüderlichen Vertrauen! Nun, laß mich nur so bald als möglich durch eines Deiner Kinder wissen, daß Du wieder wohl bist, und erhalte

---

[1] Eine heftige Fußrose. (A. d. O.)

mir die treue Liebe, die Du mir bis jetzt geschenkt, unverändert, ich betrachte sie als das Liebste und Beste, das mir Gott aus frühester Zeit bis jetzt erhalten!

Die herzlichsten Grüße meiner Frau, deren Gesundheit sich besser hält als die meinige, an Dich und alle die lieben Deinigen.

Dein
treuer Bruder
Fritz.

Schelling an Dorfmüller.

Berlin, d. 30. März 1848.

Lange Zeit, mein teurer Freund, dachte ich mich von Ihnen (ich wußte nicht warum?) vergessen; aber siehe da, in der Zeit der Not tat sich Ihr Herz wieder gegen mich auf, und ich erfahre aufs neue, daß mir in Ihnen noch ein Freund lebt, der an dem, was mir begegnet, herzlichen Teil nimmt. Ich will Ihnen nun vor allem zur Beruhigung sagen, daß ich mit den Meinigen (es lebt aber nur noch der jüngste Sohn mit uns) glücklich und vollkommen unangefochten durch alle Phasen der hiesigen Revolution gelangt bin. Der Straßenkampf zog sich aus der Straße, in der ich wohne (Unter den Linden), hinweg nach andern, und wir nahmen daran fast nur durch das Gehör teil. Bänglicher allerdings waren die folgenden Tage, denn ich kann wohl sagen, daß wir wenigstens zweimal 24 Stunden ohne Obrigkeit, ja ohne Regierung ganz den etwaigen Launen des Volkes preisgegeben waren. Da muß ich aber die Aufopferung und die Verständigkeit der Berliner Bürger lobend anerkennen, welche unter den schwierigen Umständen Ordnung zu erhalten, Ungebühr niederzudrücken und mitunter selbst Aufhetzungen schlechter Journalisten auf eindringliche Weise zu bestrafen wußten. Kurz, wir haben nur von der allgemeinen, aber durch keine persönliche Beunruhigung gelitten; der Schmerz, den wir empfanden, war ein rein moralischer. Nicht über die Veränderung der Dinge überhaupt, den Sturz des Ministeriums — wiewohl ich Eichhorn, als mir besonders

nahe, wegen der groben Verkennung seines wahrhaft edlen Wollens bedaure, aber für das Ministerium im ganzen habe ich nie Sympathie empfunden, es hat sich eben in den letzten Tagen seiner Existenz als ganz unfähig erwiesen; — aber Sie wissen, ohne daß es näherer Bezeichnungen bedarf, daß es noch andere Ursachen und Gegenstände für die schmerzlichsten moralischen Empfindungen gibt. Da ich von der Welt nichts mehr verlange als die nötige Stille und Ruhe, meine letzten Arbeiten zu vollenden, so ist mir diese äußerlich freilich entzogen; doch war ich Gott sei Dank bisher stark genug, meine Arbeit fortzusetzen, und froh der Aufgabe, die alle meine Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch nahm und mich so von der Gegenwart abzog. In einer Hinsicht atme auch ich freier: ich konnte mich nicht wohl fühlen in der Atmosphäre der Bestrebungen, namentlich in Ansehung des Christentums die Zeit wieder auf den blinden Autoritätsglauben zurückzuführen (wogegen ich mich darum in dem Vorwort zu Steffens so entschieden aussprach), Bestrebungen, die bei weitem mehr schadeten, als sie je nützen konnten. Einige dieser sog. konservativen Schriftsteller haben Berlin den ersten Tag gleich verlassen (man sah darin nur eine lächerliche Einbildung von ihrer eignen Wichtigkeit); der Schade wäre nicht groß, wenn einige wenigstens nie wiederkehrten. Sie sprachen den Wunsch aus, daß ich nach Bayern zurückkomme. Ich weiß nicht, was geschehen kann, aber meine Absicht ist auszuharren bis zur Notwendigkeit und zum äußersten; in diesem Fall aber weiß ich auch, daß der Herr irgendein Asyl für mich bereit haben wird, sei's in Bayern oder wo sonst. Nach Bayern würde ich freilich am meisten gezogen werden durch die Liebe zu dem teuren — jetzt König gewordenen — Kronprinzen, der mir (ich weiß es) innerlichst zugetan ist; aber ich habe nicht die Einbildung, ihm raten oder helfen zu können, und gestehen muß ich Ihnen, daß die Vorfälle in München mich fast noch mehr erschüttert haben als die hiesigen. Wie sehr hätte ich dem teuren Königssohn eine freundliche Thronbesteigung gewünscht, statt der jetzt in

Sturm und Ungewitter geschehenen[1]! Mein Herz befiehlt ihn unablässig dem Herrn im Himmel, das ist alles, was ich jetzt vermag, und käme ich je nach Bayern, vollends um zu bleiben, so wäre es nach meiner Gesinnung nicht München (was sollte ich da in dem Durcheinander von Ränken und persönlichen Bestrebungen?), eher noch Augsburg, wohin ich gehen möchte. Aber vorerst wünsche ich nichts, als daß ich ruhig bei meiner Arbeit bleiben kann.

Was ich Ihnen von mir, kann ich Ihnen auch von dem teuren Neander schreiben. Es ist ihm nichts Widriges begegnet, nur der Zustand seiner Sehkraft macht seit Anfang vorigen Winters die ängstliche Sorge seiner Freunde. — —

Schelling an seinen Bruder Karl.

Berlin, d. 4. Apr. 1848.

Ich danke Dir aufs herzlichste, daß Du in der bösen Zeit unsrer so brüderlich gedacht und uns Nachricht von Deinem Befinden gegeben hast, noch eh' ich für den früheren Brief, den Du durch eines Deiner Kinder hast schreiben lassen und der uns wenigstens zu einiger Beruhigung gereichte, gedankt hatte. Gott sei Dank, daß Du wieder so weit hergestellt bist, um Deine anstrengenden Geschäfte zu versehen; aber schone Dich doch so viel als nur möglich, besonders bei der so früh eingetretenen ganz ungewöhnlichen Hitze.

Allerdings haben wir sehr unruhige und verhängnisvolle Tage hier erlebt. Doch haben die schlimmsten Tage uns in keine persönliche Not gebracht; der Straßenkampf hatte sich von der Straße, wo wir wohnen, mehr und mehr entfernt. . . . Der Schmerz blieb ein rein moralischer, Preußen, das für Deutschland so nötig und wichtig wäre, so innerlich gebrochen, aufgelöst und in Schwierigkeiten verwickelt zu sehen, deren Ende nicht zu erblicken, deren nächste Folge aber wohl vorauszusehen ist: schmachvolle

[1] Der Klerus hatte Volk und Studenten aufgehetzt, sodaß es zur Empörung gegen Ludwig I. wegen seiner Liebschaft mit Lola Montez kam.

Schwäche nach außen und Demütigung durch Deutschlands schlimmste Feinde. Das einzige Tröstliche ist die ferne Aussicht, daß diesmal — nach vorausgegangenen Jahren von Unheil — das lange Elend Deutschlands unter seinen vielköpfigen, großenteils schlechten Regierungen radikal wird geheilt werden, aber Du und ich werden es nicht erleben. Meinen Trost habe ich in der Arbeit gesucht und selbst an den schlimmsten Tagen nicht gefeiert. Dadurch bin ich aufrecht geblieben und über das Traurigste hinweggekommen. — —

Schelling an Waitz.

Berlin, d. 12. Februar 1849.

Es hat lang angestanden, bis ich endlich dazu komme, Ihnen, mein teurer Schwiegersohn, zu danken für die Teilnahme, die Sie mir bei Gelegenheit meines Geburtstages bezeugt haben. Sie haben unter den alle Kräfte in Anspruch nehmenden Forderungen eines wichtigen öffentlichen Berufs Zeit gefunden an mich zu schreiben; was könnte ich dagegen zur Entschuldigung meiner Saumseligkeit aufstellen? Wenn es jedoch auch Anstrengung kostet, sein wissenschaftliches und literarisches Testament aufzusetzen, woran ich mit allen Kräften arbeite, so stellen Sie sich außerdem wohl von selbst vor, daß ich an der großen Aufgabe, zu deren Lösung Sie mitwirken, innerlich nicht sehr viel weniger teilnehme als Sie selbst, und den Abwechselungen der, wie es scheint, immer mehr sich verwickelnden Entwickelung nicht ohne große Bewegung folge.

Sie erinnern mich daran, daß ich von Anfang an mit einem sehr entschiedenen Gefühle gegen die Erblichkeit der obersten Würde gewesen. Ich konnte mich nie mit dem Gedanken befreunden, aus Deutschland eine strenge Monarchie, oder uns Deutsche zu einem Volk in dem engen und abschließenden Sinn zu machen, wie z. B. die Franzosen eines sind; war dies unsere Bestimmung, so müßte ich längst jedes Gefühl von Achtung für die eigne Nation aufgeben; die Deutschen schienen mir vielmehr be-

rufen, ein Volk von Völkern zu sein, und so gegenüber von den andern, die dann freilich in volklicher Hinsicht über uns zu stehen kommen mußten, wieder die Menschheit darzustellen[1]; nur so begriff ich den rätselhaften Gang der Geschichte, der uns genötigt, uns ganz fremde Rassen und Nationalitäten an uns heranzuziehen, oder sie selbst in einem Teil unseres Gebiets zu belassen. Sie urteilen von selbst, wie wenig diese Ansichten mich fähig gemacht, dem jüngsten Versuch, durch — wenigstens einstweilige Beiseitelassung des zukunftreichsten und lebensvollsten Teils (der gerade jetzt unter den gefährlichsten Erschütterungen seine unüberwindliche Lebenskraft zum Wunder erprobt und siegreich bewährt hat) ein homogenes Deutschland hervorbringen zu wollen, meine Beistimmung zu erteilen; in meinen Augen heißt dies, die große Sache, deren finale Schwierigkeit man vor neun Monaten ebensogut voraussehen konnte, als man sie jetzt empfindet, dadurch zu Ende führen, daß man sie aufgibt, durch tödliche Amputation einen Scheinkörper schaffen, dem kein wahnfreier und aufrichtiger Geist auch nur die kürzeste Lebensdauer versprechen könnte. Auf solche Weise die Einheit hervorzubringen hat kein echter Deutscher die Herren der Nationalversammlung bevollmächtigt, und wissen deren Häupter die großen Verheißungen des Anfangs nicht anders zu erfüllen, so würde die einzige mögliche Sühne in dem aufrichtigen Bekenntnis bestehen, daß sie von Anfang nach Unmöglichem gestrebt, und die Aufgabe, das Mögliche hervorzubringen, andern überlassen müssen.

Aber gibt es denn ein Mögliches außer dem von uns Angenommenen? werden die Herren fragen.

Allerdings gab es ein solches, wenn man den einmal vorhandenen und nicht hinwegzubringenden Dualismus akzeptieren wollte, aber unschädlich zu machen wußte. Es ist ebenso unmöglich, daß Österreich Preußen, als daß Preußen Österreich sich unterwerfe; gleich unmöglich, das

[1] Das sind natürlich kosmopolitische Schwärmereien.

eine oder das andere, entweder überhaupt oder von der obersten Gewalt, auszuschließen. In dieser Hinsicht findet keine Wahl statt; die einfache Wahrheit ist, daß man beider nicht entbehren kann, und sie als Oberhäupter annehmen muß, um sie als Glieder zu haben, auch von Erblichkeit ist hier nicht die Rede, sondern von einfacher politischer Notwendigkeit: aber was durch die beiden verloren geht, die uralte und nimmer aufzugebende Freiheit der Wahl, wäre durch ein drittes Element zu retten; dieses dritte, gleichberechtigte (aus der Reihe der Könige genommene) Oberhaupt wäre der wahre Kaiser, der Erkorne der Nation, der eigentliche Gegenstand ihrer Liebe, gleichwie in dieser Machtverbindung nach oben das sicherste Mittel gefunden wäre, eine wahre Gliederung, stufenweise Unterordnung und die strengste Einheit nach unten hervorzubringen, deren Mangel der eigentliche Skandal der bisherigen Verfassung gewesen, nach außen die machtvollste Einheit, da die beiden großen Mächte nun gar nicht mehr auseinander könnten und miteinander stehen und fallen müßten. . . .

Mit herzlicher Liebe und Anhänglichkeit

Ihr

treuer Vater

Schelling.

Schelling an Schubert[1].

Berlin, d. 28. Sept. 1851.

Dieser Brief, geliebter Freund, wird Dich zwar jetzt nicht in München antreffen; gewiß weilst Du noch auf dem schönen Landsitz am Ammersee, den Du so glücklich entdeckt hast: ich aber muß mich nach der Zeit richten, in welcher, frei vom eigentlichen Geschäft meines Lebens, ich Muße zum Briefschreiben habe, denn je älter, desto einseitiger bin ich geworden, und muß, um in einer Arbeit einigermaßen mit Erfolg fortzuschreiten, mich ganz auf

[1] Zum Teil schon abgedruckt in Schuberts Selbstbiographie 3, 732. (A. d. H.)

dieselbe beschränken. Mich aber drängte schon lange, Dir zu schreiben, und ich benutze die Zeit der Rückkehr von Pyrmont, besonders Dir zu danken für die Geschichte der Seele, nicht bloß als Geschenk, sondern auch als Werk und wegen ihres Inhalts, da sie mir so vielfach zur Belehrung und Erquickung gedient hat, durch den reichen Schatz nicht nur der schönsten Stellen der Alten über Gott und Seele, an die man gern immer wieder erinnert wird und zu welchen bedeutende, mir weniger bekannte der Kirchenväter gekommen sind, sondern vornehmlich von Tatsachen, die so wie von Dir noch nie benutzt und gedeutet, zum Teil sogar wie mir wahrscheinlich noch manchen andern unbekannt geblieben waren. Dir, lieber Freund, ist ein lieblicheres Los gefallen als mir; Dir ist es verstattet, in alle die heimlichen, sonnigen, blumenreichen Täler einzudringen, an denen ich, auf den allgemeinsten Zusammenhang angewiesen, wie auf dem Dampfschiff vorbeifahre, nur von ferne einen Blick in sie werfend. Doch hoffe ich, wenn Gott mir es gewährt zu vollenden woran ich arbeite, es soll auch davon einiges sein, das Dich erfreut und Nachsicht oder, wo nötig, Verzeihung für das andre erwirbt.

Ich kann Dir nicht sagen, wie Deine ausdauernde Freundschaft und Dein treues Gedächtnis für alles, was ich Dir jemals etwa nützen konnte, mich rührt, wiewohl ich nicht weiß, worauf sich insbesondere das im Anfang Deines Briefes vom November v. J. bezieht; wie es damit sei: ich allein habe Ursache, zu danken — für den unverdienten Dank, denn ich kann mir selbst nichts zuschreiben und bin fast immer nur Werkzeug gewesen. Aber fahre immer fort, da uns Gott so zusammengebracht, in solcher Herzensbeziehung mit mir zu bleiben, oft habe ich eines solchen Zuspruchs nötig; lasse nicht von mir, wenn ich auch monatelang stumm bleibe und fühllos scheine gegen Liebeserweise wie die Deinigen; sieh mich als einen zum Teil Abgeschiedenen an, der fast mit sich allein bleiben muß, um im anhaltenden Feuer und im Zusammenhang seiner Arbeit zu bleiben.

D. 5. Oktober.

— So weit hatte ich am 28. Sept. geschrieben; da trat das betrübende Ereignis ein[1], von dem Ihr nun in München schon lange wißt, um so unerwarteter für mich, als ich am Vormittag dieses Tages, dessen letzte Minuten ein so edles und ruhmreiches Leben enden sollten, von ferne noch den wohlbekannten Wagen des Prinzen gesehen hatte, der ein Mann weniger Worte, aber wo es galt, rasch zur Tat, vom reinsten Wohlwollen wie von einer natürlichen Stimmung durchdrungen, in allen Verhältnissen wahr, treu und lauter wie Gold erfunden, Gegenstand der allgemeinsten Verehrung gewesen ist. Du kannst Dir selbst vorstellen, wie dieses Ereignis auch insbesondere mich schmerzt im Gedanken an die Wirkung dieses Verlustes auf den uns beiden gleichgeliebten König Max und die teure Königin, seine Gemahlin. Vielleicht bewegt Dich dieses Ereignis, früher als gewöhnlich nach München zurückzukehren. Wie wohltätig könnte Deine Gegenwart auf die Königin wirken, die Dir von der seligen Mutter her wohlgewollt und, seitdem sie Deine persönliche Bekanntschaft gemacht hat, gewiß noch herzlicher zugetan ist. Auch von dem König glaube nie anders, als daß er von Herzen Dir wohlwill; gewiß nur innerste Achtung und Liebe hat ihn getrieben, Dir zum letzten Neujahr die Überraschung zu bereiten, die auch mich recht erfreut hat. — —

An Clärchen.

Bitte, bitte, liebstes Clärchen, nimm unsere Vorschläge an: komm im nächsten Monat als Gast Deiner Eltern nach Pyrmont, wie vor einigen Jahren Caroline zu ihrem eignen Besten dorthin kam, und wie ich gern auch unsere Julie einladen möchte, hinzukommen. Es ist dies die beste und leichteste Art, wie ich eine Zeitlang wieder mit meinen Kindern zusammen sein kann. Darum schlag' es nicht ab

[1] Der Tod des Prinzen Wilhelm von Preußen, des Vaters der Königin von Bayern. (A. d. O.)

und bitte auch Waitz recht eindringlich um seine Zustimmung. Denke, daß vielleicht nie wieder die Gelegenheit kommt, so mit den Eltern zu sein: Mutter ist sehr gestärkt von Gotha zurückgekommen: aber der Vater ist nicht bloß alt, sondern fängt auch an sich alt zu fühlen; jedenfalls sind seine Tage gezählt. Also komm, komm, liebstes Kind, es soll Dir gut gehen und Du Dich wohl fühlen bei uns[1]. Gott befohlen.

Dein
treuer Vater
Schelling.

Tausend herzliche Grüße von Mutter und Tante!

Schelling an Frau Ottilie Wildermuth.

Hochgeehrte Frau!

Was mögen Sie von Ihrem Landsmann gedacht haben! Am 4. Sept. vorigen Jahres schrieben Sie ihm freundliche Zeilen, begleitet vom Geschenk eines Exemplars Ihrer Schwäbischen Bilder — und heute erst Antwort und Dank! Gewiß jedoch haben Sie selbst gedacht, daß eine solche Säumnis ihren besonderen Grund haben müsse. In der Tat, seit Ende Juli bis Ende November war ich von hier abwesend; so lang also blieb Ihre Sendung mir unbekannt (Nachsendung war nur für bestimmt bezeichnete Briefe angeordnet); nach der Rückkehr aber wurde die lange Abwesenheit schwer gebüßt — eine Masse dringendst Erledigung heischender Dinge ließ keine Zeit, so Einladendes zu lesen, das ich für bessere und glücklichere Augenblicke gern vorbehielt. Nun aber sei kein Augenblick versäumt, Ihnen zu sagen, daß ich Lieblicheres nicht bloß in vielen Jahren nicht, sondern nicht leicht jemals gelesen, als diese Erzählungen, die mich in die früheste

[1] Clärchen verlebte mit ihren 3 Kindern mehrere glückliche Wochen mit den Eltern in Pyrmont, wo Waitz sie einige Tage auf einer Reise nach Belgien besuchte. (A. d. O.)

Jugendzeit versetzten, in die süßesten Erinnerungen einwiegten — und gedankt sei nun nicht bloß für das Geschenk, sondern für das Werk selbst, und nicht die Schriftstellerin gepriesen, sondern die Frau, deren Seele geschaffen war, so liebliche Erscheinungen in ihrer ganzen Einfalt nicht bloß aufzufassen, sondern so rein darzustellen, ohne einen unrechten oder störenden Ton einzumischen. Ganz dasselbe ist auch die Empfindung meiner Frau, welche Ihnen herzlichst empfohlen sein will. —

Möge das inzwischen eingetroffene neue Jahr für Sie in jedem Sinn ein glückliches, von allen Seiten segenvolles sein! Dies der herzliche Wunsch Ihres hochachtungsvollst und von nun an treu

Berlin, den 14. Januar 1854.

ergebenen Dieners
Schelling.

Schelling an einige seiner Enkel.

Herzliebste Kinder!

Dank Euch, herzlicher Dank für Eure Glückwünsche zu meinem Geburtstag. Glaubt mir, meine Hauptfreude in dieser Welt sind noch meine lieben Enkel. Denkt also, wie ich mich Eurer Fortschritte und Eures braven Verhaltens freue! Fahrt darin fort, und lasset besonders Eurer lieben Eltern Wort Euch wie Gottes Wort sein! Prägt alles, was sie Euch sagen, tief in Eure Herzen; Euer künftiges Lebensglück hängt davon ab, daß alles, was sie Euch lehren und vorschreiben, Euch zum bleibenden Schatz und zum festen, nie zu erschütternden Vorsatz wird. Lebt wohl, liebe Kinder, und denkt zuweilen auch an den alten, Euch herzlich liebenden Großvater.

Berlin, den 21. Febr. 1854.

Schelling.

Meine Liebe zu Euch sollt Ihr erwidern, aber meine schlechte Handschrift nicht nachahmen. Gott befohlen!

Aufsätze.

Über das Wesen deutscher Wissenschaft.

(Fragment 1812?)[1]

Es reden jetzt gar viele mit besonderem Nachdruck von deutscher Wissenschaft: was sie aber darunter verstehen, erklären sie nicht; ob das Chaos von Begriffen und widerstreitenden Meinungen, das jetzt da ist, oder irgendeine vorhergehende oder auch etwa zukünftige Wissenschaft, erklären sie nicht bestimmt. Wohl kann man von deutscher Wissenschaft reden. Denn sie ist nicht etwas in bezug auf die Nation selbst Äußerliches, ein zu anderem Hinzukommendes oder als Mittel Betriebenes: sie ist das wahre Innere, das Wesen, das Herz der Nation, sie ist mit ihrem Dasein selbst verflochten, und wer möchte nicht sagen, daß sie nur in dieser ein wahres Dasein hat. Zeugnisse dieser Behauptung sind die religiösen und wissenschaftlichen Revolutionen, mit denen dieses Volk allen anderen vorangegangenen, und in denen es ein Interesse des Gemüts und Geistes für den Grund aller Erkenntnis an den Tag gelegt hat, wie keine andere Nation je getan, und wie es selbst für keine anderen Zwecke in der Folge je wieder gezeigt hat. Auch Art und innerer Gehalt deutscher Wissenschaft sind daher nicht als zufällig zu betrachten. Verwunderungswert hat manchen insbesondere geschienen, wie die Liebe methaphysischer Untersuchungen unter den Deutschen nicht, wie unter allen anderen Nationen, gealtert, vielmehr immer neu sich vergnügt hat. Sie scheinen zu meinen, daß sie auch darin besser fremdem Beispiel gefolgt hätten. Diese scheinen das Wesen ihres eigenen

[1] S. W. I. Abt., 8, S. 1.

Volks nicht zu erkennen, und haben darum auch sein Schicksal nicht begriffen. Zu eigentümlich von Gemüt und Geist ist dieses Volk gebildet, um auf dem Weg anderer Nationen mit diesen gleichen Schritt zu halten. Es muß seinen eigenen Weg gehen, und wird ihn gehen, und sich nicht irren noch abwenden lassen, wie es immer vergebens versucht wurde. Seine Aufgabe ist eine ganz eigentümliche, die Richtung seiner Entwicklungen und Fortschritte eine notwendige.

Seit zuerst deutscher Geist von vorhandenem Glauben sich losriß, sofern er entweder von aller Wissenschaft leer oder auf einengenden und toten Formen derselben gegründet war, von diesem Augenblick nur den Kräften der Wissenschaft und klarer Erkenntnis vertrauend — seit dieser Zeit existiert deutsche Wissenschaft in der ganzen Eigentümlichkeit ihrer Bedeutung. Von da an sind ihre Fortschritte nicht mehr zufällig, noch ins Unbestimmte (wie die anderer Nationen) gerichtet; sie haben ein bestimmtes Ziel, eine notwendige Richtung.

Sonderbar genug ist, wie so ganz unbemerkt bleiben konnte, daß schon der öffentliche Zwiespalt religiöser Bekenntnisse dem deutschen Volk ein weit höheres Ziel als jedem andern bestimmt. Zwar beklagt wird, wie es als Nation unter demselben gelitten, aber zu welchem Ende er da sei, und wohin dieser Widerspruch im Inneren der Nation sie zuletzt wohl führen solle, hat noch niemand beachtet. — Hinweg mit allen Gedanken der Rückkehr! Alle Rückkehr, die ausgenommen, welche durch Fortschreiten geschieht, ist Verderb und Untergang. Wohl halten auch die Schöpfungen des Weltgeistes ihren lebendigen Umlauf, dasselbe wiederbringend in Natur und Geschichte, aber in anderem und höherem Sinne. Diesem ähnlich schreiten die Schöpfungen des menschlichen Geistes fort. Damals, zu jener Zeit entschiedener Lossagung von überliefertem Glauben gelobte deutscher Geist und tat sich selbst den Schwur, den Gegensatz bis zur vollkommenen Auflösung durchzuführen, die Einheit, die er als einen Zustand erkenntnislosen Friedens verließ, auf

einer höheren Stufe als bewußte Einheit, in größerem Sinn und weiterem Umfang einst wiederherzustellen. Dies ist das Ziel deutschen Geistes, jenes Gelübde das, was ihn arm erscheinen läßt gegen den Reichtum, demütig gegen den Übermut anderer Nationen, der Stachel seines Eifers, der, während jene die höchsten Untersuchungen abgeschlossen und Prinzipien vorhanden wähnen, über die es keine höheren gebe, ihn antreibt, aufs neue die Grundfesten aller Erkenntnis aufzurühren und in unabsehbare Tiefen hinabzusteigen.

Die geistige Umänderung des sechzehnten Jahrhunderts war eine Revolution durch Wissenschaft, durch wahre Metaphysik bewirkt gegen den Mechanismus und die Physik des damaligen religiösen Glaubens. Das Prinzip, die Seele alles Glaubens, siegte über die Materie und den Leib, der sich selbst zu genügen anfing. Daher die Metaphysik des Gefühls in dem Geist des Urhebers; daher nicht das Werk, sondern die Magie des Glaubens das Eins und Alles seiner Lehre. Was zunächst im Verlauf der Zeiten in deutscher Wissenschaft sich entwickelt, was besonders zu unserer Zeit mit neuer Kraft angeregt, hervorgerufen, geschaffen worden ist, steht als mittelbare oder unmittelbare Folge im genauesten Zusammenhange mit jenem Anfang deutscher Wissenschaft.

Alles, was zwischen diesem Anfang und der gegenwärtigen Zeit liegt, von der auch der Versunkenste begreift, daß sie nicht vorübergehen werde ohne eine neue Welt, eine neue Schöpfung (welcher Art sie sei) hinter sich zu lassen, jenes alles betrachte ich als bloße notwendige Zwischenerscheinung, die ganze Zeit aber als die Periode der bis aufs äußerste fortschreitenden Entzweiung. Denn notwendig war, daß nach aufgehobener Einheit der Gegensatz mächtig und in allen Richtungen hervortrat, die in der Harmonie verborgenen Elemente jedes einzeln hervortrat, um durch seine Ausdehnung und Anwendung auf das Wirkliche Vernichtung zu finden. Die Wissenschaft mußte über alle ihre möglichen Formen zum freien und klaren Bewußtsein kommen, um in einer göttlichen In-

differenz zu endigen, welches ihr wahrer Charakter ist. Unleugbar hat erst seit jener Zeit die frühere, deutscher Natur fremde dualistische Meinung von dem Tod der Natur und der Alleinlebendigkeit des geistigen Prinzips im Menschen als System, als herrschende Meinung hervortreten können, der allmählich jede Art der Wissenschaft, jeder Zweig der Erkenntnis und zuletzt das öffentliche Leben selbst unterlag. Nachdem zufolge dieser Meinung alles auf Erden und im Himmel tot war, das Scheinleben des Subjekts ausgenommen, mußte alle Metaphysik auf dieses, um noch von Physik unterschieden zu sein, sich zurückziehend, in Empirismus übergehen, die Religion aber samt allem in ihr Gehörigen sich jenseits und über alle wirkliche Welt hinausflüchten.

Die nun nach Einheit suchten, Wissenschaft aber nur in klarer Erkenntnis sahen, mußten, da in allem klar Erkennbaren für sie nichts Göttliches mehr anzutreffen war, eben dieses Ungöttliche, das an sich Leblose und nur in mechanischer Zusammenwirkung den Lebensschein Erzeugende als die einzige Realität erkennen, allen Begriff aber eines Daseins außer derselben als Aberglauben, Betrug, Irrtum verwerfen. Hiermit hatte der Dualismus sich selbst vernichtet. Auf eine andere, deutschem Gemüt angemessenere Art geschah die Vernichtung durch absolute Scheidung, indem anerkannt wurde, daß Wissenschaft nur vom Toten und im Toten möglich sei, für Lebendiges, Freies und Göttliches aber dem Menschen nur das tiefe Bewußtsein seines Nichtwissens, erleuchtet allein durch Ahnung, Glaube und erkenntnisloses Gefühl, übrig bleibe. Das Endliche und sogenannte Wirkliche war hiermit als Positives ganz nach der einen Seite, das Unendliche und sogenannte Ideale als Negatives ganz nach der andern Seite gebracht, aber das Band, wodurch beides zusammengehalten wurde, war völlig verschwunden.

Wenn das allmähliche Hervortreten und die in allen Richtungen mißlungene Anwendung und endliche Selbstvernichtung aller Elemente des Gegensatzes für die sämtlichen übrigen Nationen den Schein hervorgebracht hat,

als wäre es nun mit aller Philosophie zu Ende (welches jetzt als die allgemeine Meinung von Europa angesehen werden kann[1], so mußte aus dem Tod und Untergang der falschen Wissenschaft und der abstrakten Theorien in Deutschland vielmehr die wahre Wissenschaft und Metaphysik emporkeimen. Diesen Wendepunkt neuer und aus positivem Prinzip hervorgehender Wissenschaft bezeichnet die durch Kant geschehene Regeneration der Erkenntnis. Es wäre eine große Beschränktheit der Ansicht, in den späteren wissenschaftlichen Veränderungen Deutschlands kein höheres Prinzip zu erblicken als den Geist der einzelnen Männer, durch die sie begonnen wurden. Wie in den früheren religiösen, war es auch in diesen das Wesen, der Geist der Nation selbst, aus dem sie ihren Ursprung wie die Kraft und den Antrieb ihrer Fortbildung erhielten. Ebenso haben wir die Äußerungen dieser Männer nicht, wie sie ihren Zeitgenossen, oder sogar sich selbst erschienen, sondern nach ihrer Bedeutung in dem großen Zusammenhang der Zeiten und der fortschreitenden Bildung zu betrachten. Von diesem Gesichtspunkt erscheint uns als das Wesentliche in der Kantischen Erneuerung der Beweis, daß der Tod in den Dingen nichts anderes denn eine aus dem Subjekt auf sie übergetragene Form und Außenseite sei (war gleich diese Übertragung noch als eine notwendige dargestellt), daß diesen bloß erscheinenden Dingen, auch der Natur also, etwas Wesentliches, Lebendiges, wenn schon der bloßen Form des Verstandes Unerreichbares, zugrunde liege. Nur verneinend jedoch hatte Kant die Dinge an sich bestimmt, nämlich im bloßen Gegensatz der erscheinenden, aber auch damit schon die Gedanken auf eine wahre Metaphysik richtend und, der erste nach langer Zeit, der Natur wieder ein Göttliches, Unentstandenes, wahrhaft Seiendes zugrunde legend. Nach ihm konnte der Mann hervortreten, der das wahre Wesen alles An-sich wieder erkannte[2], der fand, daß das

[1] So dachte man also schon vor hundert Jahren!
[2] Fichte.

allgemeine An-sich die Quelle der Selbstbewegung, der Selbstoffenbarung und Bejahung — der Ichheit — sei. Künftige Zeit mag untersuchen, was diesen kräftigen Geist verhinderte, nach dieser wahren Erkenntnis des An-sich, es im ganzen zu erblicken, und so die Selbstigkeit und Lebendigkeit aller Dinge und der ganzen Natur anschauend, sich bis zu dem Urquell aller Ichheit, dem zu erheben, von dem alles andere Ich, in der Absonderung, nur Schatten und Schein, in der Einheit betrachtet, das lebendige Teil und reale Ebenbild ist.

Dahin, nach diesem Ziel hat alle deutsche Wissenschaft getrachtet von Anbeginn, nämlich die Lebendigkeit der Natur und ihre innere Einigkeit mit geistigem und göttlichem Wesen zu sehen. In dieser Anschauung lebte der große Geist des Johannes Kepler, welcher in dem Zeitalter des Cartesius Atem und Seele der Erde gab, die physische Bedeutung geistiger Formen, die Vorbildlichkeit der Mathesis in bezug auf die Natur und das Weltsystem erkannte. Eben dieses war die Seele jenes deutschen Erfinders, welchem das Leben der einen alles Leben enthaltenden Substanz nicht genügte, welcher schauend ahnte, daß jeder Teil der Materie ähnlich sei einem Garten voll organischer Gewächse, ähnlich einer See voll lebender Geschöpfe. Durch Sinn und Verständnis gehört Spinoza den Deutschen an[1], den französische und englische Atheisten für ihresgleichen gehalten, und dessen Lehre mit geringen Ausnahmen einem verschlossenen Buch glich vor der Eröffnung seines Sinnes durch die deutschen Männer Lessing und Jacobi. Das unverwerflichste Zeugnis dieser Wahrheit und Richtung des deutschen Geistes hat der hocherleuchtete Mann Jakob Böhme abgelegt, der aus reiner Begeisterung und keiner anderen Lehre noch Eingebung als der seines Innern teilhaftig und in seliger Anschauung wie bezaubert festgehalten sein labyrinthisches und dem Dunkel der Natur ähnliches Gedicht von der

[1] Schellings Geschichtsauffassung ist nicht sehr objektiv!

Natur der Dinge und dem Wesen Gottes gedichtet hat. Ihm gesellt sich Hamann, der Mann tiefsinnigen Geistes, bei, der den Totschlag der Natur durch den Gebrauch der Abstraktionen und die ganze Eitelkeit seiner Zeit in ihrer vermeinten Erhebung und Herrschaft über die Natur und ihrer moralischen Feindschaft gegen dieselbe tiefer als jemand fühlte ... Aber wer wollte diese Wolke von Zeugen einzeln aufzählen, da alles, das urkräftig aus deutscher Kraft erzeugt ist, die einmütige Richtung hat gegen dieses Ziel aller Erkenntnis.

Andere mögen sich mit Frivolität in ein Extrem des Gegensatzes geworfen haben, die deutsche Wissenschaft hat selbst, indem sie in die äußersten Verzweigungen desselben sich verlor, den religiösen Charakter dennoch nicht abgelegt. Es ist möglich, auch aus Religion sich von Religion loszureißen, wie im römischen Lukretius bei weitem mehr Naturandacht und wahre religiöse Begeisterung ist, als in dem, der Gott mit dem Verstand leugnen, aber mit dem Herzen bekennen will. Die deutsche Nation strebt mit ihrem ganzen Wesen nach Religion, aber ihrer Eigentümlichkeit gemäß nach Religion, die mit Erkenntnis verbunden und auf Wissenschaft gegründet ist. So hat an ihr Bacos bekannter Ausspruch sich auf eine auffallende Weise bewähren müssen, daß die oberflächlich und nur mit den ersten Lippen gekostete Philosophie von Gott hinweg, die ganz und völlig erschöpfte zu ihm zurückführt. Wiedergeburt der Religion durch die Wissenschaft, dieses eigentlich ist die Aufgabe des deutschen Geistes, das bestimmte Ziel aller seiner Bestrebungen. Nach der notwendigen Zeit des Übergangs und der Entzweiung nehmen wir dieses durch die religiöse Revolution eines früheren Jahrhunderts begonnene Werk an eben dem Punkte auf, wo es verlassen wurde. Jetzt fängt die Zeit der Vollführung und Vollendung an.

Der Deutsche zeigt seine angeborene Treue selbst im Verkehrten, es nicht verlassend, sondern ausbildend bis zur vollkommenen Erscheinung der Nichtigkeit. Die Ausartung alles Hohen und Erhabenen, die Erlöschung des-

selben bis auf den Begriff selbst in weltlichen Geschäften und Dingen ist ein Beweis mehr von seiner Konsequenz.

Daher haben hier verderbliche Grundsätze auch weit verderblicher eingewirkt und in der Tat die ganze Masse der Nation verkehrt, wie ein wenig Sauerteig eine ganze Masse säuert. Was man auch sagen möge, alles Hohe und Große in der Welt ist durch etwas geworden, das wir im allgemeinsten Sinne Metaphysik nennen. Metaphysik ist, was Staaten organisch schafft und eine Menschenmenge eines Herzens und Sinns, d. h. ein Volk, werden läßt. Metaphysik ist, wodurch der Künstler und der Dichter ewige Urbilder lebendig empfindend sinnlich widergibt. Diese innere Metaphysik, welche den Staatsmann, den Helden, die Heroen des Glaubens und der Wissenschaft gleichermaßen inspiriert, ist etwas, das von den sog. Theorien, wodurch Gutmütige sich täuschen ließen, und von der flachen Empirie, welche den Gegensatz von jenen ausmacht, gleich weit abstößt.

Alle Metaphysik, sie äußere sich nun spekulativ oder praktisch, beruht auf dem Talent, ein Vieles unmittelbar in einem und hinwiederum eines in vielem begreifen zu können, mit einem Wort auf dem Sinn für Totalität[1].

Metaphysik ist der Gegensatz alles Mechanismus, ist organische Empfindungs-, Denk- oder Handlungsweise. Auf Zerstörung aller Metaphysik im einzelnen Menschen wie im ganzen ging die letzte Zeit aus, und dieses ist in der Tat das Geheimnis aller Klugheit, Erziehungs- und Regierungsweisheit derselben.

Wir wollen unsere Beispiele nicht von eigentlich spekulativen Wissenschaften hernehmen. Daß z. B. die Physik ganz dem Mechanismus überantwortet wurde, ist eine bekannte Sache. Die Physik soll freilich bis auf den Mechanismus der Erscheinungen konstruieren, aber was sie in diesem Mechanismus darstellen und eigentlich sehen soll, ist nicht mehr Mechanismus: eben darum bedarf der Physiker

[1] Hier zeigt sich Schelling als Goethes Schüler.

der innern Metaphysik, der Anschauung und Tiefe der Kontemplation. Daß die Philosophie von allem Dämonischen, aller eigentlichen Metaphysik zu reinigen, ein Hauptverdienst und Geschäft gewesen, weiß jedermann. Nur von denjenigen Wissenschaften reden wir, die das Leben des Menschen unmittelbar angehen und bestimmen. Was zuvörderst das allgemeine Verhältnis der Menschen zueinander betrifft, so war der Ausgangs- und Unterstützungspunkt der sämtlichen Theorien die absolute Personalität des einzelnen. Nicht damit ein dem All ähnliches Ganzes entstände, nur um eines Ganzen willen, sondern damit der einzelne für sich, abgeschlossen und gesondert bestehen könnte, gab es Recht und Gesetze. Der Charakter, unter dem der einzelne betrachtet wurde, war (dem höchsten, den mechanische Physik kennt, ähnlich) moralische Undurchdringlichkeit, absolutes Vermögen für sich zu sein und seine Sphäre mit Ausschließung aller andern zu erfüllen. Auf diese unsinnigste Anmaßung absoluter Egoität wurde eine den Alten in diesem Sinn völlig unbekannte Wissenschaft gegründet, ein sog. Naturrecht, das allen zu allem ein gleiches Recht gibt und keine innerlich bindenden Pflichten, sondern nur äußeren Zwang, keine positiven Handlungen, sondern nur Unterlassungen und nur Einschränkungen kennt, die sich jeder an seinem ursprünglichen Recht bloß in der Absicht gefallen läßt, um den ihm übrigbleibenden Rest desselben desto sicherer in selbstgenügsamer Abgeschlossenheit genießen zu können. Aus dieser trüben Quelle schnödester Selbstsucht und Feindseligkeit aller gegen alle entstand sodann der Staat durch menschliche Übereinkunft und gegenseitigen Vertrag.

Wenn einmal in der Menschheit kein notwendiges Prinzip von göttlicher Einsetzung ist, wodurch viele zur Einheit verschmolzen, und hinwiederum die Einheit in Vielheit sich verwirklicht, wenn das Höchste, um dessentwillen alles andere da ist und geschieht, die Personalität des einzelnen ist: so ist es unmöglich, für das Ganze wahrhaft zu wollen, und das Gesetz der Sittenlehre, im Sinn

und Geist des Ganzen zu handeln, anders als im negativen Sinn zu verstehen und zu erfüllen, nämlich in dem: nichts zu tun, das dem Willen des Ganzen, wenn es als solches einen haben könnte, widerstritte. Alle Tugenden sind dann entweder bloß verneinender Art, oder können ebenfalls nur von dieser Seite erscheinen; der ganze Wert des Menschen besteht in der Einschränkung, die er sich in Ansehung anderer auferlegt, nicht in dem, was er für andere vollbringt; Tugenden, die sich nur im Zustand eines öffentlichen und gemeinsamen Lebens entwickeln und äußern können, gibt es nicht, sondern bloß Tugenden des Privatlebens. Auch der Staat glaubt solcher Tugenden entbehren zu können, so wie jeder innerlich bindenden Kraft. Gesinnungen gehen ihn nichts an, denn Handlungen, die seiner Existenz zuwider, glaubt er mit Gewalt hindern, deren er bedarf, erzwingen zu können. Vollkommene Mechanisierung aller Talente, aller Geschichte und Einrichtungen ist hier das höchste Ziel. Alles soll notwendig sein im Staat, nicht wie in einem göttlichen Werk alles notwendig ist, sondern wie in einer Maschine durch Zwang, durch äußeren Antrieb.

Zwar es muß sich in der Ausübung finden, daß der Staat durch alle diese Mittel nie ein Ganzes wird, ja, daß jene blinde Notwendigkeit nicht einmal erreicht wird, aber immer wird der Grund nur in der Unvollkommenheit des Mechanismus gesucht; neue Räder werden eingefügt, die zu ihrer Regulierung wieder anderer bedürfen, usf. ins Unendliche; ewig gleich fern aber bleibt das mechanische Perpetuum mobile, das bloß organischer Kunst der Natur und der Menschen vorbehalten ist, zu erfinden.

In einem so gewordenen Staat hat alles nur Wert, soweit es mit Sicherheit erwartet und berechnet werden kann: alles Dämonische aber, das vom Himmel kommt und nicht berechnet werden kann, ist von keiner Bedeutung.

Aller Mechanismus vernichtet die Individualität, gerade das Lebendige geht nicht in ihn ein und ist ihm nichts. Alles Große und Göttliche aber geschieht immer durch Wunder, d. h. es erfolgt nicht nach allgemeinen

Gesetzen der Natur, sondern nur durch das Gesetz und die Natur des Individuums. Vertilgung der Individualität ist eben die Richtung eines unmetaphysischen, bloß mechanisch geformten Staates. Daher gelangen in ihm die am wenigsten durch Individualität ausgezeichnet sind, die gewöhnlichsten Talente und am meisten mechanisch aufgezogenen Seelen zur Herrschaft und Leitung der Angelegenheiten. Ja in dem Maß, als ein Mensch der wahren Wissenschaft und Ideen fremd ist, wird er tauglich für Geschäfte gefunden. Zuletzt werden auch an den Oberhäuptern nur Privattugenden noch geschätzt ohne öffentliche, und da in der Tat nichts Gemeinsames oder wahrhaft Öffentliches existiert, so wird die fade Moral des Privatlebens endlich sogar auf die Throne erhoben, und auch Fürsten gelehrt, was sie unterlassen, nicht, was sie Positives und ihrem Volk Heilsames selbständig tun sollen. Wie sollte aber ein solcher Staat dem Kriege gewachsen sein, da er alles auf den Eigennutz des Privatlebens gründet, und er hinwiederum zu dem Bürger kein anderes Verhältnis sich gegeben, als das, den möglichsten Nutzen von ihm zu ziehen, ihn zu übervorteilen und, wo es möglich, Geld und Gut von ihm zu gewinnen; ferner, da in dem Krieg allein große Individualität entscheidend, hilfreich erscheinen kann, da zur Zeit des Friedens eben diese unterdrückt und vertilgt würde. Es gibt keinen rechtlichen Krieg, als der um der Idee willen geführt wird, d. h. der religiös ist. Nicht als Maschine, die von Willkür bewegt wird, sondern dem Gesetz Gottes und der Natur gehorchend, die den Krieg eingesetzt haben, soll der Streiter siegen oder fallen. Wo aber gibt es einen heiligen Krieg, wo der Staat nichts Heiliges in sich hat, und was in ihm allein noch Heiliges war, die Religion, als ein Fremdes von sich ausgestoßen und sich selbst als ein Institut von bloß weltlichen Zwecken konstituiert hat.

Die deutsche Nation ist ihrem innersten Wesen nach religiös; jedes Volk hat aber nur durch dasjenige Kraft und Macht, was seine besondere Natur ist. Andere mögen durch anderes getrieben und vereinigt werden, ein Phantom

von Ehre ganze Staaten zusammenhalten und Völker zu Triumphen führen: deutsches Gemüt bedarf eines innigeren Bandes. Kein Volk hat mit diesem Sinn und dieser Ausdauer den heiligen Krieg gekämpft wie das deutsche. Jene große religiöse Umänderung beschäftigte für und wider die Gemüter und Geister der Fürsten und Gewaltigen. Wie ist denn jetzt alles so verändert? Die Antwort auf diese Frage liegt sicher und einem großen Teile nach auch in der Geschichte der Wissenschaft. Man könnte von dem Menschen überhaupt sagen, daß er bestimmt ist, seiner Persönlichkeit nach als ein Opfer der ganzen Natur zu fallen. Jedes andere Geschöpf lebt, in bestimmten Grenzen, ein vorgezeichnetes Leben; sein beschränkter Charakter ist ihm Tugend und Recht, und wie es auch beschaffen sei, es ist in sich selbst rein und ohne Fehl. Der Mensch ist allen Widersprüchen offen, und durchläuft in sich allein fast die ganze Stufenleiter der Wesen, derselbe des Höchsten und des Niedrigsten fähig. Man hat es oft bemerkt, daß alle übrigen Nationen von Europa durch ihren Charakter viel bestimmter sind als die deutsche, welche daher wegen ihrer allgemeinen Empfänglichkeit als die Wurzel, wegen der in ihr liegenden Kraft der Vereinigung des Widerstreitenden wohl als die Potenz der anderen Nationen betrachtet werden könnte. Sollte nicht das Los der Deutschen darin das allgemeine des Menschen sein, daß auch er die verschiedenen Stufen, welche andere Völker gesondert darstellen, allein alle durchliefe, um auch am Ende die höchste und reichste Einheit, deren die menschliche Natur fähig ist, darzustellen?

Wenn dasjenige Volk, dessen Kultur die eines anderen gebieterisch bestimmt hat, das diesem seine S i t t e, seine Sprache seit länger als einem Jahrhundert mitgeteilt und durch Vorzüge wie durch Laster, durch seine vorzüglichen Geister wie durch seine Auswürflinge gewirkt hat, wenn jenes Volk endlich dazu kommt, dieses auch äußerlich zu beherrschen, was ist da so Großes zu verwundern, da das Gegenteil vielmehr das Verwunderungswürdigste wäre? wenn aber dieses Volk Mittel gefunden,

dem größten oder wenigstens gebietenden Teil des andern Grundsätze einzuflößen, deren Gift es seiner selbst mehr nach außen wirkenden Natur gemäß durch eine schnelle, wenn auch furchtbare, Krise überwunden, indes es jenem das innere Leben langsam verzehrt, welche Folgen wären von diesem Verhältnis zu erwarten?

Bei diesem Verhältnis der deutschen Nation zu den übrigen müssen wir, um die wahre Wesenheit ihres Geistes, die ursprüngliche Richtung ihres Sinnes zu gewinnen, das alles aussondern, was durch die Buhlerei der Väter und Großväter mit ausländischen Völkern erzeugt wurde, oder als fremder Zusatz das reine deutsche Metall auch seiner inneren Natur nach verändert hat. Das ist nicht deutsche Philosophie, was lange dafür gegolten: nicht einheimisch sind jene abstrakten Theorien und seichten Grundsätze, die sich allmählich in alle Zweige auch des Lebens und gemeinen Wesens gedrungen haben und noch fortwirken, indes sie die Erfahrung längst widerlegt hat und täglich in ihrem Nichts offenbart.

Hat sich indes in der deutschen Nation innerer Zerfall, Widerspruch, Unvermögenheit gezeigt, so dürfen wir dieses nicht rein und bloß der Einwirkung fremder Elemente zuschreiben. Im Wesen und der Bestimmung des deutschen Geistes, in allen Formen sich zu versuchen, liegt der Grund einer unendlich mannigfaltigen Spaltung. Alles Leben fordert Totalität, aber diese zerfällt ohne die Einheit. So machen einzelne Teile unseres Leibes zusammen die Form aus, und nur wo diese Form in Einheit beisammen ist, schlägt das Wesen, der echte Lebensblitz ein. Nehme die Form auseinander, und er hat nicht mehr, wo er einschlage und zünde. Wir haben zu gleicher Zeit und auf einem Boden Menschen jeder Art gesehen. Viele, die ganz in den Schlamm der Sinnlichkeit versunken waren, und deren beschränkten Geisteskräften eben dies das Höchste schien, nichts außer dem Sinnlichen zu sehen und zu denken. Reine Verstandesmenschen — wie gar wenige in der Tat, viele doch ihrer Rede nach! — die ihren Verstand im Hinwegschaffen und Beschneiden suchten, gänzlich

unfähig aber, etwas Positives zu schaffen. Vernunftmenschen, d. h. solche, die mit reiner Vernunft sich abziehen zu können glauben von aller Wirklichkeit und von aller Tat. Sogar Über-Vernunftmenschen! Aber Menschen, in denen die Harmonie wäre, durch welche jenes alles erst teils Adel, teils die Kraft der Wirksamkeit und die Aktualität erhält, mit einem Wort, wahrhaft göttliche Menschen haben sich nirgends hervorgetan. Jene alle zeigten sich unvermögend zur Rettung des Gemeinwesens oder auch nur zur Erfindung irgendeines Guten für das Ganze und Allgemeine. Gerade jener innere, geistige Lebensblitz hat der Zeit gefehlt, und nirgends hat, in Deutschland wenigstens, wo jene Sonderung der Kräfte nach allen Richtungen hin aufs äußerste getrieben wurde, eine Erscheinung desselben sich tätig, wirksam für das Leben gezeigt. Wo er erschienen wäre, da hätte er als ein Lichtglanz und Bote vom Himmel alles Volk mit Anbetung erfüllt, die Getrennten plötzlich, wunderbar, göttlich vereinigt. So stehen sie nun außereinander, geschieden, jeder auf einem Endpunkte; die Kraft, der Funke aber, der alle zu einem Wollen und Tun verschmelzen konnte, hat sich nirgends gezeigt.

Ihr habt die Natur geschmäht, daß sie Sinne eingesetzt und den Menschen nicht nach dem Muster eurer Abstraktionen geschaffen; ihr habt seine Natur geschändet und verstümmelt, damit sie euch gerecht werde, und mit viel frecherem Wahnsinn gegen sie gewütet, als die sich in früheren Zeiten selbst verschnitten, um der Seligkeit willen. Ihr bedachtet nicht, daß in Sachen der Wissenschaft, der Religion und Kunst so wenig als in weltlichen Geschäften je ohne überwiegende Naturkraft etwas Großes vollbracht worden, und daß die erhabensten Äußerungen der Seele ohne eine kräftige Sinnlichkeit tot und unwirksam für die Welt sind. Ihr bedachtet nicht, daß, indem ihr die Leidenschaften ausrottet, ihr zugleich der Tugend den Stoff ihrer Anwendung, die Materie raubt, ohne welche sie keine Äußerung hat. Denn jede Kraft der Natur ist an sich gut, und, soweit sie positiv ist, göttlich; sie wird negativ und vom Argen,

nur sofern sie aus dem ursprünglichen Maße der Kräfte heraustretend und für sich wirkend, sich selbst zum Mittelpunkt zu machen strebt. Wenn aber die Tugend selbst nichts anderes ist denn eben jenes göttliche Maß der ursprünglichen Kräfte, so sind diese notwendig zur Äußerung der Tugend, wie in der Heiterkeit der Luft nur darum die Sonne als Bild der Einheit erscheint, weil derselbe Luftkreis es ist, in dem auch die Kräfte der Stürme und Orkane, die Macht des Blitzes und des Donners schlummert. Wer möchte die göttliche Wurzel des Zorns, des Hasses, der Ehrliebe und anderer Eigenschaften verkennen? Die Wirkung einer den Menschen aushöhlenden Moral muß aber notwendig noch beträchtlich nachteiliger wirken auf Völker, die schon durch ihre klimatischen Verhältnisse ärmer an Naturkraft und schwächer begabt von Sinnlichkeit sind.

Ebenso habt ihr dem Verstand Krieg angekündigt, weil ihr ihn nur von seiner negativen, aber nicht von seiner positiven Seite kennt. Wollten wir ihn auch bloß nach der gewöhnlichen Ansicht als das Mittel der Vernunft und Sinnlichkeit betrachten, so erschiene er schon dadurch als das Realisierende oder die einzige Kraft der Verwirklichung im Menschen, so daß selbst noch die Frage entstände, ob er nicht, menschlich zu reden, als das gemeinschaftliche Band jener Entgegengesetzten und eben darum des Menschen selbst, höher als beide zu setzen sei; daß er gleicherweise leer, unfruchtbar, unwirksam ist, er mag nun von der Vernunft und den Ideen, deren Werkzeug er ist, oder von sinnlicher Anschauung und Kraft, welche der Stoff ist, in dem er jene auszuprägen hat, sich entfernen, ist nur zu offenbar durch sich selbst und durch die Erfahrung; aber eben diese Erfahrung weist ihm sein bestimmtes organisches Verhältnis im ganzen der menschlichen Natur an. Schlägt denn etwa das Herz im Leibe darum nicht frei und lebendig, weil es ein Band zweier Systeme, weil es untergeordnet ist der Einheit, die kein Teil mehr ist? Der Verstand ist es, von dem allein allen Produkten des Geistes innere Kraft und

Ständigkeit kommt; selbst Taten des Muts, der Tugend und Begeisterung drückt er erst das Siegel der Göttlichkeit auf. Wie es aber Sitte geworden ist, in der Wissenschaft nur schwärmen, nur fühlen oder empfinden zu wollen, und bei Schwachsinnigen sogar für Genie gilt, die Wissenschaft zu verachten, so ist in Dingen des Lebens unter uns verstandlosem Enthusiasmus mehr als klarem Verstand, illusorischer Meinung mehr als deutlicher Erkenntnis des Notwendigen vertraut worden.

Man hat den deutschen Philosophen mehrmals vorgeworfen ihre Gleichgültigkeit gegen das Gemeinwesen, ihr Nichteinstimmen in die allgemeine Wehklage über Untergang des Alten und des hergebrachten Zustandes, ja im allgemeinen ist ihnen sogar verargt worden, daß sie mit übersinnlichen und die gemeine Fassungsgabe übersteigenden Dingen sich beschäftigen, indes die Begebenheiten der Welt alle menschlichen Kräfte zur Erde zurückzurufen scheinen. Wäre die Richtung der neueren Philosophie auch noch so überirdisch, schiene es so sehr tadelswert, sich von der Erde, die nichts darbietet als ein gräßliches Schauspiel organischer Auflösung, zum Himmel sich zu wenden? Wie aber sollte sie wehklagen über den Untergang eben derjenigen Zustände, deren Nichtigkeit sie am tiefsten gefühlt und längst verkündet hat? Könnte sie nicht vielleicht sich freuen, daß das zerschmetternde Schicksal mit harten Schlägen das Gebäude der Lüge und des Irrtums zusammenstürzt, das der sanften Stimme nicht weichen wollte. Sollte sie noch Hoffnungen hegen von einer Zeit oder einem Geschlecht, von dem sie der festen Überzeugung ist, daß das Wahre selbst, das Rechte und Gute, das in sie gesäet würde, nur Unkraut und schlimme Frucht erzeugen kann? Wahrlich, sie könnte des geistigen Schlafs und inneren Todes in dem Geschlecht so gewiß sein, daß sie, obschon nach gemeiner Rede die Erfahrung die Lehrmeisterin der Toren ist, dennoch mit Gewißheit wahrsagen könnte, daß auch diese nichts ändern und bessern wird. An wen aber sollte sie sich wohl mit ihren Reden richten? An die, welche angefüllt mit den

seichten Begriffen abstrakter Theorien auf der einen, und einer unreinen, ja schmutzigen Erfahrung von der anderen Seite, sich den wahren Weltverstand zuschreiben, die wahre Philosophie aber, die nichts anderes ist denn die höchste Erkenntnis des Seienden, verachten? Sollte sie den wahnsinnigen Aberglauben teilen, daß Neues durch Altes besiegt werden könne, indes sie fest überzeugt ist, daß nur die gänzliche Erneuerung, welcher zu wehren das Hauptgeschäft der Erstorbenen und Blödsinnigen der ganzen letzten Zeit gewesen, Ehre und Heil wiederbringen kann, und dies ganze Geschlecht entmannter Lüstlinge und weicher Seichtlinge, das gleich ungeschickt ist für den Ernst des Lebens wie für den der Wissenschaft und der Kunst, vergehen muß, ehe mit Tat und Kraft wieder gehandelt werden kann. . . .[1]

[1] Hier bricht das Manuskript ab. (A. d. O.)

Vorrede zur Allgemeinen Zeitschrift von Deutschen für Deutsche. 1813.[1]

Die erste Eigenschaft einer guten Zeitschrift ist unstreitig, daß sie zeitgemäß, wenn auch nicht in jedem Verstande zeitgerecht sei. Es gibt Zeitschriften, die unter und hinter ihrer Zeit sind, und die Fortschritte derselben nur benutzen, um als träge, hemmende Last von ihr mit fortgeführt zu werden. Voraus vor ihrer Zeit zu sein, kommt selbständigen Werken eher als einer Zeitschrift zu, obschon in einer solchen mancher Gedanke sich einzeln hervorwagen kann, zu dessen vollkommener Begründung und allseitiger Ausbildung die Mittel noch abgehen. Nur muß der leicht mögliche Mißbrauch vermieden werden, da es dem unzulänglichen Talent nicht schwer fällt, ungeprüfte Gedanken aufs Geratewohl wie Samenkörner auszustreuen, indes es das Zeichen gediegenen Talents und des es allein zu Genie adelnden Charakters ist, einen einzigen Gedanken groß zu ziehen und zur wissenschaftlichen Vollkommenheit heranzubilden[2].

Im allgemeinen könnte man sagen, die wahre Zeitschrift soll auf gleicher Höhe mit ihrer Zeit sein; denn um dieses zu können, muß sie schon an sich dem Höchsten ihrer Zeit wirklich gleich- und gegenüberstehen. Zeitschriften, die sich nur bemühen, von dem Schlechten der Zeit Vorteil zu ziehen und mit dem Strome der Erbärmlichkeit selber fortzuschwimmen, stehen der Wahrheit

[1] S. 10. I. Abt., 8, S. 139.
[2] Hier verurteilt Schelling unbewußt sein eigenes „geniales" Produzieren!

nach unter ihrer Zeit. Da sich indes annehmen läßt, daß das Höchste und Beste jederzeit dem größeren Teile fremd ist, so muß insofern die wahre Zeitschrift über ihrer Zeit und vor ihr voraus sein, aber ohne je die Beziehung zur Gegenwart ganz aufgeben zu dürfen. Nach dieser Ansicht wäre sie als Vermittlerin der Zukunft mit der Gegenwart zu betrachten. Sie soll für das, was noch außer und vor der Zeit liegt, und was im Entstehen sich von ihr losgesagt hat, die geschichtlichen Vermittlungsglieder finden, durch welche es an die Zeit herangebracht oder in diese aufgenommen werden kann.

Dabei ist indes nötig, die doppelte Seite der Zeitschrift anzuerkennen, inwiefern sie einerseits auf die Zeit wirkt, andererseits selbst wieder ein Bild der Zeit sein will.

Denkt sie, auf die Zeit überhaupt zu wirken, so muß sie das wahrhaft und wesentlich Allgemeine derselben ergreifen; nicht die Außenseite, nicht dieses oder jenes Besondere, sondern das Innere, das, was Herz und Geist der Zeit ist. Und da ihre Absicht nur auf eine geistige Wirkung gerichtet ist, so wird sie sich selbst derjenigen Angelegenheiten entschlagen, in welchen eine rein geistige Entscheidung nicht stattfindet. Die wissenschaftliche, die religiöse, die sittliche, die künstlerische Bildung ihrer Zeit, dieses werden die Kardinalpunkte sein, die sie ins Auge faßt, wie eben diese am Ende die verborgenen Triebräder der Geschichte selbst sind.

Wirken auf die Zeit oder sie fördern kann sie auf zweierlei Art. Indem sie selbst Muster und Beispiele des höheren und besseren Geistes in allen Fächern aufstellt, den sie allgemeiner machen möchte. Sodann indem sie der Zeit zum Urteil und Bewußtsein verhilft über das, was verworren, ungewiß, vieldeutig in ihr sich bewegt. Denn gleichwie es für den einzelnen Menschen nichts Unglücklicheres geben kann, als über die wesentlichsten Dinge kein Urteil zu haben, so auch für eine ganze Zeit; und wie der einzelne Mensch sich durch nichts mehr gefördert fühlt, als wenn ihm ein Urteil über Gegenstände zuteil wird, denen er zuvor nicht beizukommen vermochte,

so ebenfalls ein ganzes Geschlecht. Wenn also eine Zeit auch, anarchisch verwirrt, eine Weile jedem, der Frechheit genug hat, verstattet, sich zum Richter und Urteiler aufzuwerfen, so wird sie doch bald der unberufenen Wortführer satt, und schmachtet nach der Erquickung eines reinen, scharfen und gesunden Urteils, wodurch sie erst sich selber wiedergegeben wird.

Inwiefern aber die Zeitschrift auch wieder ein Bild ihrer ganzen Zeit, nicht eines besonderen Tuns, Treibens oder Denkens in derselben sein soll, wird es nicht fehlen, daß sie verschiedenes aufzunehmen veranlaßt wird, das in ihr selber auch seinen Widerspruch findet, und manches, das vielleicht nur den Wert hat, eine individuelle Sinnes- und Geistesart zu vergegenwärtigen. In dieser Hinsicht darf sie sich nicht einseitig halten, indem manches, das eben nicht kräftig genug ist, für sich zu bestehen, neben anderes gereiht, und als ein Bild der allgemeinen Fruchtbarkeit der Zeit, wohl mitgeht und sogar erfreulich sein kann; wie man in älteren Zeitschriften manchen Vers oder Gedanken findet, dessen Aufbewahrung uns erfreut, wenn er auch keinen unbedingten oder nicht einmal großen Wert hat; und wie z. B. das ältere deutsche Museum aus der Zeit, da die vorzüglichsten Männer unserer Nation daran teilnahmen, für uns dadurch noch immer einen bleibenden Wert hat, daß es zeigt, was alles damals jene Männer beschäftigt hat, und was sie für wichtig gehalten, wenn das erste auch nicht immer Frucht getragen hat, und wenn wir vieles von diesem nach dem Standpunkt unserer Zeiten als weniger bedeutend, ja oft als geringfügig ansehen müssen.

Eine Zeitschrift von der Art, wie die hier ungefähr beschriebene, schien mir ein Fordernis unserer Zeit, insbesondere glaubte ich sie dem Teil der Zeitgenossen, der sich eines geistigen Wirkungsvermögens bewußt ist, erwünscht. Ich entschloß mich zur Herausgabe einer solchen, nicht weil ich mich vor andern fähig glaubte, dem Geschäft vorzustehen, sondern weil ich mich zufällig in der Lage fand, die ein solches Unternehmen begünstiget.

Daß ich mich in der ersten Voraussetzung nicht geirrt, bewährte sich unter anderm dadurch, daß Männer, welche Geist und Bedürfnis der Zeit wohl zu beurteilen verstehen, auf ein ähnliches Unternehmen zugleich mit mir gedacht hatten, ja mir in der Ausführung zuvorkamen. Ich meine hier besonders das deutsche Museum von Fr. Schlegel, das nun schon ein ganzes Jahr hindurch so manchen schätzbaren Beitrag zur Literatur, Geschichte und wissenschaftlichen Kritik geliefert hat. Es hing bei der Ankündigung des neuen deutschen Museums nicht von mir ab, ein in vieler Hinsicht ähnliches Beginnen aufzugeben, was, wenn auch keiner andern Erwägungen, doch schon der seit Jahr und Tag gemachten Vorbereitungen wegen unmöglich war. Noch viel weniger aber kann es meine Absicht sein, einer andern Zeitschrift in den Weg treten zu wollen. Ich glaube im Gegenteil, daß mehrere ähnliche recht wohl nebeneinander bestehen, und jede schon der äußeren Verhältnisse und Umstände wegen ihren eigentümlichen Wert und Charakter behaupten kann.

Ich fürchte nicht, daß der Titel Anstoß finde, der mir eben der Einfachheit wegen der anspruchsloseste schien. Eine *allgemeine* habe ich diese Zeitschrift genannt, nicht, um ihre Ausdehnung über alles mögliche, sondern im Gegenteil, um ihre Beschränkung auf das wahrhaft und wesentlich Allgemeine der Zeit und der gegenwärtigen menschlichen Bildung anzudeuten. Auch nicht, daß alles auf diese sich Beziehende wirklich umfaßt werde, sondern nur, daß es umfaßt werden kann, daß nichts ausgeschlossen ist, was dieselbe angeht, sollte damit angezeigt werden.

Die Bestimmung *von Deutschen für Deutsche* ist hinzugefügt worden, weil es vorzüglich das Wesen deutscher Wissenschaft, Kunst und Bildung ist, das durch diese Zeitschrift ans Licht gestellt, aus dem Verwirrenden und Verdunkelnden, wovon es umhüllt wird, hervorgehoben und so auch zu freierer Entwicklung angeregt werden soll.

Sollte hiernach der weiteste Umfang der Gegenstände gezogen werden, über die sich diese periodische Schrift

verbreiten kann, so würde er (ohne weitere Systematisierung) ungefähr so anzugeben sein.

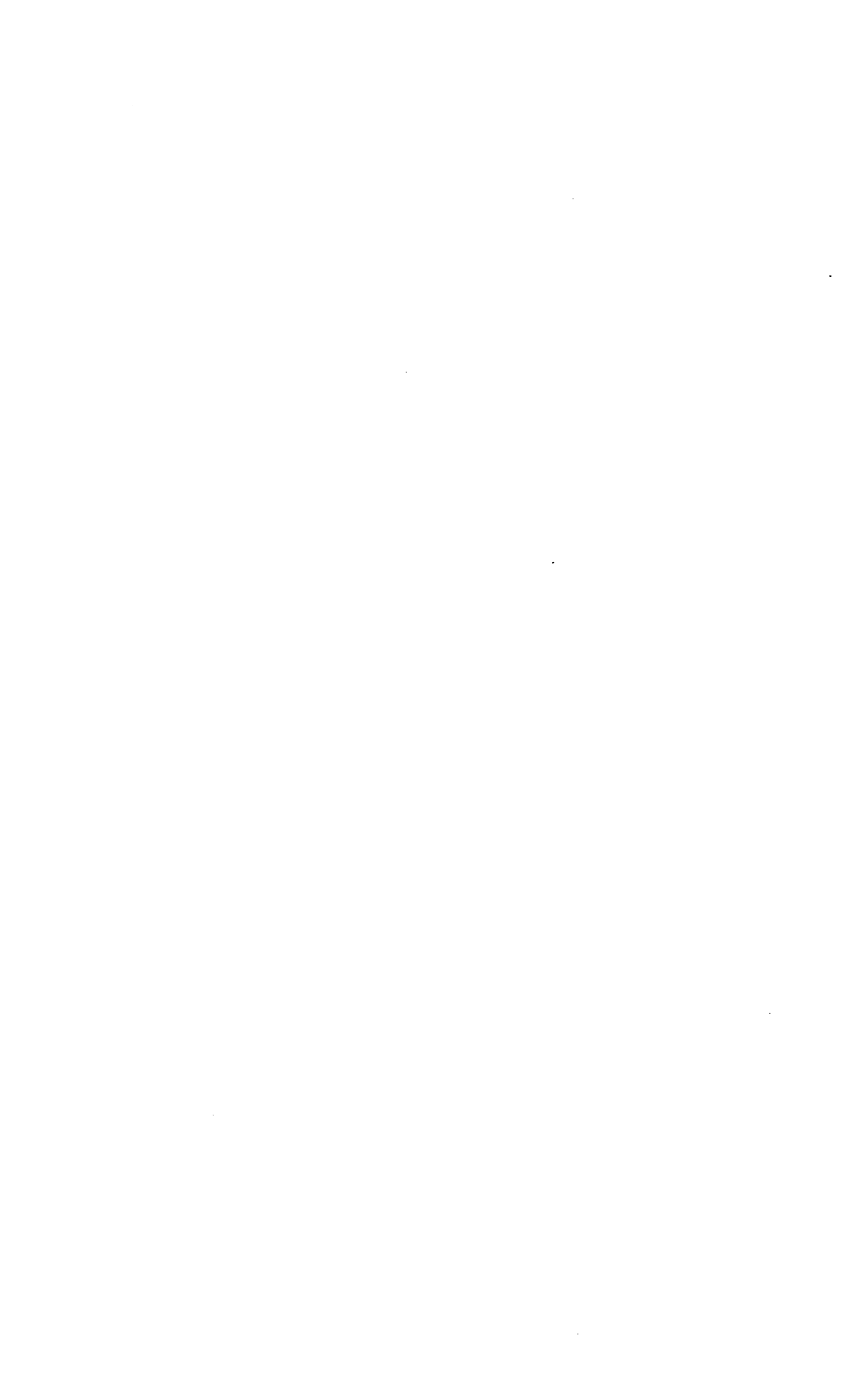
Philosophie an sich — besonders aber in ihrer Beziehung auf das Leben und auf die höchste Angelegenheit desselben, Religion; Naturwissenschaften, inwiefern ihre Forschungen auf den großen und allgemeinen Zusammenhang gehen oder wenigstens Ahnungen desselben erlauben; Erd- und Menschenkunde; geschichtliche Forschungen und Darstellungen im weitesten Sinn, da sie auch die Literatur alter und neuer Völker (zuvörderst unseres eigenen) betreffen; Sprachkunde und Sprachforschung bis zu den Urquellen (auch hier zuerst der eigenen); die Werke der Kunst aus allen Zeiten; die öffentlichen Anstalten für allgemeine Bildung und Erhaltung des wissenschaftlichen oder Kunstgeistes. . . . .

Ich widme diese Zeitschrift dem gesamten deutschen gelehrten Publikum; sie ist nicht meine Unternehmung, noch behalte ich mir ein besonderes Recht an dieselbe vor. Sie gehört gleicherweise allen, die etwas Tüchtiges, Kräftiges, in die Zeit Eingreifendes zu sagen, mitzuteilen oder aufzustellen haben. Sie soll einen langgewünschten Vereinigungspunkt der jetzt vielfach getrennten Geister und Bestrebungen abgeben und gleichsam die Verhandlungen einer unsichtbaren, durch ganz Deutschland verbreiteten Akademie enthalten, zu der alle Männer gehören, in denen sich Geist, Wissen und edleres Wollen vereinigen. Es muß sich zeigen, ob denn wirklich die wissenschaftliche Welt so in Parteiungen zerfallen ist, daß sich auch hier an nichts Gemeinsames mehr denken läßt, oder ob die Besten in jeder Art des Wissens, Forschens und Könnens den Wert einer Vereinigung einsehen, die sie allein in den Stand setzt, dem Andrang des Schlechtern zu widerstehen, das nur durch Uneinigkeit emporkommt, und den Adel, die Würde und hohe Bestimmung der deutschen Wissenschaft, Literatur und Kunst im großen und ganzen zu behaupten.

München, den 2. des Januars 1813.

Anhang.

(Drei bisher ungedruckte Briefe.)



König Friedrich Wilhelm IV. an Schelling[1].

Mit Teilnahme und Freude habe Ich Ihre erste Vorlesung in Berlin erhalten und daraus aufs neue bestätigt gefunden, daß Meine Erwartungen von Ihrem hiesigen Wirken wohl begründet sind. Es ist höchst erfreulich, in dem tiefen Denker auch den Mann zu finden, der seine Wissenschaft nicht allein zum Gegenstande des Spekulativen macht, sondern sie ins Leben überträgt, die religiöse Tendenz als die vorherrschende heraushebt und dadurch auf das wohltätigste auf die studierende Jugend einzuwirken imstande ist. Möge Ihnen Gott Gesundheit, Kraft und Zufriedenheit in Ihrem hohen Berufe gewähren. Meine wohlwollendste Teilnahme an Ihren Bestrebungen wird Ihnen nie fehlen.

Charlottenburg, den 11. Dezember 1841.

Friedrich Wilhelm.

König Ludwig I. von Bayern an Schelling[2].

Glückwünschungsschreiben erwidre ich in der Regel nicht, aber hinsichtlich Ihrer mache ich eine Ausnahme, der Sie nicht nur eine Ausnahme sind, sondern Deutschlands größter Weltweiser, aller, die jetzt leben.

---

[1] Brief von Schreiberhand mit Friedrich Wilhelms eigenhändiger Unterschrift.

[2] Eigenhändiger Zusatz zu einem Dankschreiben von Schreiberhand vom 5. September 1845, Aschaffenburg.

Julie Gotter an Herman v. Schelling.

Lieber Hermann!

Das Schmerzlichste hat sich ereignet, ein paar Tage nach Deiner Abreise ist der gute Vater krank geworden und gestern abend halb 8 Uhr verschieden. Wenn Dir in Deinem unermeßlichen Schmerz etwas zum Trost gereichen kann, so ist es die Versicherung, daß man von ihm sagen kann, er sei nicht gestorben, sondern nur eingeschlafen, sein Hintritt war so sanft, wie ich ihn noch nie gesehen, und die Mutter dankte Gott, daß er in dieser Beziehung ihr Gebet erhört; sie ist nach den Umständen leidlich wohl und zeigt wie einer ihre Energie ....

Den 21. August.

Julie[1].

---

[1] Julie Gotter, ältere Schwester Paulinens.

Personenregister.

(Briefüberschriften und Schellings Name sind nicht aufgenommen.)

